

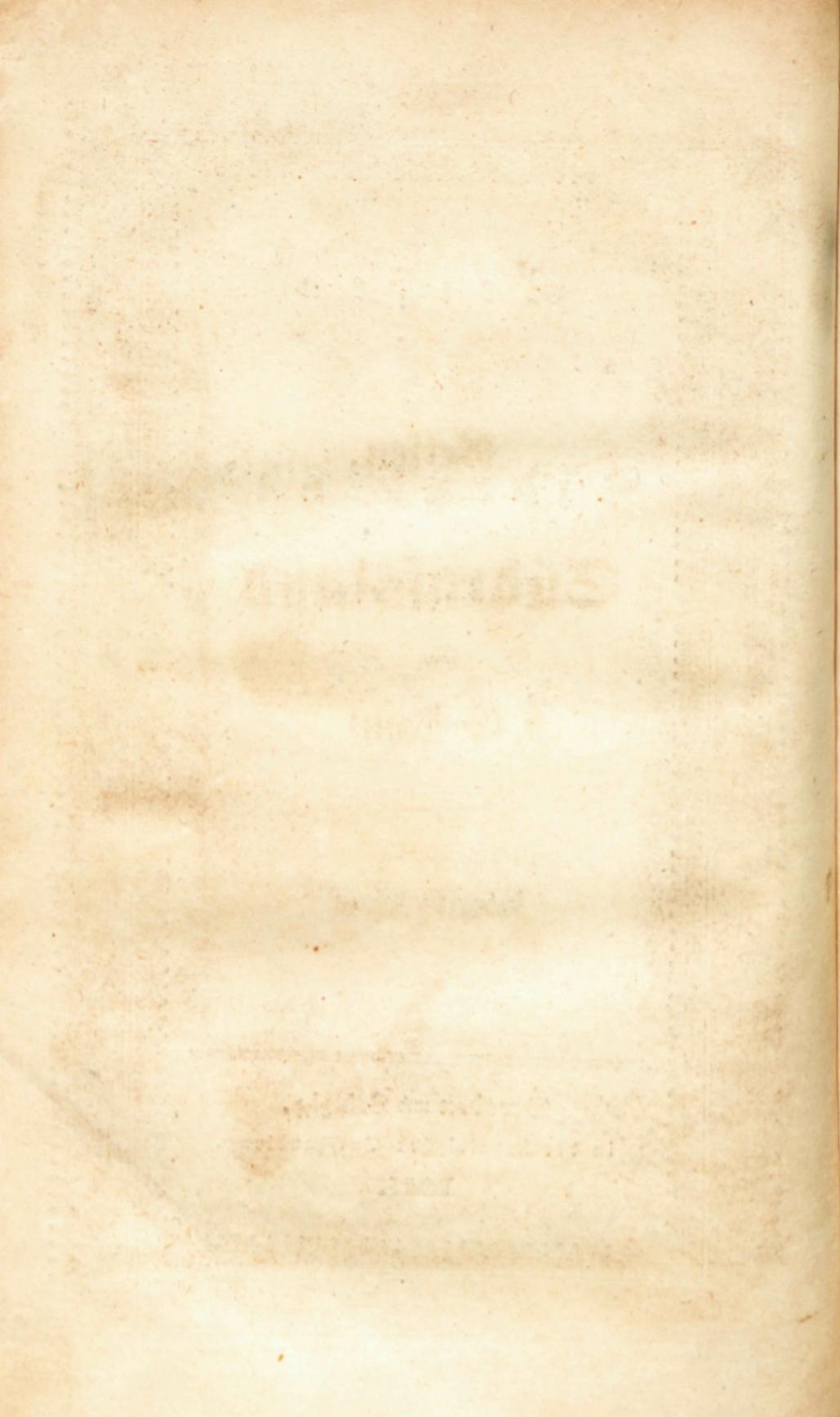
Reisen  
in  
Südrußland

von  
J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

---

Dresden und Leipzig,  
in der Arnoldischen Buchhandlung.  
1841.

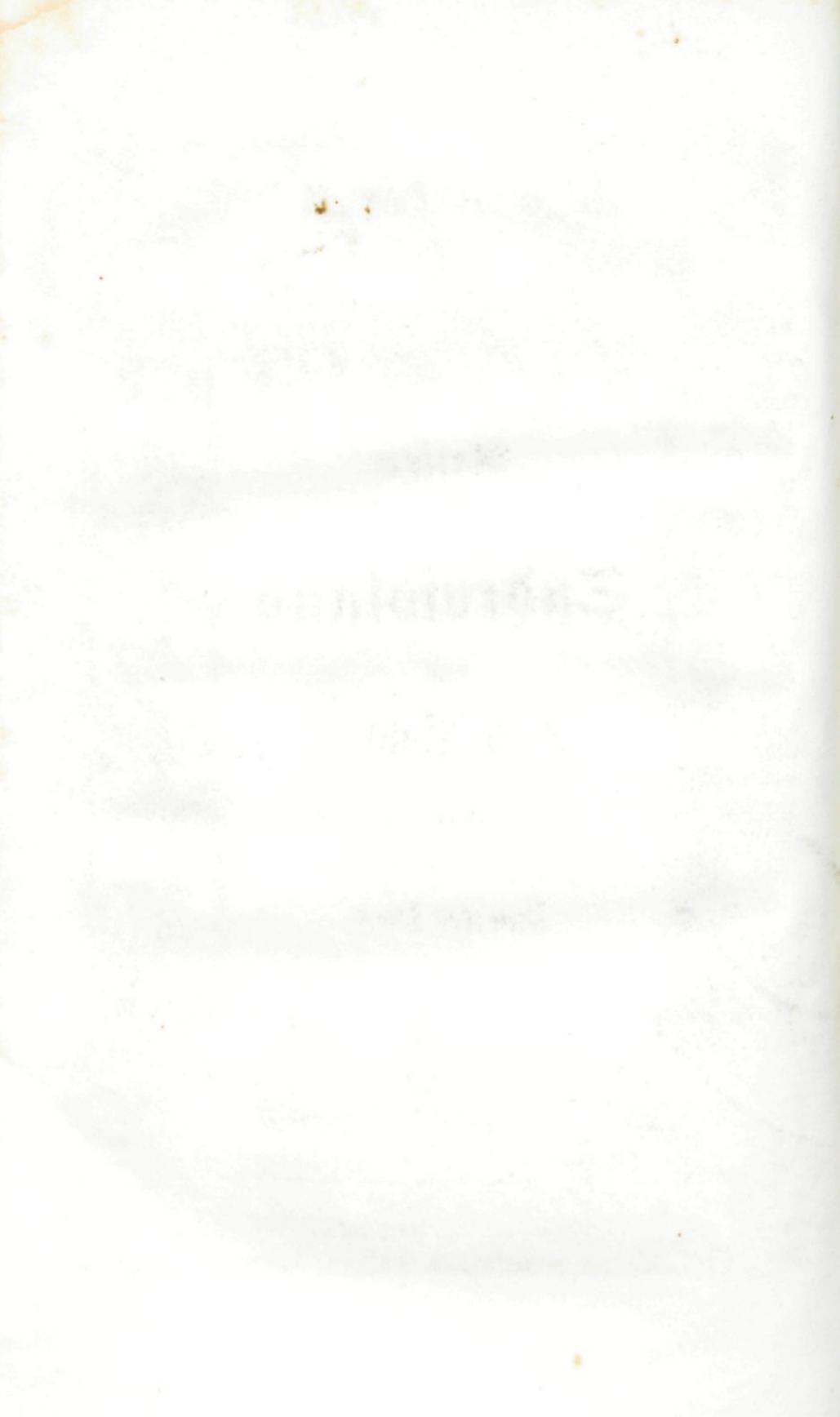




Reisen  
in  
Südrussland

von  
J. G. Kohl.

Zweiter Theil.



Reisen

in

Südrussland

von

J. G. Kohl.

Zweiter Theil.

Bessarabien. — Zur Charakteristik der pontischen Steppen. — Die Karäiten.

---

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.



Dem Herrn

**Geheimenrathe Konrad von Stoffregen,**

dem warmen Freunde der Natur- und Länderkunde,

als ein

kleines Zeichen aufrichtigster Ergebenheit  
und Hochachtung

gewidmet

von

Verfasser.



## V o r w o r t .

---

In Bezug auf die in diesem Bande enthaltenen Schilderungen der Natur der Steppen erlauben wir uns, um einer falschen Beurtheilung derselben zu begegnen, hier noch zu bemerken, daß wir sie keineswegs als Naturforscher für Naturkundige, sondern nur als reisende Liebhaber der schönen Werke der Schöpfung für eben solche Liebhaber entwarfen. — Wir wollten in diesen Aufsätzen zunächst nur insbesondere Das aus der Naturgeschichte herausheben, was vorzüglich einem Ethnographen, Geschichts- und Länderkundigen wichtig sein könnte; wir wollten die Natur und Producte der Steppen, in Hinsicht auf den Einfluß, den sie auf Geschichte und Sitten ihrer Bewohner äußern könnten, oder geäußert haben, schildern. — Dann aber strebten wir auch, für jeden Leser ein allgemeines Tableau der Steppen und ihres Naturlebens zu entwerfen, und allerdings endlich verzichteten wir auch nicht darauf, hier und da einige den Naturhistoriker vielleicht interessirende Beobach-

tungen einzustreuen. Denn allerdings kann jeder Reisende, auch der reisende Laie, sich als im Dienste der Wissenschaft stehend betrachten, da er im Stande ist, manche Bemerkung zu machen, durch deren Mittheilung dann den Forschern gedient wird.

### Der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis.

## B e s a r a b i e n .

	Seite
Steppe Jedigan . . . . .	1
Deutsche Kolonien. — Steppenkrug. — Diebereien. — Aesopische Fabel. — Mühlenheere. — Tiraspol. — Dniestrwasser.	
B e n d é r . . . . .	6
Karl XII. — Schaggräberei. — Wald. — Steppenflüsse. — Sprache. Landschaft.	
R i s c h e n é w . . . . .	12
Bevölkerung. — Adel. — Völkernamen. — Proceß mit Jerusalem. — Sprache. — Der Spiegel. — Historisches. — Bauern. — Statistisches. — Mais. — Moldauische Kleinstädte. — Bauart. — Boren. — Nachtquartier. — Die schöne Moldauerin. — Volkslieder. — Sperlinge. — Schilfhäuser. — Gärten. — Geier. — Matheur. — Russisches Stickwerk.	
B j á l z u i . . . . .	37
Rußland und die Türkei. — Viehmärkte. — Räuberbanden. — Schulen. — Bevölkerung der kleinen Orte. — Bussa. — Fische. — Moldauischer Adel. — Sonnenuntergang. — Gränzmischungen. — Erinnerungen eines Juden. — Heiligenbilder. — Die Pest und die Fische. — Pruth. — Russische Beredsamkeit. — Vieh. — Mahlzeit. — Bierbrauereien.	
G r ä n z s t a d t N o v o s s e l i d z e . . . . .	55
Mauthdirector. — Tänze der Moldauer. — Chotin und Kamenieß. — Die drei Kaiserreiche. — Abschied.	
<b>Zur Charakteristik der pontischen Steppen.</b>	
I. O b e r f l ä c h e n g e s t a l t u n g . . . . .	63
Regenschluchten. — Flußthäler. — Meerestüften. — Die Limans. — Bodenschwankungen.	
II. K l i m a . . . . .	82
Nachbarländer. — Winterstürme. — Frühling. — Sommer. — Tanz der Steppen = Horen.	
III. V e g e t a t i o n . . . . .	102
Russija und die Steppen. — Bäume. — Birnbäume. — Schilf. — Burian. — Gräser. — Steppenbrände. — Schilfbrände. — Heuernte.	
IV. T h i e r l e b e n . . . . .	133
Vierfüßer. — Säufl. — Mäuse. — Wölfe. — Halbwilde Hunde. — Regenverwilderung. — Vögel. — Trappen. — Trappenjagd. —	

Birkhühner. — Raubvögel. — Dohlen. — Staare. — Eulen. — Falken. — Pelikane. — Zugvögel. — Amphibien. — Batrachier. — Krötenregen. — Eidechsen. — Schlangen. — Schildkröten. — Insecten. — Heuschrecken. — Bienenzucht. — Käfer. — Mücken.	
V. Hirten- und Herdenleben . . . . .	175
Die Pferde . . . . .	177
Tabunen. — Pferdehirten. — Der Harabnik. — Rebellenhengste. — Wildes Treiben. — Pferdebiebstahl. — Pferdemarkte. — Hungersnoth. — Winter. — Frühling. — Pferd und Wolf. — Sommergluth. — Großartiges Dreschen. — Pferdehandel.	
Die Schafherden . . . . .	202
Fettschwänze. — Marschordnung. — Hirtenniederlassung. — Hirtengeschäfte. — Nacht. — Die Wjugaß. — Wolfsnoth. — Die Dfscharti. — Winterstallung.	
Die Herden des Hornviehes . . . . .	215
Tschereda. — Viechsteige. — Wolf und Dohs. — Wilde Ochsen. — Talgsiedereien.	
VI. Vergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen . . . . .	229
Der Steppenhimmel. — Gleichförmige Fauna und Flora. — Viehzucht, der nervus rerum aller Steppen. — Viehzucht der Kirgisen. — Wasserbauten der Steppen. — Die Gurkenländer. — Geographische Verbreitung des Kantschu. — Verschiedenheit in der Steppe. — Die Steppenstädte. — Odeffa und Taganrog.	
VII. Rußland und die Steppen . . . . .	237
Das Sibirien der Römer und Griechen. — Der uralte Pader in den Steppen. — Geographische Gestalt und politische Beziehungen der Krim. — Landfrieden, von Rußland gebracht. — Rußlands Besitzthum in der Steppe. — Die Steppen, der Ceres erdffnet. — Denomadisirung. — Das neue Rußland. — Russisches Verfahren gegen den Steppengeist. — Bekehrung der Heiden. — Ansiedelung der Nomaden. — Die Kosacken als Diener der Cultur. — Die Kosackenslinien. — Lineiski Kasaki. — Umgränzung des Weidelandes. — Innere Nomadenhorden. — Zuthellungen von Ländereien. — Aufmunterung der festen Ansiedelung. — Belohnungen. — Betrügereien und Speculationen. — Pontische Flotte. — Gährung in der Steppe. — Commercielle Bedeutsamkeit der Steppe. — Zaregrad.	
<b>N a c h t r ä g l i c h e s .</b>	
Die Karaiten . . . . .	257
<b>Zu den Titelblättern.</b>	
Zum Titelblatte des ersten Theiles . . . . .	267
Zum Titelblatte des zweiten Theiles . . . . .	269

## B e ß a r a b i e n .

„Woll'n wir in diesen Kasten seh'n?  
„Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen.“

### Steppe Jedigan.

„Die Berge stoßen freilich nie mit ihren Köpfen auf einander, aber ein Mensch trifft immer einmal wieder auf seinen Freund“. \*) Dieß russische Sprichwort rief mir eine werthe Freundin in Odessa noch in den Wagen — wir versteckten unsere betäubten Abschiedsgesichter in die Pelze; denn mit dem warmen Sommer war es schon zu Ende — unser Jämstschik hob seine Zügel, blickte noch ein Mal nach uns um, um zu sehen, ob Alles in Richtigkeit sei, und so ging's „paschöll drusei!“ (davon, ihr Freundchen!) auf schönen Septemberwegen in die Steppe hinaus, so schnell, als ob wir jene feuerschnaubenden Eisenhengste, von der Race der Locomotiven vorhätten, obgleich jene „Freundchen“ doch nur eine ganz gewöhnliche tschetwerka (Biergespann) russischer Wallachen waren.

Es ist wahr, die Steppe bot an Genüssen für einen Menschen eigentlich nicht viel, etwas bei der Herbstkühle frisch aufkeimendes Gras für die lieben Thiere und etwas hübsche Wolken für die Engel, für das Mittelglied zwischen beiden, den Menschen, aber so gut wie gar nichts, fast gar nichts außer der weiten Aussicht, der lockenden Ferne, der blühenden Hoffnung, und doch muß ich gestehen, daß meine Gesinnung nomadisch genug war, um die weite, freie, schrankenlose Steppe blos dieses Fastnichts wegen wieder mit Freude und Entzücken zu begrüßen, als wir die Steinbauten von Odessa hinter uns hatten. In der That, ich begreife die Tataren vollkommen, die lieber auf Reichthum und Wohlleben, ja auf das Leben verzichten als auf die Aussicht des freien Schweifens, und hundert Mal lieber würde ich mich bei der Horde „Bubjak“ oder „Jedigan“ als Bürger einschreiben lassen denn bei irgend einem Kräh-

\*) „Gora ss' goroi ne stolknussa, a tschelowek ss' tschelowekom ssoidi-  
otaa.“

winkel als Philister. Des Menschen Stand als Bürger des Universums ist ja nomadisch, von Stern zu Stern wandernd. Warum soll er auf Erden etwas Anderes sein, als er wirklich ist? Wer sich Häuser baut, der verzichtet auf die ganze übrige Welt. Sorgend heften sich seine Gedanken an den einen Fleck. Wer nichts besitzt, der hat an Allem Antheil. Wer auf flüchtigen Rossen lebt, dem gehört das Universum, denn sein Geist schwingt sich frei in die Zukunft und die Ferne hinaus.

In der Gegend um Odesa herum blüht indessen diese Art von Philosophie, die sonst doch hier Jahrtausende hindurch ihre entschiedensten Anhänger hatte, schon längst nicht mehr. Die russische Ansiedelungstheorie hat ihr ein Ende gemacht. Die Tatarenhorde „Sedigan“, die sonst hier zwischen Dniestr und Dniepr pferdemischend wanderte, ist verstorben und verweht, theils in die nogaische Steppe gezogen, theils nach Asien geflüchtet, und wohlhabende Dörfer der Kleinrussen, der Bulgaren, der deutschen Kolonisten bauen in diesem alten Nomadenparadiese im Schweiße ihres Angesichts ihre Cerealien. Es dauerte daher nicht lange, so kamen wir ungeweihten Tatarisirten mitten in die Feier der Ceres-Mysterien. Es war ein Dorf stiller Kleinrussen, wo wir die ersten Pferde wechselten. Die Männer droschen ihr Getreide, die Weiber hechelten den Flachs, und die Mädchen hackten Kohl, und in der Ferne, aber deutlich unseren Augen sichtbar, lag, als wären wir mitten in der ackerbauenden Pfalz — das freundliche Mannheim, d. h. die Kolonie, der ihre deutschen Einwohner, des theueren Vaterlands eingedenk, diesen Namen gaben. Leider führte unser Weg uns nicht zu den lieben Landsleuten hinüber, und wir mußten uns daher begnügen, nur einige Fragen über sie an den russischen Schreiber zu thun. Ich fragte ihn, ob die Leute fleißig wären. „D ja“, sagte er, „sehr. Sie sind fleißig und leben gut. Alles arbeitet immer fort „bei ihnen, Männer und Weiber, Alte, die schon so! — zittern, und kleine Kinder, die erst so! — hoch sind!“ Dann fragte ich, ob sie auch hübsch reinlich und nett wohnten. „Nein“, sagte er, „es sind ja eigentlich keine ächten Deutschen, es sind „nur solche gewöhnliche Schwaben“. Damit wollte er sagen, daß ich mir ihre Wohnungen nicht so elegant und gut denken mußte, wie die wohlhabenden Deutschen sie in den russischen Städten haben. Denn diese nennt der Russe vorzugsweise „nientzi“ (Deutsche), weil er sie früher kennen lernte als unsere erst später in sein Land gekommenen Bauern, und bildet sich nun ein, jeder ächte Deutsche müsse ein gebildeter eleganter Gentleman sein. Jene Bauern scheidet er daher von den Nientzi und nennt sie alle, sie mögen von der Donau oder Elbe kommen, „Schwaben“. Sonderbarer Weise macht's der Pole eben so, und von Krakau bis zur Wolga heißen alle deutschen Kolonisten bei den gemeinen Leuten „Schwabui“. Uebrigens hatte der Mann,

hiervon abgesehen, doch mit der Reinlichkeit nicht ganz Unrecht, denn es ist eine für die deutschen Bauern nicht sehr schmeichelhafte Bemerkung, die man in ganz Rußland macht, daß der Kleinrusse an seinem Körper wenigstens weit reinlicher ist als der Deutsche.

Wir fuhren bis spät in die Nacht hinein, mußten aber doch endlich einkehren, denn so eben die Steppe im Ganzen ist, so sind doch die Wege, ein einziger eingefahrener Streifen ausgenommen, sehr holprich, weil die fette Erde, wenn sie bei reginigtem Wetter aufgerührt wurde, bei trockenem zu einer Menge von Höckern und Unebenheiten versteinert. Weil nun der Boden so schwarz wie Kohle ist, so erkennt man selbst bei'm stärksten Sternenlichte seine Schattirungen nicht und kann nur schwer die schmale rechte Straße einhalten. Wir stellten daher unser Ssamowar \*) in dem ersten besten Steppenkrug auf und erfreuten uns des lieblichen chinesischen Gebraú's, das in jetziger Zeit in allen Steppenländern von der Mongolei bis zu den Karpathen so sehr Nationaltrank ist, daß es neben dem Branntweine allein diesen Namen verdient. In allen Steppenkrügen findet man gewöhnlich gar nichts zu heißen und zu brechen, aber doch immer ein Ssamowar, an dem man sich Morgens statt des Kaffee's, Mittags statt der Suppe und Abends zum Souper seinen unübertrefflichen Karavanentheee kocht.

Wir fanden im Krug einen armen alten Mann mit zerlumpten Kleidern sitzen, der betrübt in's Feuer hineinblickte. Als ich ihn fragte, warum er so traurig aussehe, sagte er, er sei ein Dwornik (Thürhüter) aus Odessa und habe seine Frau in Kischenew besuchen wollen, aber in der vorigen Nacht hätten sie ihm seine Kleider und 25 Rubel Reisegeld weggestohlen, und er wüßte nun nicht, ob er rückwärts oder vorwärts gehen sollte. Mit dem Stehlen ist es vielleicht noch ärger in den Steppen als zur Saporoger- und Tataren-Zeit, denn diese Leute trieben die Sache doch nur mehr im Großen und hätten gewiß den armen Thürhüter frei zu seiner Frau reisen lassen. Jetzt wird aber überall stibigt, da die Steppe ein wahrer Sammel- und Zummelplatz aller Läuflinge und Abenteurer aus Polen und Großrußland ist. An ein Erzwischen der Schnapphähne ist da selten zu denken, denn wo will man alle die Wüsteneien von Grashalmen, in denen sie allensfalls stecken könnten, durchstöbern. Da muß man selber die Sicherheitspolizei machen. Wir bereiteten uns unser Nachtlager daher auch im Reisewagen; freilich stieg da einiger sanfter Regen zu uns in's Bett herab, doch da es kein goldener war und wir keine Danae, so kümmerten wir uns nicht darum. Auch kamen die losen Pferde des Hofes und schnüffelten nach Heu, da sie uns aber nicht die

\*) Russische Theemaschine.

Börse oder das Leben abforderten, so ließen wir sie gewähren. Auch die Schweine rieben sich beständig an den Rädern unseres Wagens, und wir dankten ihnen für das angenehme Schaukeln, denn in den Steppen hat man Ursache, Alles so viel als möglich von der besten Seite zu nehmen, wenn man etwas Vergnügen dabei gewinnen will.

Die Herren in Rußland haben das Eigene, daß, wenn sie den Dienenden etwas schnell zu thun befehlen, sie sich gleich des Comparativs bedienen. Sie rufen nicht wie wir: „Bringe meinem Freunde schnell den Gruß,“ sondern: „Bringe ihn ihm schneller, aber schneller“ (skoräje! skoräje!) Sie, denen nichts schnell genug geht, wissen schon im Voraus, daß ihre Bedienten denen nichts zu langsam ist, es doch nicht schnell thun werden. Diese aber ihrerseits rufen immer auf das „skoräje“ ihrer Herren „ssei tsasch! ssei minut!“ (sogleich, diese Minute!) und lassen dann doch noch einen ganz artigen Reigen tanzender Minuten vorüber gehen, bevor sie sich rühren. Daher pflegt man denn auch sprichwörtlich in Rußland zu sagen: „ssei tschas!“ das heißt „bis morgen früh, und „ssei minut!“ „bis zum nächsten Monatswechsel!“ Als wir daher gegen Morgen aus unserem Bette herauscommandirten: „dawai loschadei! skoräje!“ „Gebt Pferde! aber schneller!“ hieß es immer abwechselnd: „ssei tschas!“ und „ssei minut!“ und zwischen durch hatten wir immer noch Zeit, ein Schläfchen zu machen. Als wir endlich etwas ungeduldiger auf die Leute eindrangten, hieß es: „Seid ruhig, Herren! „Der süße Schlaf ist uns nahe, und bis zum Lichte ist noch weit.“ Das Letztere würden wir zu Deutsch sagen: „Die Sonne geht noch lange nicht auf.“ Die Hauptsache bei'm russischen Kutscher ist, daß man ihn nur erst auf dem Bocke hat, dann geht es aber auch, wie wenn man ein Schiff vom Lande in's Wasser zieht.

Unterwegs sahen wir einen kleinrussischen Bauer eine Aesopische Fabel aufführen. Er wollte seine vier Ochsen zum Brunnen treiben, die ihrerseits dazu keine Lust hatten und sich auf die Seite kehrten. Er schlug sie, und die Ochsen fingen an zu traben. Nun wurde er böse und warf ihnen seine dicke Keule nach; darüber erschrakten die Ochsen nun so, daß sie förmlich in die Steppe quersfeldeln Reißaus nahmen, und der Bauer setzte sich vor Aecker an den Brunnen und riskirte, daß sie ihm gestohlen würden. Er dachte wohl: „Nun wenn ihr mir ehrlichem Kerle nicht gehorchen wollt, so könnt „ihr auch dafür den Schimpf haben, in die Hände eines ehrlosen Diebes zu kommen.“

Die Steppenwege sind immer so breit, daß man meint, man fahre von Rom nach Babylon, und doch zielten wir nur von unserem letzten Nachtquartiere auf das Städtchen Tiraspol, dessen Mühlen wir denn nun auch

balb entdeckten. In den Steppen und überhaupt in ganz Südrussland verkündigen sich nämlich die menschlichen Wohnplätze von fern nur durch ihre Mühlen, da die Ortschaften selbst immer mit Stumpf und Stiel in Schluchten und scharf eingeschnittenen Thälern versenkt liegen und auch nicht mit einem einzigen Schornsteingipfelchen auf das Steppenplateau hervorblicken. Die Mühlen des Ortes aber, die, weil klein, immer sehr zahlreich sind — bei manchen Flecken findet man ihrer 50 bis 60, bei Tiraspol zählte ich 62, bei Dbeffa über 400, mancher Dorfpriester hat allein 4 bis 6 — stehen immer auf dem Rande des Plateau's, wie eine Herde dicht zusammengedrängt. Sie geben den sonderbarsten Anblick von der Welt, wenn sie bei frischem Winde so mit ihren tausend Armen — eine jede hat nach der Landesitte 6 bis 8 — durcheinander haspeln, zumal wenn eine Fata Morgana sie hoch in die Luft erhebt. Wenn mehre Orte in der Nähe sind, so sieht man oft vier bis fünf solcher Mühlenheere gegen einander zu Felde liegen, und es war ein Stück für den geplagten Sancho Pansa, daß sein Herr keine genaue Kenntniß von diesem Lande hatte, denn sonst hätte dieser ihn gewiß auch noch hierher geschleppt, um seiner Pflicht gemäß jene wüthenden Steppen-Riesen zum Frieden zu zwingen.

Die Stadt Tiraspol, wie alle diese Dniestrstädte mit so eleganten Namen, z. B. Dvidiopol, Gregoriopol u. s. w., ist nichts als ein weitläufiges und wüstes Gewebe an einander gereihter kleinrussischer und moldauischer Chaten \*), die klein und elend, aber von außen und innen reinlich sind. Es war gerade Jahrmakkt in der Stadt, ein „drennoi Shidowsky krameroi Jarmanka,“ wie sich die Postmeisterin ausdrückte, „ein nichtsnütziger jüdischer Krämermarkt.“ Dennoch wunderten wir uns, wie aus allen diesen Hütten so zahlreiche und zum Theil sehr gute Equipagen zur Spazierfahrt auf den Markt hervorströmen konnten, aber so ist es in Rußland. Das nomadische Element steckt ihnen noch — freilich vielfach maskirt — im Blute. Ein russischer Offizier wird seiner Braut viel von seiner vierspännigen Equipage vorreden, wenig von seinem comfortablen Hause. Ich glaube, wenn in Leipzig nur die Hälfte von den Vier- und Sechsspännern sich zur Messe zeigten, die wir hier zu dem jüdischen Krämermarkte fahren sahen, es würde einen Auflauf in der Stadt geben.

Die sogenannte Festung von Tiraspol ist, eben so wie die von Dvidiopol, durch nichts fest als durch immense Erdwälle, die so viel Terrain einschließen, daß die Bevölkerung einer Provinz darin Platz hätte. Ich habe aber vergessen, wie viel Dugend Kosacken darin liegen. In Dvidiopol fand ich

\*) Kleinrussischer Ausdruck für Bauernhaus.

16 Mann und ihren Offizier. Diese Festungen des linken Dniestrufers sind jetzt für Rußland unwichtig geworden, da nun auch die etwas besseren alten türkischen Festungen von Bender und Akerman, die den vorigen gegenüber liegen und von Stein erbaut sind, in seine Hände gekommen sind.

Die Einwohner von Tiraspol haben gar keine oder schlechte halbsalzige Brunnen, wie die Steppe durchweg, und sie trinken daher das Wasser des Tiras (Dniestr), welches sie ungemein loben, indem sie sagen, es sei weich, süß und gebe einen vortrefflichen Thee (Letzteres vergißt der Russe nie hinzuzusetzen, wenn er ein Wasser lobt). Fremde Reisende nehmen es sogar in Flaschen mit, um sich in der Steppe guten Thee bereiten zu können. Nur vom Wasser des Pruth wird es noch übertroffen. Doch muß man es sich zuvor einige Zeit abklären lassen, denn es ist, weil der Dniestr ungemein rasch fließt und beständig seine Theilchen der schwarzen Steppenerde mit fortführt, außerordentlich trübe und fast von grauschwärzlicher Farbe, und zwar in dem Grade, daß, wenn man etwas davon mit der Hand schöpft, das Gewebe der Haut durch das Wasser hindurch nicht zu erkennen ist.

### B e n d é r .

Hinter Tiraspol fährt man in das tief ausgewaschene Thal des Dniestres hinab. Wir enterten dort im Sande einen großen Achtpänner, der eben aus Wien und Paris zurückkehrte und uns nach Neuigkeiten über Odessa ansprach. Es war ein reicher junger Herr, der sich der Mode wegen bei'm Grafen Woronzow als Civilbeamter hatte anstellen lassen, den sein Amt aber durchaus nicht hinderte, sein Leben aus Schlafen, Diniren, Spielen und Ausflügen nach Paris zusammenzusetzen. „Das ist auch einer von denen,“ sagte unser Kutscher, „die da leben, der Teufel weiß, wo, und die da arbeiten, der Himmel weiß, was, und die Orden und Rang empfangen, sie wissen selber nicht, wie.“

Im Angesichte von Bender \*), dessen Fort sich mit gewaltig hohen Mauern und dicken runden Thürmen auf dem hohen Ufer des Flusses recht hübsch präsentirt, setzt man über den Dniestr, der hier nur 67 Klaftern breit und dagegen nach der Aussage der Bootsleute 8 Klaftern tief ist. Es hat dieser große Fluß überhaupt durchweg bis zu seinem Ausflusse bei sehr unbedeutender Breite eine sehr große Tiefe, und er windet sich von Anfang bis zu Ende wie eine Schlange in einer unzähligen Menge kleiner Krümmungen, aber mit reißender Schnelligkeit zum Meere hinab, von welchem Allen wohl Mancher

\*) In Deutschland spricht man immer Bender, aber dies würde man im Lande selbst kaum verstehen.

in der großen Ebene der Steppen gerade das Gegentheil erwartet hätte \*). Bei Bender und Tiraspol fängt man noch viele große Störarten. Viel weiter hinauf gehen diese Fische nicht. Ich sah in Ddessa einen von Tiraspol herübergeschafften Hausen, der allein an kleinen nadelkopfgroßen Eierchen zu Kaviar 80 Pfund gab. Bis Tiraspol und Bender gehen nun auch von der Mündung her die wichtigsten der ungeheueren Schilfwaldungen hinauf, die den Fluß zu beiden Seiten oft bis auf 10 bis 12 Werste Breite begleiten und aus denen die Stadt Ddessa wie die ganze Umgegend weit und breit sich mit Schilfe zum Brennen, zum Häuserbau, zum Dachdecken, für die Zäune, für die Matten und für hundert andere Zwecke versorgt \*\*).

Wenn wir sagten, die Festung Bender präsentire sich gut, so ist darunter aber auch ausschließlich nur die Festung zu verstehen, denn die Stadt, die daran hängt, präsentirt sich eigentlich gar nicht. Wie ein Bild mit verwischten Zügen greifen die endlosen Reihen der niedrigen Häuser unbestimmt und schrankenlos in die weite Steppe Werste weit hinaus, und aus dem Gewimmel von Hütten ragen nur hier und da einige steinerne Kirchen als für's Auge faßbare Gegenstände hervor. Die alte türkische Stadt ist von den Russen radical mit Stumpf und Stiel ausgerottet, was freilich nicht viel sagen will bei so schwach im Boden wurzelnden Städten, wie die moldauischen, die, gegen unsere Städte gehalten, Einem ungefähr so vorkommen, wie ein Gebüsch oder ein Kohlgarten gegen einen Wald. Das türkische Bender lag im Norden der Festung, wo jetzt freies Feld ist. Der einzige Stumpf, der noch von ihm existirt, ist ein kleiner Minaret. Das russische neue Bender liegt mit seiner moldauischen, jüdischen, armenischen, bulgarischen und malorossianischen Bevölkerung im Süden und Westen. — In der Festung selbst liegt nur ein Regiment Infanterie und eine Batterie Kanonen. Seine Festungen schützten Rußland nicht, wenn es seine Wüsteneien nicht thäten.

Leider mußten wir uns einen Abstecher nach dem nur eine Meile entfernten *Warnisa* versagen, um unsere Füße in Karl's XII. Fußstapfen zu setzen. Doch ließen wir uns den jetzigen Zustand des Hauses beschreiben, unter dessen Trümmern jener Held seinen heroischen Eigensinn büßte. Es ist noch jetzt nicht dem Erdboden ganz gleich, und man kann noch deutlich in den Mauerresten den Plan des Hauses erkennen, obgleich Alles mit Gras überwachsen ist. Das Andenken des „Schwetzky Koröll“ (\*\*\*) lebt noch unter dem

\*) Es lohnt sich vielleicht, alle die einzelnen Punkte dieser Behauptungen noch ein Mal gelegentlich umständlicher zu beleuchten und eine genauere Charakteristik dieses merkwürdigen Flusses zu geben.

\*\*) Auch diese Schilfwaldungen verdienen eine eigene Ausführung.

\*\*\*) Des schwedischen Königs.

Volke fort, das natürlich auch nicht unterlassen hat, diesem Orte, an dem ein so sonderbarer Geist spukte, eine so sonderbare Geschichte anzuhängen. Unter dem zerstörten Hause soll sich nämlich ein großes Kellergewölbe befinden, von oben bis unten mit den Schätzen des entführten Königs angefüllt, bei denen er seine eigene Tochter, eine schöne Prinzessin, zu ihrer Bewachung zurückließ. Diese Prinzessin sitzt dort nun auf einem prächtigen Stuhle, die Schätze bewachend und einen Erlöser erwartend. Die Verheißung lautet, daß wer sie und ihre Schätze findet und Beides richtig in's ferne Schwedenland überbringt, die Hälfte der Kostbarkeiten zum Geschenke, die Prinzessin zur Frau und, wenn er den alten Karl XII. noch am Leben findet, wohl gar das Königreich Schweden zum Erbtheile bekommt. Die Sache ist nur die, daß bisher noch Niemand jenes Gewölbe hat erreichen können, obgleich schon Viele darnach gegraben haben. Die Schätze sind nämlich besprochen und nur einem Gewissen bestimmt. Kommt aber dieser Rechte, der wird Alles lösen.

Ueberhaupt wird nirgends in der Welt mehr von vergrabenen Schätzen gesprochen und Schatzgräberei nirgend mehr betrieben als in den südrussischen Steppen. Alle Todtenhügel (Kurgane) werden fortwährend von Schatzesuchenden durchwühlt, und die Kosakenoffiziere am schwarzen Meere, wie auch manche Gutsbesitzer, sind beständig eben zu diesem Zwecke mit Erdbohrern so thätig, wie die Bauern mit den Schaufeln. Die Leute können nicht begreifen wo alle die spanischen Kealen, die deutschen Thaler, die arabischen Zechinen und die persischen Gold- und Seidenstoffe hingekommen sind, welche die früheren Bewohner dieser Gegend aus Kleinasien, Polen, Ungarn, der Moldau und Krim zusammenraubten, und denken nicht daran, daß sie ohne Zweifel das Meiste von Dem, was sie auf blutigen Kriegswegen zusammenrafften, verjubelten und auf friedlichen Handelswegen wieder in die weite Welt hinausliesen, und ohne Zweifel das Wenigste dem in Bezug auf eingesäete Goldstücke so unfruchtbaren Schooße der Erde anvertrauten. Allerdings kommt aber doch zuweilen einmal Einer vom Kaukasus herüber, der bei den jetzt dort stehenden saporogischen Kosaken herumspionirte und von ihnen erfuhr, daß da oder dort noch etwas vergraben liege, und spürt dann auch noch mitunter nicht ohne Erfolg nach.

Gleich hinter Bender noch auf der Steppe von Warniga hatten wir vom schwarzen Meere aus das erste wahre Steppengehölz. Allerdings gehen in dem tiefen, stets befeuchteten Dniestrthale, so wie auch am Bug und Dniepr, Waldungen mit schönen großen Bäumen noch weiter hinunter. Allein sie bleiben immer nur in der Tiefe dicht an den Flüssen, und auf die Steppe selber steigt so wenig etwas hinauf, wie aus dem schönen waldigen Jordanthale auf die arabische Sandwüste. Das südliche Bessarabien, Neurußland u. s. w.

ist Alles kahles Steppenplateau, zu dessen Gräsern und Dorngebüsch die schöne Waldvegetation Podoliens und der Ukraine von herrlichen Eichen, Linden, Ahornen, Buchen durch verschiedene Stufen auf ähnliche Weise übergeht, wie die üppige Vegetation der Thäler zu den Heidekräutern und Alpenrosen der Berggipfel. Man kann die Kette dieser Stufen, im Ganzen genommen, so bezeichnen: Hohe Tannen- und Fichtenwäldungen in den Karpathen, Polhynien, Mohilew, — schöne Eichen und Lindenwäldungen im nördlichen Podolien und in der nördlichen Ukraine — und endlich einzelne krüppelige Eichen und Frucht bäume, Dorngebüsch und Gestrüpp in dem südlichen Bessarabien und Neurußland. Der Wald von Bender nimmt eine bemerkenswerthe Stellung in dieser Stufenfolge ein. Er ist einer der am meisten hinausgeschobenen Holzungen der Steppen-Gränzländer und bezeichnet den ersten schwachen Uebergang aus der ächten Steppe zu anderen Oberflächenformen, er ist der erste feine Strich jener dichten nordischen Waldschattirung. Er ist 10 Werste lang und 5 breit und besteht einzig und ausschließlich aus Eichen. Diese Eichen sind aber sämmtlich ungesund und krüppelig, und obgleich nicht eigentliches Gebüsch, sondern zwergartige Bäume, doch durchweg nicht höher als 10 Fuß. Mit Gebüsch untermischt, stehen sie alle sehr weitläufig auseinander und bieten dem Menschen weiter nichts als dünnes Brennholz. Im Winter ist das Gehölz ein bedeutender Sammelplatz für die Wölfe, deren Schaaren unter seinen Sträuchern vor der Rauheit der kahlen Steppe Schutz suchen.

Wir fuhrten 7 Werste weit am Rande dieses Waldes hin und bogen dann wieder über unabsehbare Grasfelder zum Thale des Buik hinab. Dieser Buik fließt in den Dniestr und ist, wie alle die kleinen Steppen-Nebenflüsse des Dniestres, ein sehr unbedeutendes Herrchen. Er hat sich aber doch ein sehr weites Thal ausgegraben, in welchem er einherschreitet, wie ein Zwerg im Riesenkostüme. Es giebt nichts Schmuckloseres auf der Welt als eine Steppennympe, besonders im Sommer oder kurz nachher. Entweder liegt sie dann im Schilf und Schlamm schmachtend, oder wo sie noch ein Bißchen Fluß hat, da schleicht sie vollkommen nackt und unbekleidet durch's Gras, vergeßend, daß selbst das schöne Wasser nur halb verschleiert wohlgefällt. Ich habe solche Flüsse meilenweit durch die Steppe laufen sehen, ohne daß sie auch nur ein einziges Büschlein, geschweige denn einen Baum getränkt hätten, viel schlimmer als die niederländischen Kanäle. Nur im Frühlinge bei der Schneeschmelze zeigen sich diese Herren gewaltig und groß und blasen sich dann während einer kurzen Zeit so auf, daß sie großen Strömen gleichen, doch schon der regenlose Mai setzt sie wieder auf den Sand.

Dessenungeachtet fanden wir im Buikthale einen ganz vortrefflichen Weg

auf dem glatten festen Grasboden, der am Flusse hinaufgeht, und das Werk der Reise förderte sich daher in raschem Galopp bis zu der Bänder zunächst liegenden befarabischen Station Tschepardi. Der Dniestr, Karl XII., seine Tochter, der Wald, dieß Alles hatte uns so beschäftigt, daß wir in der That bisher das neue Land ganz vergaßen, in welches uns der Uebergang über den Dniestr versetzt hatte. Auf der neuen Station frappirte uns daher alles Neue, das wir auf einmal bei Menschen und Thieren, im Häuserbau, in Geräthschaften und Sprache entdeckten, um so mehr. Das Erste, was ich, aus dem Wagen steigend, traf, war ein auf Moldauisch reisendes Weib, das einen Burschen zur Rede setzte, einige Mädchen zum Fleiße antrieb und auch selber sich so geschäftig erwies, daß mir gleich unwillkürlich die waltenden Frauen von Schiller einfielen, die da lehren die Mädchen und wehren den Knaben im häuslichen Kreise, und gleich vermuthete, diese Frau müsse aus dem Lande der tüchtigen Hausmütter sein. Sie sagte mir sogleich auf Deutsch, daß ich mich nicht irre, sie sei eine Deutsche, aber nicht aus Deutschland, sondern aus Kronstadt in Siebenbürgen, sei hier auf allerlei Umwegen unter die Moldauer gerathen, habe mit ihrem Manne schon seit 10 Jahren die Poststation in Pacht und lebe, Gott sei Dank, deductis deducendis ziemlich gut und zufrieden. Ach ja die Deutschen, wo sind die nicht zufrieden und so mäßig glücklich! Mitunter allenfalls in ihrem Vaterlande nicht, aber sonst genießen sie in Rußland wie in der Moldau bei den Grusinern wie bei den Tataren, in Schweden, England und Italien, in Europa und Amerika eines sehr comfortablen Glücks. Dieß kommt daher, weil sie das juste milieu aller Nationen sind. Sie sind aus einem weichen, nachgiebigen, philosophischen Teige gebacken, lassen ihre eigenen Vorurtheile leicht fallen, setzen denen der fremden keine harte Stirn entgegen und besitzen bei einer großen physischen Unbeholfenheit eine merkwürdige Gewandtheit des Geistes, mit der sie sich leicht in den Gesichtspunct anderer Leute hineinsinden. So vergleichen sie sich leicht mit dem Russen über die Knute, gegen die sie doch ihre freisinnige Denkungsart in Schutz zu setzen wissen, verlernen bald bei'm Amerikaner ihre Könige und Hochwohlgeborenen und gewinnen am Ende durch ihren Fleiß und ihre Sinnigkeit den Beifall aller Parteien.

Mit Entzücken ergriff ich hier die Gelegenheit an der äußersten Gränze des römischen Reichs gegen die Skythen meine gute Landsmännin sogleich zu meiner Lehrmeisterin in der Sprache jener römischen Kolonisten zu machen, die sich so wunderbar lange in ihrer Eigenthümlichkeit hier zwischen den Karpathen und dem schwarzen Meere erhalten hat, wo man weniger als irgendwo eine Spur jener entlegenen Zeiten noch zu finden hoffen sollte. Ich nannte eine Menge von Dingen her, die mir meine Lehrmeisterin dann auf Moldauisch

sagte, die lateinischen Worte schrieb ich mir auf, und kein Sprachunterricht fing je besser bei mir Feuer als dieser der alten Posthalterin, weil in Betracht der Zeit und des Orts ein jedes neue Wort ein wunderbar aus grauer Vorzeit in diese neuesten Weltstunden, aus Italien in's Skythenland herüber schallender Klang war. Manche römischen Worte sitzen ganz so unverfehrt und reinerhalten in der moldauischen Sprachmasse, wie die cubischen Speckstücke in einer Blutwurst, oder, um mich eines edleren Bildes zu bedienen, wie die weißen Quarzkrystalle im rothen Porphyr, so gleich die Zahlen: „Uno, duo, tri.“ Man hört die Römer sprechen. — Alsdann „bun di!“ (guten Tag!) und „bun avenit“ (von advenire, Willkommen!). Welch' wunderbarer Willkomm, der von der Tiber bis zum Dniestr durchhallt durch alle die achtzehn Jahrhunderte und durch die hundert Völkerschaften, die seitdem hier verwüstend passirten. — Die Antwort auf den Gruß: „Sluga dum talle!“ freilich wieder rein skythisch. — „Kasa,“ ein Haus, „Kine“ (canis, chien), ein Hund, „Nassu,“ Nase, fast ganz so, wie man in Rom diese Dinge nannte. Aber nun etwas völlig Conservirtes: „bo,“ der Ochse, „vacca,“ die Kuh. Wie machten es die Römer, daß sie selbst diese Dinge die Völker umtaufen lehrten? Wie durchgreifend, wie eindringlich muß dieses Volk gewesen sein! Wie fest hat es die europäischen Völker gepackt und sie sich assimilirt, die noch heute vom äußersten Westen in Spanien bis zum entferntesten Osten am Pontus seine Sprache reden. Sonderbar aber, daß sie den Moldauern nicht das „qu“ und das „c“ in gewissen Zusammensetzungen beibringen konnten, und noch sonderbarer, daß diese es immer mit p, einen hinteren harten Gaumenlaut mit einem vorderen weichen Lippen-Consonanten verwechselten, wie z. B. „apa“ statt aqua, das Wasser, „patru“ statt quatuor, vier, „opto“ statt octo, acht, oder auch mit einem m, z. B. „lemne“ statt lignum, Holz, „limba“ statt lingua, die Zunge u. s. w.

Allein wir mußten abbrechen, denn die Jämschtschiks hatten schon ihre Peitschen geflochten, ihre Röcke bereits gestickt, ihre Mägen längst gefunden, ihre ganze Takelage endlich am Wagen aufgetakelt und noch sonst Alles verrichtet, was ein russischer Postillon, der nie schlagfertig ist, zu verrichten hat, ehe es heißen kann: „paschöll!“ — Im Abfahren fragte ich die Alte, wann sie mir meine zweite Lection geben wollte. Das Rädergerassel ließ mich aber ihre Antwort nicht vernehmen.

Unterwegs sprachen wieder tausend Dinge von einem neuen Lande, die dicken, rundlichen, gut genährten Pferde sowohl, als das etwas kleinere Hornvieh. Beides blieb so in der Art in ganz Besarabien. Die schon in den kleinrussischen Dörfern große Isolirung der Gehöfte ist in den moldauischen noch größer, wo jede Wirthschaft durch einen rund herum sie ganz einschlie-

fenden Zaun von den anderen getrennt ist. Dabei ist außerhalb dieses Zauns um jede Wirthschaft ein völlig leerer und kahler Raum, der durch keinen Baum beschattet wird und auf dem dann die kleinen Fußwege von einem Nachbar zum anderen sich kreuzen; daher bekommen, von Weitem gesehen, die moldauischen Dörfer etwas so äußerst Zerstückeltes und Buntes, wie eine Flickendecke. Die Leute, die darin herumgehen, die Moldauer, sehen auf den ersten Blick von außen noch wilder aus als die Malorossianen, besonders weil sie nicht wie diese das Hemd am Halse zuknöpfen, und sich daher immer eine breite, braune, dichtbehaarte Brust zeigt. Ihre Kopshaare fliegen ihnen eben so wie den Kleinrussen immer auf dem Haupte herum, als wenn sie sich so eben in der hellsten Verzweiflung gerauft hätten. In dem ganzen Buikthale bis nach *Kischeneu* hinauf fanden wir die mongolischen Grabhügel (die Kurgane oder Mogilos) am Flusse hin in der Tiefe der Thalrinne, und zwar zu unserer größten Verwunderung, denn sonst in ganz Rußland bezeichnen sie immer gerade die höchste Erhebungslinie zwischen zwei Thälern, auf der sie stets genau hinlaufen, ängstlich jede Vertiefung meidend. Während bei *Odessa* herum schon aller „*Kukurus*“ (türkischer Weizen) geerntet war, stand hier noch das Meiste im Felde. Auf der letzten Station jagten wir mit einem moldauischen Priester um die Wette, der auch vier Pferde, aber außer dem, was seine feisten Backen, seine Brust, seine Waden u. s. w. mehr austrugen als die unsrigen, weniger Gepäck hatte als wir. Unser Jämschtschik war aber früher Kutscher bei einem Generale gewesen und behauptete das Prädikat, als wenn er seinen General noch hinter sich hätte. Einige Meilen von *Kischeneu* fangen schon die Hügel zu den Seiten an, sich mit etwas dürftigem Gehölz zu belauben. Gegen Abend passirten wir den Buik, der hier um diese Zeit kaum 10 Ellen breit ist, und die besarabische Hauptstadt *Kischeneu* nahm uns in ihre Thore auf.

### **K i s c h e n e u .**

Wir quartirten uns bei einem aus Galizien hierher eingewanderten Armenier ein, bei dem wir ein für die mäßigen Ansprüche russischer Reisender vollkommen genügendes Wirthshaus fanden, mit allen möglichen negativen Tugenden, freilich aber auch mit einigen dergleichen Untugenden, ohne Ungeziefer, ohne Schmutz, ohne Betten, ohne Möbeln, ohne Marqueurs, ohne Feuchtigkeit im Fußboden, ohne Löcher im Dache und ohne zerbrochene Fenster. Man ist mit solchen Eigenschaften in Rußland schon sehr zufrieden, wo man in dieser Hinsicht nicht halb so ungenügsam ist wie in Deutschland. Man raubt sich ein paar Stühle zusammen, legt sich Pelz und Wagentissen für die Nacht zurecht, läßt das herrliche *Ssamowar* aufstellen, berauscht sich

ein wenig in dem lieblichen Thee und läßt sich's nicht einfallen, dem Wirthe den Vorwurf zu machen, daß sein Sopha schlecht gepolstert und seine Trüfseln keine französischen seien, weil er Keins von Beidem producirt.

Wir nahmen alsbald nach unserer Ankunft die Stadt in Augenschein und ihre 20 Nationen in Verhör und sind im Stande, über ihren jetzigen Zustand einiges Frische zu berichten. — Die Russen empfangen K i s c h e n e u aus den Händen der Türken als einen sehr unbedeutenden Ort. Denn unter ihrer Herrschaft wurde der nördliche Theil Besarabiens von Chotim, der mittlere von Bend'er, der südliche von Akerman aus gouvernirt. Erst die Russen erhoben den Ort, der ungefähr in der Mitte des langen Besarabiens liegt, zum politischen und mittelbar daher auch zum commerciellen Hauptsitze der ganzen Provinz, und seitdem ist es denn der Stadt, die vor dreißig Jahren kaum ein paar von Gänsen und Schweinen bevölkerte Straßen hatte, in die Adern geschossen wie einem belgischen Kohlkopfe, und sie ist aufgegangen wie ein Pudding. Dabei wächst ihr gleich einem Kometen der Schweif so rasch, daß nicht nur unsere statistischen Werke, sondern auch selbst die letzten officiellen Berichte der Russen mit den Angaben über ihre Größe bedeutend hinter der Wahrheit zurückbleiben. Kischeneu gehört jetzt ohne Zweifel zu einer der größten Städte Europa's, d. h. ich meine in Beziehung auf den Raum, über den das Labyrinth ihrer Hütten und Häuserchen sich ausbreitet, denn sie hat nicht weniger als fünf Werste im Durchmesser und etwa zwei deutsche Meilen im Umfange. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf die Summe von 40,000 und ist zusammengesetzt aus folgenden Nationen: Großrussen, Malorossianen, Tataren, Moldauern, Juden, Armeniern, Bulgaren, Deutschen, Franzosen, Griechen, Polen, Serbiern und noch einigen minder zahlreichen Stämmen. Von Türken ist längst keiner mehr da, so wie man auch schon in der Walachei nicht einen mehr findet.

Das Hauptelement der Bevölkerung bilden in dieser ihrer Hauptstadt nicht die besarabischen Moldauer, sondern, wie überhaupt in den besarabischen Städten, Akerman etwa ausgenommen, die Juden. Sie zählen 15,000 Köpfe und haben ein eigenes großes Quartier inne. Ihre Gemeinde ist hier also selbst noch zahlreicher als in Odessa. Sie leben hier wie überall, schachern, feilschen und sprechen Deutsch. Durch ihre Hände gehen insbesondere die bedeutenden Quantitäten von Leinsamen, Weizen und Talg, die Kischeneu als vorzüglichster Binnen-Handelsort Besarabiens nach Odessa spedirt. Sie haben eine große Synagoge in der Stadt und außerdem noch sieben Schulen.

Von Bulgaren befinden sich hier nahe an 800 Familien. Sie beschäftigen sich meistens mit dem Viehhandel und sind alle große Viehzüchter, ein fleißiges, industriöses, aber knauseriges Volk. Die Wirthschaft der Bulgaren soll an

Ordnung und eifrigem Betriebe, wie uns auch hier wiederholt wurde, die der Deutschen oft bedeutend übertreffen. Mancher Kischeneuer Bulgar hat seine 4000 bis 6000 Stück Vieh in den „Kimpſ“ (moldauisch statt „Steppen“). Auch sind sie die Gärtner von Kischeneu und haben große Felder in Pacht, auf denen sie „Bafchtans“ für Zwiebeln, Melonen, Arbusen, Kürbisse, Sonnenblumen, Gurken und andere dergleichen hier beliebte Früchte anlegen.

Die Großrussen sind hier meistens nur zeitweilig und treiben, wie überhaupt im ganzen russischen Süden, die schönen und insbesondere die architektonischen Künste. Sie sind „Kamenschtschiki“ (Steinhauer), „Plotniki“ (Zimmerleute), „Stukkatorschtschiki“ (Stukkaturarbeiter), Zimmermaler, Baumeister u. s. w.

Die Kleinerussen zeigen hier, wie auch sonst überall, mehr Hang zur Schneiderei, Schusterei und zu anderen unwichtigeren Künsten. Beide, jene wie diese, sind natürlich auch die vorzüglichsten „Tschinnowniki“ (Beamten).

Die Zigeuner sind Schmiede, Holzschneider, Siebmacher und nebenbei Pferdehändler, wie in der ganzen Moldau und allen den Gegenden bis zum Kaukasus hin. Sie wohnen in der Nähe der Stadt in den Wäldern herum, arbeiten aber auch zuweilen in der Stadt selbst.

Die Armenier zählen hier 100 Familien. Sie halten die Wirthschaften und insbesondere, wie in Odeſſa, die Kasiebuden. Viele Armenier handeln auch mit orientalischen, persischen und türkischen Stoffen. Unter den Letzteren giebt es viele Reiche.

Die Deutschen sind so zahlreich hier, daß sie eine eigene Kirche und einen Prediger haben, und sie geben die Lehrer, Beamten, Diener, Handwerker und Ackerleute her. Auch kommen deutsche Kolonisten aus der Umgegend fleißig zur Stadt. Man zählt 200 evangelische Deutsche. Aber unter den 800 Katholiken, welche in Kischeneu wohnen, mögen auch noch einige Deutsche sein, obgleich die meisten Katholischen wohl Polen sind. — Der Franzosen sind wenige, doch stehen drei Pensions-Anstalten für den Adel unter ihrer Leitung.

Der Adel und die Honoratioren der Stadt bestehen meistens aus den russischen Beamten, und die großen Bojaren der östlichen Moldau leben zum Theil in Jassy, zum Theil in Odeſſa, zum Theil ganz in der Fremde, nur ein geringerer Theil in Kischeneu. Doch kommen auch hier einige ihrer bedeutenden Namen vor, ein Balysch, ein Sturſa, ein Dimitri u. s. w. Consul reipublicae, d. h. „Golawa“ (Haupt) war im Herbst 1838 ein reicher Bulgar, Namens Minko.

Was die Bauart der Stadt betrifft, so ist sie, wie alle moldauischen Städte und wie nie die russischen, ein so unregelmäßig angehäufte und in

der Schnelligkeit von 20 Jahren zusammengeballter Häuserklumpen, daß es nicht möglich ist, einen Plan darin zu erkennen, und man nur hier und da eine ordentliche Straße findet. Doch brechen sich jetzt die russischen Gouverneure nach ihren Plänen mit Macht in diesem Häuserwalde Bahn. Ihr Verfahren dabei ist sehr einfach, aber höchst merkwürdig, ja, wenn man will, hart. Man höre! Wenn Jemandem von der obersten Gewalt auffällt, daß hier und da schlechte und häßliche Häuser in der Stadt stehen, oder wenn er wünscht, daß irgendwo ein gerade Straße durchgehen möchte, oder wenn er sieht, daß die Leute über die vorgeschriebene Linie des alten Planes hinausgebaut haben, so läßt er einen Polizeidiener einen Farbertopf zur Hand nehmen und ihn auf gewisse bezeichnete Häuser die Worte „Na sslomku!“ (Abzubrechen!) schreien. Dieser Mann nimmt alsdann eine Leiter, und ohne die armen Leutchen, die ihm ganz verwundert zusehen und nicht wissen, was er macht, weiter zu fragen, setzt er sie an die ihm bezeichneten Häuser und schreibt daran: „Abzubrechen bis zum 1sten Oct.!“ oder: „Abzubrechen bis 1840!“ oder: „Abzubrechen das Vorderhaus!“ oder: „Abzubrechen bis zum zweiten Fenster!“ und so bekommt jedes Haus, je nachdem es ganz oder nur halb im Wege steht, je nachdem es schon ganz morsch oder noch ziemlich neu ist, diese oder jene Inschrift, einen kürzeren oder längeren Termin, in schwarzen Lettern, welche die armen Leutchen jammernd ansehen, deren Inhalt sie aber genau befolgen müssen\*). Natürlich läßt sich eine solche Revolution und Umgestaltung bei einer Stadt wie Kischeneu nicht auf einmal herbeiführen. Aber man führt die Sache peu à peu ein. Leider kommt man aber schwerlich je damit zu Ende. Denn die oberen Behörden wechseln erstaunlich oft und mit ihnen die Pläne, und das, was der Nachgiebigere aufzubauen duldet, will der Strengere wieder eingegriffen haben.

Die Hauptstraße in Kischeneu ist mehre Werste lang, und russische Beamte haben in ihr mehre ansehnliche Häuser gebaut. In allen anderen Stadttheilen sind aber die wenigsten Häuser von Stein, die meisten von Holz, Lehm und Schilf zusammengefest, meistens gelb angestrichen, die Fenster sind nach moldauischer Art mit schwarzen Strichen und Arabesken eingefast, und Alles ist nach kleinrussischer und moldauischer Weise mit vielen hölzernen Säulchen gestützt. Das Innere der Häuser ist natürlich noch verschiedener ein-

\*) In deutschen Augen und nach den Verhältnissen unserer Städte genommen, erschiene ein solches Verfahren ultrabarbarisch. Es ist auch selbst in Rußland hart genug und kostet, wie man sich denken kann, auch in Kischeneu Thränen. Allein es ist doch durch eine Menge von Umständen dort minder hart, erstlich wegen der schlechtesten Bauart der Häuser und der Leichtigkeit, sie wieder herzustellen, und dann wegen der Gewandtheit, mit welcher die Leute sich in das Unabänderliche finden. Denn ein Russe beklagt und opponirt sich nicht, weder gegen das Schicksal, noch gegen die Obrigkeit.

gerichtet als das Neufere. Die Deutschen und Russen leben auf ihren stielzigen Stühlen und Tischen, die Armenier, Bulgaren u. s. w. auf ihren orientalischen Teppichen, Matten und Divanpolstern. Von den Türken ist nichts mehr vorhanden als ein schöner öffentlicher Springbrunnen, wie diese großen Wasserliebhaber denn überall, wo sie in Südrussland gewesen sind, wenn auch gar nichts, doch ein gut ausgeführtes Andenken dieser Art zurückgelassen haben. Der Kischeneuer Springbrunnen speit sein schönes Wasser aus vierzig Röhrchen, und die Einwohner loben die Türken noch jetzt darum.

Die Gegend um Kischeneu herum ist hügelig; ja es giebt unter seinen Hügeln manche, die man fast kleine Berge nennen könnte. Diese Hügel haben Wäldern zum Anhalte gedient, die nun schon ein ganz anderes Ansehen haben als jener Bendérische. Man findet in ihnen zum Theil die schönsten Eichen und Buchen, ich sage zum Theil, denn die Kischeneu'schen Wälder sind doch noch weit davon entfernt, das zu sein, was die nördlichen podolischen sind. Die Umgegend von Kischeneu, in einem Radius von fünf bis sechs Meilen, ist reicher an Brennholz als irgend eine in ganz Besarabien, und es geht dasselbe daher von hieraus nach allen Seiten hin als wichtiger Handelsartikel in die umliegenden Steppenlandschaften. Nach dem Norden von Besarabien, wie nach dem Süden, nach Ddessa, Smaël und Jassy. Nach allen diesen Orten wird es auf der Achse geführt, und selbst nach Ddessa hin nicht der Dniestr dazu benützt. Das Brennholz geht also merkwürdiger Weise auf den langsam schlendernden Ochsenwagen 25 bis 30 Meilen weit und noch weiter. Ich glaube, daß man dazu in dem ganzen übrigen Europa kein Gegenstück findet.

Der Wein von Kischeneu oder überhaupt der Moldauer genießt unter den Völkern dieser Gegend eine Art von Berühmtheit und ist besser als der aus der Umgegend von Ddessa. Die Stadt Kischeneu verhandelt davon jährlich 800,000 bis 900,000 Wedro (Eimer) nach den russischen Provinzen. Auch fangen bei Kischeneu schon die wilden Obstbaumgehölze an, mit deren getrockneten Früchten, Äpfeln, Birnen, Kirschen, sie Handel treiben, und die weiter nach Nordosten in der Ukraine zu weiten Waldungen sich vergrößern.

Fische bekommen sie hier aus dem Dniestr, vor allen Dingen aber aus dem Liman (dem Haf). So nennen sie hier nämlich vorzugsweise den Liman (das Haf) des Dniestr, obgleich er 25 Meilen von ihnen entfernt ist. Interessanter aber noch sind die Benennungen der benachbarten Länder, Staaten und Völker. So nennen sie die Polen, deren alten Namen sie beinahe völlig conservirt haben, Pachi. Was aus Oesterreich kommt, nennen sie „Awstrijsky“ oder „Cesarsky“ (Cäsarisch). Aber sie sprechen auch von dem „Zare Niemtschask“ (deutschen Reiche). Die Türkei heißt „Zare Turtschask“ und Rußland

„Zare Russask“. Sonst heißt ein Großrusse auch, wie überhaupt in der ganzen Moldau und einem Theile von Kleinarußland und Polen, „Muskal“ (Moskowitz). Das Mittelstück ihres eigenen Landes nennen sie „La Bessarabia“, den südlichen Theil noch zuweilen wie zur Tatarzeit „Budjak“. Was wir die Walachei nennen, heißen sie „La Mantia“. Wenn man z. B. Jemanden fragt, der aus der Nähe von Bucharest oder aus der Stadt selbst ist, woher er sei, „deunde jest?“ so heißt es: „de la Mantia“.

Die Geistlichkeit von Jerusalem liegt in diesem Augenblicke in Proceß mit der von Kischeneu. Es handelt sich dabei um nicht weniger als 15,000 Ducaten Revenuen. Der beatus possessor ist die moldauische Geistlichkeit und der angreifende Theil die palästsinische. Sie begründet diese Ansprüche auf Schenkungen mehrerer in Jerusalem verstorbener Pilgrime, deren Vermögen die heimische Geistlichkeit in Besitz genommen, ich weiß nicht, unter welchem Rechtstitel. Die besarabischen geistlichen Herren haben schon lange Jahre hindurch jenes runde Sümmdchen jährlich zulaufender Ducaten genossen. Die Jerusalemer forderten anfangs auch das Genossene zurück und stellten darüber einen ungeheueren Calcul auf. Jetzt haben sie aber diesen Punct schon fahren lassen und fordern bloß die 15,000 Ducaten für die Zukunft und meinen, diese bescheidene Forderung könnten die Moldauer denn doch wohl eingehen. Allein diese repliciren, daß auch ihnen die Aussicht in eine heitere sorgenlose Zukunft unendlich viel lieber sei als die Erinnerungen an die schönsten bereits genossenen Bissen. Weiter ist die Sache noch nicht gediehen. Die Jerusalemer suchen jetzt auf diplomatischen Wegen zum Ziele zu gelangen.

Spät Abends besuchten wir noch unseren armenischen Wirth, den wir mit seiner ganzen Familie — Frau, Töchtern und kleinen Kindern — beschäftigt fanden, Zwetschen von ihren Kernen zu befreien, um sie zu dem hier in Bessarabien, Galizien und dem östlichen Ungarn, überhaupt in allen Carpathenländern so beliebten Zwetschenmusse einzukochen, welches unter dem Namen „Pówill“ einen nicht unbedeutenden Handelsartikel dieser Gegenden ausmacht. Es waren lauter abgerundete armenische Gesichter, Nase, Wangen, Kinn, Kopf, Alles rund und eckenlos wie eine Kanonenkugel, und dabei das Eine so regelmäßig gearbeitet wie das Andere. Wir lernten wieder etwas Moldaviano-Lateinisch: „mare“, groß (major), „kap“ (caput, Kopf), „luminare“ (Licht), „luna“ (Mond), das Wort ist so rein sitzen geblieben, wie der alte römische Mond am Himmel selber, — „ploja“ (Regen), „muna“ (Hand), „deschit“ (digitus, Finger), „dinze“ (dentes, Zähne). Selbst die wilden Thiere haben noch ihren römischen Stempel: „lup“ (Wolf), „áulp“ (Fuchs), nicht weniger Mann und Frau: „wom“ (homo), „femia“ (fe-

mina). „O la Bessarabia formos loc“ (O Bessarabien ist eine schöne Landschaft!) — Welch interessanter Unterricht für solche Neulinge im Moldau'schen, wie wir waren, und dabei so hübsch untermischt mit Zwetschen-Pöwill und schönen armenischen Wirthstöchtern.

Am anderen Morgen hatten wir noch einige Besuche von Juden. Sie verwechselten uns unsere russischen Banknoten gegen Ducaten, welche durch die polnischen Landschaften die beste Münze sind. Sie nennen die vollwichtigen Ducaten „blanke“. Ein ganz schöner neuer heißt aber „a Spiegler“, in welchem Ausdrucke sich erstaunlich viel von dem Charakter dieser Nation abspiegelt.

Rischenev gab uns zu unserer großen Betrübniß einen allzuthränenreichen Abschied. Denn es weinte von seinem Himmel herab, als hätten wir's bestellt, und wir waren schon nicht wenig besorgt, daß alle unsere schönen Wege in die Brüche gehen möchten. Denn ein paar Tage mit Regenwetter machen aus dem fetten Boden Bessarabiens leicht einen so morastigen Bruch, daß man mitunter eine leichte Kalesche nicht mit vier Ochsen durchbringt. Wir zogen uns daher in das Innere unseres Wagens und unserer Pelze zurück und flohen alsdann aus dieser unangenehmen Gegenwart Bessarabiens in seine heitere Vorzeit zurück, mit Hülfe der Jassy'schen Zeitungen und historischen Blätter, mit denen einige Rischenev'sche Freunde unseren Wagen gütig bepackt hatten.

Der Fürst Kantimir, ein Zeitgenosse Peter's des Großen, hat eine Geschichte der Moldau geschrieben, und ein Deutscher, Sulzer, hat dieselbe in drei Bänden noch umständlicher auseinandergesetzt, beschrieben und deutlich und verständlich zu Jedermanns Nutzen expliciret und discutiret \*). Daher wird denn nun wohl Niemandem mehr die Geschichte der Moldau ein Räthsel sein, und männiglich wissen, daß die Sache so zuging:

Als das große Volk der Römer unter seinem mächtigen Kaiser Trajan in das Land der Dacier, das jezige Ungarn und Siebenbürgen, kam, eroberten sie bei dieser Gelegenheit auch die jezt von den sogenannten Moldavanern bewohnten Länder, wo damals aber ebenfalls Dacier gefunden wurden. Die Römer nahmen das ganze Land für sich, bestimmten den Dniestr als Gränze ihres Landes, setzten sich dort in Alba Julia (das weiße Julia, — das jezige „Akerman“, oder „Kerman“, oder „Bielgorod“, welches Alles nur verschiedene Ausdrücke verschiedener Völker für „die weiße Stadt“ sind), alsdann in der Colonia Jassiorum (der Kolonie der beiden Brüder Johann's, dem jezigen Jassy) und anderen an Orten fest. Ferner bauten die Römer Wälle zur

\*) Sulzer's Werk, obgleich in etwas altmodigem und weitläufigem Style, ist übrigens unvergleichlich viel gründlicher und geistreicher als das von Kantimir.

Vertheidigung des Landes \*), und dann brachten sie alle Männer, die sie in demselben fanden, um's Leben, verheiratheten sich mit deren Frauen und Töchtern, und so bildete sich auf eine ganz natürliche und leichtfaßliche Weise ein dako-romanisches Volk.“

In den bösen, bösen — nicht blos für die Zeitgenossen, sondern auch für einen Geschichtschreiber — bösen Zeiten der Völkerwanderung ging ein Theil dieser Dako-Romanen unter. Der Hauptstamm floh aber mit Weib und Kind in die transylvanischen Gebirge, eroberte sich hier unter tapferen Anführern ein kleines Gebiet an der Quelle der Marosch und vergaß mit der Zeit sein altes Vaterland, so daß die Wiederauffindung desselben für sie eine wahre neue Entdeckung war.

Ihr Fürst Dragosch machte diese Entdeckung. Derselbe jagte nämlich eines Tages einen der wilden Dachsen, die damals in Siebenbürgen häufig waren. Der Dachs aber lief immer weiter und weiter und endlich gar über die Berge hinüber. Dragosch erreichte ihn erst in einem ihm ganz fremden Lande an den Ufern eines kleinen Flusses, in welchen sich der wilde Ur ganz erschöpft und matt hineinstürzte. Dragosch tödtete ihn nun leicht. Zu gleicher Zeit mit dem Dachsen büßte aber auch des Fürsten Lieblingshund, die Molda, in den Wellen ihr Leben ein. Jener betrauerte tief diesen Verlust und nannte den unbekanntem Fluß zum Andenken an seinen edlen Jagdhund, dessen Blut nun in ihm floß, die Moldava. Zu gleicher Zeit aber sahen sich die Jäger ein wenig in dem neuen Lande um, das sie recht hübsch und durchaus ohne Bewohner fanden. Sie untersuchten die Bäume, die Weiden und das Erdreich und fanden Alles viel üppiger und fruchtbarer als in ihren Bergen. Dragosch zog daher wiederum mit seinen Romanen aus den Bergen in die Ebene hervor und baute die Stadt Roman, in welcher er und viele seiner Nachkommen residirten. Dieß alles geschah in der Nähe des Flusses Moldava, dessen Name nach und nach auf das Volk selber überschlich.

Allmählig verbreiteten sie sich von hier aus immer weiter in dem unbewohnten Lande, und das Centrum ihres Gebietes entfernte sich immer mehr von ihren siebenbürgischen Gebirgen, zunächst nach Sutschawa, wo die moldauischen Fürsten lange residirten und in welcher jetzt österreichischen Stadt noch in diesem Augenblicke sich mehre Ruinen ihrer Schlösser befinden, alsdann nach Jassy unter ihrem berühmten Fürsten Stephan, unter dessen Herrschaft die moldau'sche Nation die schönste Glanzperiode ihrer Macht erreichte und von den karpatischen Bergen bis zum schwarzen Meere, wie

\*) Noch jetzt giebt es Reste eines großen, von Trajan erbauten Walles in Bessarabien.

von den Ufern des Dniestr über die Donau hinüber bis zu den Bergen des alten Macedoniens herrschte, in allen den Ländern, in welchen noch bis auf diesen Augenblick ihre Sprache und Sitte herrscht, in ganz Besarabien, in der ganzen Bukowina, in einem Theile von Siebenbürgen, in der ganzen jetzigen sogenannten Moldau und Walachei, in einem Theile von Serbien und der Bulgarei bis tief in die macedonischen Gebirge hinein.

Jener Stephan wird von den moldavanischen Patrioten „der Große“ genannt, und von ihm und seinen Thaten handelt die moldau'sche Iliade, „die Stephanide“, welche ein noch jetzt lebender moldauischer Dichter Namens „Belde-  
mar“ gedichtet hat und welche viel Schönes enthalten soll. Nach Stephan's kräftiger Regierung bildete die Moldau lange Zeit hindurch einen bedeutenden Staat mitten zwischen Ungarn, Polen und der Türkei und vertheidigte zuweilen mit gutem Erfolge ihre Unabhängigkeit gegen alle drei mächtigen Reiche. Der Fürst Michael besiegte in einem und demselben Monate ein großes Türkenheer und eine polnische Armee, die ihm, während er mit den Türken beschäftigt war, verrätherischer Weise in's Land fiel und dessen Woiwoden er zwang, zum ewigen Andenken ihrer Treubrügigkeit, einen großen Acker zu bepflanzen und mit Buchen zu bepflanzen. Der Buchenwald, welcher daraus entstand, gab der Bukowina (dem Buchenlande) ihren Namen.

Die Ungarn und Polen wußten indeß die moldauischen Vorwerke gegen die Türken nicht genug zu unterstützen, die letzteren überflutheten daher doch allmählig das Land, den Staat zertrümmernd. Sie theilten ihn verschiedenen Provinzen ihres Landes zu, Serbien, Bulgarien, und das Uebrige sonderten sie in zwei Hauptstücke, die Walachei und Moldau, und setzten in jedem Stücke einen eigenen Fürsten ein, der aber jedes Mal nur sieben Jahre regierte. Die Einsetzung eines solchen Fürsten war immer ein Handel, und da die Griechen in Konstantinopel die besten Handelsleute waren, so wurde der Fürstenstab fast immer einem meistbietenden Griechen zu Theil. Am Ende seiner sieben Regierungsjahre, während deren er natürlich auch noch Viele von seiner Freundschaft in's Land lockte, zog er sich gewöhnlich unter die Zahl der Bojaren oder auch wieder nach Konstantinopel zurück, und so kam es, daß allmählig fast der ganze Adel der Moldau bis in die Bukowina hinein gräcisirt wurde. Einige Theile des Landes bekamen dann auch wohl noch besondere Verwaltungen und Namen, so die östliche Moldau zwischen dem Pruth und Dniestr, deren Namen Besarabien sich indeß vielleicht auch schon aus der Zeit vor den Türken datirt, wo die Familie Besarab auf dem moldauischen Throne saß. In der neuesten Zeit, bei dem Zusammenbrechen der türkischen Macht und bei dem wunderbaren Steigen der österreichischen und russischen

Adler, bekam die arme Moldau nur noch mehr Herren, und die 5,000,000 Menschen, welche „pa Moldawaneschti“ (auf Moldauisch) reden, sind in diesem Augenblicke in noch ärgerer Zerstückelung als Polen unter folgende Herrschaften vertheilt:

- 1) unter Oesterreich seit sechszig Jahren die Bukowina,
- 2) unter Rußland seit sechsundzwanzig Jahren la Bessarabia,
- 3) unter dem unabhängigen Fürsten von Jassy die sogenannte Moldau,
- 4) unter dem unabhängigen Fürsten von Bukarescht la Walachia oder la Mantia,
- 5) unter Siebenbürgen ein Gebirgsland,
- 6) unter Ungarn eine nicht unbedeutende Ebene,
- 7) unter dem serbischen Fürsten Milosch ein kleiner Theil,
- 8) und endlich noch kleine, von Moldauern bevölkerte Striche unter der Pforte.

Das Schlimmste ist, daß des armen Landes Schmerzen bei dieser Bivisection noch lange Zeit dauern werden, denn die Operation ist noch nicht völlig beendet. Es steckt noch immer in einer fatalen Klemme, und den abgeschnittenen, noch blutenden Theilen hat noch kein eigener Kopf und Schwanz wieder wachsen können. Die Souverainität der beiden Fürstenthümer ist ein eben solches Blendwerk wie die Freiheit, mit der die Römer Griechenland kurz vor seinem Untergange besenkten, oder wie die Unabhängigkeit, die Katharina der Krim verlieh und die in ihrem Gefolge zwei blutige Schlachten hatte, welche der Krim den Rest gaben. Die Fürsten sind jetzt auf Lebenszeit ernannt, in der Walachei ein „Ghika“ aus alter, national = moldauischer Familie und in der Moldau, einem Lande, das von einem Hunde seinen Namen hat, ein „Krammetsvogel“ [Sturfa \*]). Beide befinden sich in so übler Lage wie ihr Land. Sie stehen zwischen dem russischen Consul, dem türkischen Kaiser und ihrem Bojarentathe in einer fatalen Mitte und können ohne die Einwilligung Aller nichts unternehmen. Dem armen Krammetsvogel ist wohl schon längst seine Schlinge bereitet, wenn es nun auch nicht gerade eine grünseidene türkische sein sollte. Einstweilen speißt er aber noch von den hübschen Beeren, die darin stecken, seinen guten Gehalt und seinen hübschen Titel.

Der Titel der alten, unabhängigen Fürsten der Moldau war: „Ich Wojewoda und Gospodar der Moldau“ (Heerführer und Herr) einfach und kräftig, jetzt lautet es nach den Jassyer Journalen, die in französischer und moldauischer Sprache zugleich erscheinen: „Son Altesse Souveraine

\*) „Sturfa“ heißt auf Deutsch Krammetsvogel.

notre Prince Régnant.“ Die Titel pflegen sich immer zu verlängern, wenn die Macht schwindet. Es ist eben so wie mit unseren Feudal-Seigneurs des Mittelalters, die blos „wohlgeborene“ Freiherren waren, während ihre Nachkommen jetzt „hochwohlgeborene“ Unterthanen sind. Wenn diese souverainen Hoheiten der Moldau erst einmal russische Beamten geworden sind, so werden sie für ihren Titel noch ein tüchtiges Stück Papier ihren Promulgationen anflücken müssen. — Es ist doch eigen, daß die Menschen sich immer gerade mit Dem am meisten brüsten, was sie am wenigsten haben, so die Moldauer mit ihrer erbärmlichen Souveraineté. Auf jeder Seite ihrer Tagesblätter sieht man alle Augenblicke die Worte: „Son Altesse Souveraine.“

Die Moldau empfing den Schlag, der sie elektrisirte, im Jahre 1828 und ist seit der Zeit in einem beständigen Desorientaliren und Europäisiren à la Russe begriffen. Ihre Truppen haben ganz das Exercitium und durchaus das äußere Ansehen der russischen Truppen, und jeder der beiden Fürsten hat davon ungefähr 12,000 Mann unter dem Gewehre. Die Moldauer formen sich mit derselben Leichtigkeit von Ackerbauern zu Soldaten um wie die Russen. Auch sind seitdem schon viele Schulen errichtet worden, und über ihre Wirksamkeit in den zehn Jahren ihrer Existenz ist kürzlich eine relation historique erschienen. In Jassy erscheinen bereits nicht weniger als fünf Zeitschriften, und in Bukarescht sogar sieben. Sonderbarer Weise sind diese Zeitschriften in Oesterreich verboten. Verbesserungen in Polizei und Bauart der Städte sind schon vielfach eingetreten. Kurz Alles wird sich noch so lange umgestalten und organisiren, bis es reif ist, dann wird Besarabien, das bis jetzt nur noch ein „russisches Oblast“ (Grenzprovinz unter gesonderter Verwaltung) ist, ein „Gouvernement“ werden und der Titel „Oblast“ auf die beiden Fürstenthümer übergehen.

Was nun Besarabien insbesondere betrifft, so findet man in diesem Lande noch erstaunlich viel Sympathie für das türkische Regiment. Dieß ist natürlich; denn das Alte, wenn es auch noch so schlecht war, gewinnt immer in unseren Augen, so wie etwas Neues an seine Stelle getreten ist. Doch haben die Leute auch noch ihre besonderen Gründe, die sie, darüber befragt, mit zwei Worten so zusammenfassen: „Unter den Türken zahlten blos die Reichen, und die Armen gaben gar nichts. Jetzt aber müssen Alle mehr geben, und die Armen am allermeisten.“ Ein alter Mann in Akerman drückte sich gegen mich so aus: „Ach Herr, das Herrenthum ist jetzt größer geworden.“ Der Beamten sind nämlich mehr geworden, die Mauth ist eingeführt, die Schulmeister erheben ihren Scepter, die Offiziere ihren Stok-

Und welches Volk würde gern Schüler und Rekrut? Dazu aber kommt, und das ist wohl ein Hauptgrund, daß viele Güter an russische Besitzer kamen, die gewohnt sind, von ihren Bauern Alles zu fordern, Arbeit, Geld und Producte, und sie als Leibeigene zu betrachten. Es läßt sich also nicht denken, daß sie einen großen Respect vor den alten, von den ehemaligen moldauischen Wojewoden zum Besten der Bauern gegebenen Gesetzen haben werden, welche keine Leibeigenschaft anerkennen und die dem Herrn zu leistende Arbeit nur auf zwölf Tage im Jahre beschränken. Allerdings sind durch einen Ukas diese Gesetze als gültig anerkannt worden und es ist sogar den Herren verboten, von Rußland aus ihre Leibeigenen in Bessarabien einzuführen, allein welches schwaches Schild ist ein solches Gesetz gegen den Eigennuß!

In der Bukowina fanden wir gerade ein umgekehrtes Verhältniß. Dort waren die Bauern sehr wohl mit der Regierung zufrieden und lobten sie, daß sie sich ihrer gegen die Herren annähme, und wir reis'ten später noch eine Zeit lang mit bukowinischen Gutsbesitzern, die nach Wien gingen, um dem Kaiser gegen die Beschränkung ihrer Gerechtsame von Seiten des Gouvernements eine Supplik zu überreichen. Wohl der Regierung, über welche die Armen sich freuen!

Die zwölf Arbeitstage, welche nach alten Gesetzen in allen moldauischen Landen gelten, scheinen freilich eine außerordentlich geringe Forderung an die Bauern, allein der Fuchs steckt dahinter. Die alten Gesetze sagen die Sache nur so ziemlich einfach und ehrlich ohne viele Erläuterungen und meinen, ein jeder Bauer, der ein Gütchen von seinem Herrn habe, solle ihm zwölf Tage arbeiten, wie ein tüchtiger Mann zu arbeiten pflegt, und in alten Zeiten mag das auch so ehrlich ausgeführt worden sein. Später aber hat sich die Auslegungskunst daran gemacht. Die Herren fingen an zu fragen: „was heißt eine Tagesarbeit? Das kann unmöglich so viel heißen, als daß uns der Bauer einen Tag auf dem Felde arbeite, so wie es ihm gut dünkt, heiß und fleißig oder lau und flau. Dann könnte er uns zwölf Tage an zwölf Garben herumdressen und sagen, er habe das Gesetzmäßige geleistet. Es muß also das Maß einer Tagesarbeit näher bestimmt werden.“ Und eben dieses Maß einer Tagesarbeit nun ist mit der Zeit so stark aufgelaufen, daß die Bauern hier und da drei bis vier Tage zu thun haben, um eine der sogenannten zwölf Tagesarbeiten des Gesetzes zu beenden.

Es kann z. B. ein Bauer bei ordentlichem Fleiße an einem Tage 50 bis 60 Snop (Garbenhaufen) Getreide mähen. Es werden ihm aber in manchen Gegenden 120 bis 200 Snop auf den Tag gerechnet. — Eben so erhöhen die Herren den Bauern auch noch andere Leistungen, z. B. Das,

was sie für das Vieh dem Herrn zahlen müssen, welches sie auf seinem Grunde und Boden halten. Im Durchschnitte zahlen sie in Besarabien 12 Kopeken (etwa einen Silbergroschen) für eine Ziege und für ein Schaf und 60 Kopeken (etwa 5 Silbergroschen) für ein Pferd und für einen Ochsen jährlich Weidegeld. Ferner kommt nun die für die Bauern fatale Stadt Odeffa dazu, deren belebende Einwirkung auf die ganze Umgegend den speculativen Herren natürlich unvergleichlich viel fühlbarer und heilsamer ist als den armen Bauern, deren Speculation bis dato noch ziemlich unbedeutend war. Daher die vielen Klagen der Besarabier über die langen und beschwerlichen Fahrten nach Odeffa, mit denen ihre Herren sie quälten, und endlich über die neuen Ansiedler in ihrem Lande, insbesondere die deutschen Kolonien, deren allein in Besarabien über fünfzig zu zählen sind, die alle blühen, freilich dadurch auch dem Lande viel nützen und freilich auch nur durch ihr eigenes Verdienst und ihren Fleiß blühen, aber zum Theil doch auf Kosten der Landeskinder, denen sie vielen Profit vorwegnehmen.

Besarabien wurde bisher noch immer als ein halbes Ausland betrachtet. Die Provinz hat noch eine eigenthümliche Verwaltung. Alles Gesindel, alle entlaufenen glebae adscripti, alle flüchtigen Rekruten u. s. w. suchen daher so schnell als möglich den Dniestr zu erreichen und glauben sich schon so ziemlich geborgen, wenn sie ihn erst im Rücken haben. Das Land ist daher gefüllt mit allerlei verlaufenem Volke, das natürlich dem Landmanne auch keinen Vortheil bringen kann. Die Behörden des Landes nehmen diese Leute, wenn auch nicht mit offenen Armen, doch ohne viele Umstände auf, um ihre Provinz immer mehr zu bevölkern, ja von Zeit zu Zeit sind sogar einige Städte Besarabiens, z. B. Akerman, für ein Asyl aller Schelme erklärt worden, d. h. sie haben das Privilegium dann und wann erhalten, jeden ohne Paß Anlangenden in die Gemeinde ihrer Bürger aufzunehmen. Man sieht daher eine Menge von Leuten, die sich auf diese Weise aus Bagabunden in ehrliche Bürger verwandelt haben. Hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Zunahme der Einwohnerschaft der besarabischen Städte, und eben so auch die sehr interessante Erscheinung, daß an mehren sehr stark bevölkerten Dtschaften Besarabiens schon seit einer geraumen Reihe von Jahren kein einziger Mensch gestorben ist. Es könnte dieß einem Statistiker, der die Verhältnisse des Landes nicht kennt, viel zu vermuthen und zu denken geben über die außerordentliche Fähigkeit der Lebenskraft, über die Gesundheit des Klima's und über die erstaunliche Größe der mittleren Lebensdauer. Doch erklärt sich die ganze Sache sehr einfach aus einer kleinen Finesse, deren sich die Stadtobrigkeiten bedienen, um ihre Bürgerzahl wachsen zu machen. Meldet sich nämlich ein Entlaufener und bittet darum, als „Meschtschanin“

(Bürger) bei der Stadt angeschrieben zu werden, so sagen sie: „Nein, lieber Freund, das geht nicht! Du hast ja keinen Paß. Doch bleibe hier einige Zeit, wir wollen sehen, ob wir Etwas für Dich thun können.“ — Dann warten sie, bis ein Bürger in der Stadt stirbt, und lassen nun den Neugekommenen wieder vor ihrem rothen Tische erscheinen. Sie fragen ihn: „Wie heißt Du?“ — „Iwan Gritschow.“ — „Wie alt?“ — „25 Jahre.“ — „Nun, hör', Iwan, hier ist gestern Mitrophan Kalenko in seinem fünfzigsten Jahre gestorben. Wenn Du Bürger werden willst, so mußt Du seinen Namen und sein Alter annehmen, und wir wollen Dich dann an seine Stelle setzen und Dir seine Papiere geben.“ Iwan Gritschow geht das mit Freuden ein und nennt sich in Zukunft Mitrophan Kalenko von 50 Jahren. Der Gestorbene wird höheren Ortes gar nicht als gestorben angegeben, lebt vielmehr noch lange nach dieser Metamorphose fort, bis sie ihn dann doch endlich einmal, vielleicht noch nach einer dritten und vierten Verjüngung in seinem 150sten Jahre sterben lassen müssen. So haben sie nun immer eine Menge von Ueberläufern bereit, die dann allmählig den Namen der Gestorbenen untergeschoben werden. Natürlich lockt diese Methode, die Bevölkerung zu mehren, nicht immer viel edlere Gemeinde-Elemente heran, als die waren, aus denen Romulus seine Bürgerschaft zusammensetzte, und dabei ist das Schlimmste, daß durchaus auch nie Quiriten daraus werden. Während dieses Sommers trafen wir nicht weniger als 300 Leute von allen Nationen der östlichen Hemisphäre, Russen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen, Moldauer, Tataren &c., im Ostrog (Gefängnisse) zu Akerman, und nicht viel weniger (man sagte uns 180) zu Kischeneu, was bei der ununterbrochen statthabenden Expedition nach Sibiren etwas Ungeheueres ist.

Man kann sich nun nach dem Allen denken, daß der Theil des moldauischen Volkes, der mit Besarabien an Rußland gefallen ist, sich bei einer solchen Fluth guter und schlimmer, ihm aber auf gleiche Weise unangenehmer Dinge, die von Rußland her auf ihn einströmen, sich nicht sehr wohllich mehr in seiner Heimath fühlt.

Indeß wir so, in alten und neuen Zeiten stöbernd, die Hügel- und Waldlandschaft hinter Kischeneu durchglitschten, — denn bei nassem Wetter schlüpfen und schleudern die Wagen auf diesem fetten Boden ganz eben so hin und her, wie auf glattem Schnee gezogen, — hatten sich die neuesten Momente, welche der Himmel uns und dem Lande schenkte, wieder ziemlich aufgeklärt, und wir gewannen zu Zeiten sehr weite Aussichten in die Landschaft, die neben den unbegrenzten Weideplätzen in dieser Gegend fast eben so große Maisfelder zeigten. Denn von Kischeneu an bis in die Bukowina

hinein zu den Karpathen ist der türkische Mais in einem noch weit höheren Grade als in dem übrigen russischen Süden das Hauptgewächs der Felder und die Hauptnahrung der Menschen und Thiere. Die Ochsen und Pferde bekommen die Blätter und Stauden und fressen sie wegen des vielen darin enthaltenen Zuckersaftes außerordentlich gern. Die Ochsen werden fett darnach und die Kühe geben die beste Milch davon. Das Geflügel mästet man mit den Körnern, und es wird äußerst wohlschmeckend nach diesem Futter, das ihm selber so wohl schmeckt. Der moldauische Mensch genießt diese Frucht auf die manchfachste Weise. Man röstet sie in der Asche, man kocht die ganzen Aehren im Wasser und bestreicht sie nachher mit Butter, sogar roh lieben sie Viele, so lange sie noch jung und milchig sind. Das Hauptgericht aber, welches sie aus dem Mehle des Kornes machen, ist die, so weit die moldauische Zunge reicht, berühmte und allgemein genossene „Mamaliga,“ die ungefähr der italienischen „Polenta“ entspricht, aber weit schmackhafter ist, wenn sie von einer geschickten moldauischen Hauswirthin mit Butter und Eiern hübsch bereitet wird. Man kommt sich aber bei ihrem Verspeisen immer wie ein Puter vor, weil sie so stopft und nicht rutschen will. Die gemeinen Leute essen ihre Mamaliga, obgleich nur mit Wasser gekocht, mit Leidenschaft tagtäglich. Die Kartoffeln wollen daher auch bei ihnen noch nicht recht gedeihen. Sie backen auch Brod davon, das man aber unmöglich als einen Ersatz für unser Weizen- und Roggenbrod ansehen kann, wenn man auch die Mamaliga für die Kartoffeln gelten lassen will.

Auffallend sind die vielen Namen, die man für den türkischen Weizen hat; jedes Volk hat einen anderen. Die Kleirrussen nennen ihn „Kukuruz,“ die Moldauer „Popescho.“ Dieß spricht nicht für die Ansicht derjenigen Pflanzengeographen, die da meinen, daß wir dieß Gewächs in Europa erst aus Amerika erhalten haben. Alle die notorisch von anderen Welttheilen gekommenen Gewächse, Kartoffeln, Taback, Zucker, Wein, Kaffee, haben auch hier bei allen Stämmen mit wenigen Abänderungen dieselben Namen. Wir fanden den Popescho noch überall im Felde, aber gelb. Er gewährt nicht den schönen Anblick der wogenden Weizenfelder mit schwankenden Aehren, denn Alles ist steif bei ihm. Man glaubt, von Weitem immer große Schilfwaldungen zu sehen.

Wir sahen unterwegs eine Menge von Geiern in den Lüften kreisen. Diese Herren sind hier äußerst zahlreich. Man sieht sie oft in ganzen Schaaren beisammen; denn da das lebendige Vieh zahllos ist, so ist mithin das todte, das die Geier eben suchen, auch nicht selten.

Fast auf allen besarabischen Poststationen findet man noch Russen als Zämschschiks, und das ist für einen empfänglichen Reisenden ein schätzens-

werthes Glück, denn außerdem, daß sie gute Kutscher sind, sind sie auch wahre phantastische Narren, die durch tausend Dinge amüsiren und unterhalten. Sie sprechen nicht nur mit ihren Pferden wie mit Menschen, sondern halten auch noch Zwiesgespräche mit todtten Dingen, als hätten sie Leben. So hatten wir auf der letzten Station Einen, dem ein Strick schon ein paar Mal gerissen war. Bei'm dritten Male warf er ihn nun in den Schmutz und schimpfte darauf: „Ach du verwünschter Strick! man hat ja wahren „Kummer und wahre Noth mit dir. Wahrhaftig, man sollte dich kassiren! „Ich schwöre darauf, deine Mutter führte einen schlechten Lebenswandel.“ — Dann hob er ihn auf und band ihn noch unter einer Menge solcher Redensarten fest. Bei Drgăjew vertauschten wir leider diesen poetischen Wigbold; doch ist der Eine fast eben so gut wie der Andere.

Die „Ujăsni gorod“ (Kreisstadt) Drgăjew liegt am schilfigen Flusse Răwut. Alle diese kleinen, moldauischen Städte haben noch erstaunlich viel Orientalisches, Turko-Tatarisches, sowohl hinsichtlich ihrer Bevölkerung als hinsichtlich ihrer Bauart und ihres ganzen Wesens. Es fallen Einem in allen Stücken dabei die tatarischen Städte der Krim ein. Nur die Straßen sind etwas weiter. Sonst die langen an einander gereihten, kleinen Holzbuden, — die vorn völlig offenen Häuser, — die rauchenden Verkäufer der Waaren mit langen Pfeifen, — die Art der Arrangirung der Waaren, — die Aufhäufung des türkischen Tabacks, — die Weise des Fleischverkaufes, — die Garküchen und Bäckereien, in denen man schon von der Straße aus sieht, was im enthüllten Inneren mit dem Brode und der Suppe vorgenommen wird, — dieß Alles vollkommen wie in der Krim und weiterhin in der Türkei. Weder die kleinrussischen Städte jenseits des Dniestr, noch die großrussischen, noch die polnischen haben irgend eine entfernte Ähnlichkeit mit den moldauischen. Selbst die türkische Bussa \*) — ein für den desselben ungewohnten Gaumen wie für das Auge etwas widerliches Getränk — fanden wir überall bei dem Volke gäng und gebe.

Bei Drgăjew sieht man die Structur der Hügel dieser Gegend deutlich in einem wahrscheinlich vom Wasser herbeigeführten Durchbruche. Es ist Kalkstein, den die Leute der Umgegend auch fleißig aus diesen äußersten südöstlichen Ausläufern der Karpathen gewinnen.

Auf der Station von Drgăjew schalten sich ein paar Russen und wurden zuletzt sogar handgemein, was ein um so beachtungswertheres Schauspiel für uns war, da es — glücklicher Weise so selten ist. Im Ganzen werden freilich in Rußland mehr Prügel ausgetheilt als bei uns, die Seringen

\*) In diesem Worte ist das „ß“ nicht scharf, sondern weich auszusprechen, wie zwei weiche „f.“

aber geben desto weniger, und wenn es nun doch dazu kommt, so fleckt es noch nicht einmal. In der That, ein englischer Boxer würde bei solchem marklosen Gepuffe seinen blauen Kerger haben. Lärm wird genug dabei gemacht, denn die Schläge fallen immer auf die dicken Pelze wie Plumpsäcke, dringen aber nie durch. Auf den deutschen Kolonien Kleinrußlands bemerkte ich daher auch, daß immer drei Paar russische Weine schon zwei deutschen Fäusten aus dem Wege gingen. Die Schimpfworte, welche bei dem Dragajew'schen Lärme vorfielen, waren die gewöhnlichen russischen: „ssukinssin!“ — „jebitsoimatj! — swinja!“ Doch fiel mir hier zum ersten Mal auf, was ich schon längst hätte bemerken können, daß die Russen allerdings das Schwein (swinja!) und das Pferd (sterwe — alte Stute), aber nie den Ochsen und Esel, wie wir Deutschen, zu unschmeichelhaften Gleichnissen für ihre Mitmenschen verwenden.

Überall auch hier noch Spuren jener tumulusbauenden Völker, in allen tiefen Flußthälern und auf allen Höhen noch zahlreiche Grabhügel (Kurgane). Die Moldauer nennen sie „Moshili“, beinahe wie die Kleinarussen, die Mogili sagen. — Sie waren alle schön grün, wie denn überall das neue Herbstgrün unter dem verdorrten Frühlingsgras hervorsproßte.

Auf der Station Kapatschan wollten wir wieder dem Postschreiber, wie sie es hier alle in Besarabien verlangten, kein Trinkgeld geben, weil wir aus anderen Theilen von Rußland diese Forderung nicht gewohnt waren. Der Mann war aber gar nicht böse über unsere Weigerung, half uns noch freundlich in den Wagen und bemerkte bloß, den Kopf schüttelnd: „Ach Herr je! „sind denn die Herren so sparsam? Allen Anderen gaben sie etwas und dem „armen Schreiber nichts.“ Wir gaben ihm darauf eine Kleinigkeit, und er bedankte sich auf's Verbindlichste. So sind alle russischen Bettler, in ihren Ansprüchen und Bitten höchst bescheiden, mit jeder geringen Gabe zufrieden, und bei einer Verweigerung nur betrübt, aber nie grob. Ich muß gestehen, daß ich Den für einen Hartherzigen und Gefühllosen halten muß, der einem russischen Bettler etwas abschlagen kann. Dabei muß man wissen, daß so ein armer russischer Postschreiber der ärmlichste und gehudeltste Schriftsteller ist, welcher unter irgend einem dieser 6000 Sterne eine Gänsefeder führt.

Außer so einem geplagten „Pissar“ (Schreiber) findet man noch auf allen besarabischen Poststationen eine wohlbeleibte Posthalterin, einen stets in Geschäften verreisenden Posthalter, ein Fremdenzimmer mit moldauischen Breter=Divans umher mit nicht vorhandenen weichen Kissen, aber stets mit dicken Decken belegt, welche die Leute hier selbst verfertigen. Denn in der Teppich=Manufactur sind die Moldauer, wenn auch nicht geschickter, doch

noch fleißiger als selbst die Kleinrussen. Die herrschende Farbe ihrer Teppiche ist braun, aber Alles recht wohlgefällig mit bunten Schattirungen und Figuren ausgesteppt. In den Zimmern, auf den Bänken, bei den Betten, auf den Wagen und bei tausend anderen Gelegenheiten finden diese Teppiche ihre Anwendung.

Eben so ausgebreitet wie bei den Kleinrussen ist auch bei den Bessarabiern das Flechtwerk als architektonisches Material. Nicht nur die Säune, die wegen der Wölfe immer zwei Mann hoch sind, sondern auch die Pferde-, Schaf-, Schweine- und Hühnerställe sind geflochten, eben so auch die Scheuern, wenn deren vorhanden sind \*), so wie auch bei den ganz Armen die Wohnhäuser, die dann mit Lehm beworfen werden. Da jedes Thiergeschlecht seine eigene kleine, aus Baumzweigen geflochtene Stallung hat, so sieht dann ein solches Gehöft ganz so aus, als wenn es aus lauter kleinen und großen Niesenkörben zusammengesetzt wäre. Es ist natürlich nur der Mangel des Bauholzes, der diese dürftige Bauart nöthig macht. — Die sonderbarste Anwendung ihres Flechtwerkes ist aber die bei ihren Wagen. Wenn sie nämlich irgend eine bloß zerstückelte Waare, z. B. Holzkohlen, transportiren wollen, so haben sie dazu nicht große Wagen mit schützenden Seitenbretern, sondern sie setzen auf ihre kleinen Wägelchen ein ungemein hohes Geflecht, das von allen Seiten geschlossen ist und welches sie dann bis obenhin mit den Kohlen u. s. w. füllen. Man sieht in dieser Art die sonderbarsten und grotesksten Figuren ausgeführt.

Gegen Abend fanden wir Striche, wo es gar nicht geregnet hatte, und daher vortreffliche Wege. Es giebt hier zu Lande hier und da Oberflächenzustände, die ihres Gleichen suchen, besonders und vor Allem da, wo sich in einem Flußthale, das vollkommen eben abgewaschen, die kurzen Gräser des Bodens, ich weiß nicht, wie — vielleicht durch niederschlagenden Regen — zu einem dichten, kurzgeschorenen Teppiche in einander verfilzen. Der Boden ist dabei vollkommen eben, als wäre er gehobelt, und so geht es oft mehre Meilen hinter einander fort. Auf solchem Terrain vier russische Pferde, die zwei Stunden lang Carriere laufen, als wäre es ihr Sonntagsvergnügen, und einen russischen Jämschtschik, der sie zügelt, als wollte er den olympischen Preis erringen, — da kutscht man um die Welt wie Apollo am Himmel.

An diesem raschen Abende übertrafen uns nur die Kibitze und die Trappen, die wir dann und wann in großen Schaaren umherschwärmen sahen, und ein

\*) Für ihren Popescho (Mais) haben sie allerdings kleine Korbscheunen. Die anderen Getreidearten, so wie Heu und Stroh, häufen sie ohne Dach auf. Ein solches komisches rundes Scheunenkörbchen für den Mais heißt „Sussuluk.“

Trupp sehr schöner, schwarz und weiß gezeichneter, äußerst eleganter Vögel, deren Namen ich aber nicht behalten habe.

Endlich spannte Apollo seine Pferde ab, und wir machten daher auf der nächsten Station, die uns nicht übel gefiel, auch Halt. Denn ohne Mondschein war es bei so schwarzem Himmel und Boden durchaus nicht rathsam, die Nacht zu fahren, da sich weiterhin die Wege doch wieder verschlechtern sollten. Unsere Nachtstation hieß Sorátena.

Jener Herr Nicolai spricht in seiner Reisebeschreibung fortwährend von den Entbehrungen, die er in Italien empfunden. Ei, ei! wenn dieser Mann ein Mal in Rußland gereist wäre, wehe dann dem armen Lande! Unser Nachtquartier bot wiederum nichts als vier Wände, Bänke und Teppiche. Aber freilich war Alles ohne Schmutz und ohne jene Thierchen, denen dieser Reisende einen so argen Federkrieg erklärt hat. Ich finde übrigens, daß einige Entbehrungen gerade die rechte Würze der Reisen wie des Lebens sind. Von allen den guten Mahlzeiten, die ich hier und da in gut eingerichteten westeuropäischen Wirthshäusern genossen habe, ist mir keine Spur von Erinnerung geblieben, wogegen das Andenken an jedes meiner bescheidenen, kleinen Steppen-Soupers von einem gewissen, äußerst anmuthigen, poetischen Duft umschwebt ist, der hauptsächlich davon herrührt, daß das Thier in uns nicht so bequemlich dabei genudelt und gehätschelt wurde, als dieß in den sogenannten guten Gasthäusern der Fall zu sein pflegt. — Freilich hatte dieser Abend in Sorátena noch seine ganz absonderlichen Reize.

Wir hatten bald unser Zimmer möblirt und unser Nachtlager arrangirt. Unser Speisefränkchen aus Dbessa bot noch manchen äußerst lieblichen Leckerbissen, in Papier gewickelt. Das Sfamowar dampfte und siedete gar bald mit unseren Pfeifen um die Wette. Die Weinflaschen waren auch noch nicht alle inhaltsleer. Was fehlte mehr zur größten Fröhlichkeit als Wein und Gesang? Aber auch dieß sollte uns heute werden, gerade so, wie wir es wünschten.

Unser Wirth war ein gutmüthiger Schelm wie alle Russen, doch war er häßlich und eindüggig wie wenige. Allein seine hübsche junge Frau Gemahlin bewies uns, daß dieß eine Auge Geschmack hatte. Es war eine Moldawanka, die der Russe sich recht klüglich aus dem Kranze der Dorfmadchen als die Schönste hervorgefucht hatte. Wir freuten uns aus ästhetischen und ethnographischen Rücksichten sehr, einer entschieden schönen Moldawanka zu begegnen, und machten uns con amore an ihr Studium, wobei die Eindüggigkeit unseres Wirthes uns gar nicht mißfällig war. Wir lernten alsbald, daß es dem moldauischen Volksstamme entschieden möglich sei, sich

zu einer Zartheit und Schönheit durchzubilden, die allen Ansprüchen des schärfsten Kritikers genügen könnte.

Die Größe unsrer Moldawanka hielt gerade das Mittel zwischen Lang und Kurz. Der Knochenbau war äußerst fein, wie bei den Russen und überhaupt bei allen slavischen Völkern, im strikten Gegensatz zu den schwerknochigen germanischen Stämmen. Die Glieder waren daher geschmeidig und gerundet, und Alles so zierlich, daß man eher ein geschnürtes, gebogenes und getanzmeistertes Edelräulein als eine geringe Bauerntochter vor sich zu sehen geglaubt hätte. Die Geschmeidigkeit ist überhaupt bei den Slaven mehr ein Erbtheil aller Stände, und man könnte mit etwas Mühe namentlich aus einem russischen Bauernmädchen in eben so vielen Tagen eine tadellos sich gerührende Ballade machen, als man in Jahren z. B. bei einer Schwedin oder Dänin kaum dahin gelangte, die tiefeingewurzelte Unbeholfenheit nur ein wenig zu verhüllen. Das Gesicht war schön gerundet. Lange Gesichter sind überhaupt bei den Slaven seltener als bei den Germanen. Die Nase war sehr edel geschnitten und voll Haltung. Dieß ist sonst bei den Slaven eine Seltenheit, besonders bei den Russen, welche die haltungsloseste Nase von der Welt haben. Das Auge hatte ganz den wunderbar matten, aber äußerst sinnlichen slavischen Schmelz, der sich zu dem Feuer spanischer, arabischer u. s. w. Augen ganz so verhält, wie die Perle zum Diamanten. Die Zähne waren weiß und schön, der eine wie der andere, wie eine Reihe von Erbsen in der Schote. Ueberhaupt habe ich nie prachtvollere Zahngarnituren gesehen als in der Moldau. Die Muskelpolsterung endlich war sehr mäßig, knapp und antik, was sonst in der Regel bei den Russen nicht Sitte ist. — Wie oft sich der moldauische Stamm zur Entwicklung einer solchen Blüthe erhebt, und ob er voll von solchen Früchten sitzt, habe ich bei der Kürze meines Aufenthalts nicht bemerken können. Doch liegt gewiß in der Darstellung dieser einen moldauischen Blume Etwas, was auf alle paßt, und es lohnte sich daher der Untersuchung.

Den lieblichsten Honig, den wir reisenden Bienen aus dieser zarten Blume fogen, waren ein paar kleine Liederchen, die wir ihr auspreßten und abschwahten. Es ist für Reisende, die nicht Zeit haben, sich mit dem Volke einzuleben und mit den Leuten vertraut zu werden, sehr schwer, Volksgefänge aus ihrem eigenen Munde zu erhalten. Wenn man sie darum bittet, so zieren und geniren sich die Mädchen, lachen und schämen sich und denken, vor einem sogenannten Herrn seien ihre Gefänge dummes Zeug. Es ist fast eben so schwer, als einen großen Dichter bei einer kurzen Visite schnell zum Verfassen eines Gedichts zu bringen. Wenn die Gefänge auch schon sehr alt sind, so ist ihr jedesmaliges In's-lebentreten doch immer wieder neu und erfordert eine passende Gelegenheit und eine augenblickliche Begeisterung, und diese

abzuwarten und abzulauschen, hat der Reisende nicht Zeit. Daher sind solche Genüsse auch eigentlich gar nicht für ihn. Allein zuweilen richtet man doch mit Flehen und Gewaltanthun etwas aus, wenn man erst zuvor ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erworben hat. Ich will hier die paar kleinen moldauischen Liederchen, welche mir die Wirthin von Sorátana schenkte, in wörtlicher prosaischer Uebersetzung mittheilen, für ihre Nechtheit und Wörtlichkeit stehe ich ein. Der Wirth diente mir als Uebersetzer für Das, was ich nicht verstand. Doch hatte ich auch meine Noth mit ihm, denn er wollte immer nicht daran, weil er sagte, das ließe sich gar nicht übersetzen; was im Moldauischen so schön sei, klänge im Russischen gar nicht so, und er suchte immer für ein moldauisches Wort zehn russische und meinte dann doch noch, daß es nicht das rechte wäre.

Was man noch zuvor erwähnen muß, ist eine kleine Eigenthümlichkeit der moldauischen Volksgefänge. Vor jedem Liede, es sei der Inhalt, welcher er wolle, rufen sie erst in einer Zeile „das grüne Blatt“ irgend eines Baumes an, mit den Worten: „Frunse werde“ (frons — viridis) z. B. „frunse werde lelijak,“ „o grünes Blatt des Lindenbaums,“ oder „Frunse werde dematass,“ „o grünes Blatt des Seidenbaums“ (Maulbeerbaums), und nach diesem Anrufe lassen sie erst das Lied selbst folgen, ähnlich wie die Epiker zu Anfang ihrer Gedichte eine Muse anrufen. Es ist eine hübsche Sitte, durch die sich der Geist sogleich mitten in die schöne Natur versetzt fühlt, in welcher die Poesie am schönsten erklingt. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Dramatiker bei seinem Stücke vorher ankündigt: „die Handlung ist in einem Walde, „unter dem Schatten einer Eiche, nun denkt Euch gleich alles Andere hinzu, „was noch dazu gehört.“ Dieser Anruf „Frunse werde“ ist gleichsam ein kurzes Gebet an die Hamadryade eines Baums, unter deren Schutze das Gedicht entstanden. Es ist so wie die einleitenden Accorde, mit denen ein Harfenspieler zuvor sich und seine Zuhörer in die rechte Stimmung versetzt, seine Harmonieen zu empfangen.

Zweierlei Sonderbarkeiten sind aber bei dieser Einleitung noch zu bemerken, erstlich, daß sie nur immer das Laub der Bäume ansehen, die Sache gar nicht weiter verfolgt haben, und nie einen anderen Gegenstand der Natur mit in's Spiel ziehen, keine Blumen, keine Berge, keine Flüsse, die doch auch recht hübsch zu manchen Liedern paßten. Die Elfen und Nymphen aller dieser Dinge bleiben immer unangerufen. Es muß durchaus eine Hamadryade sein.

Zweitens ist zu bemerken, daß jedes Lied sein eigenthümliches Blatt hat, obgleich man gewöhnlich gar nicht begreift, in welcher Verbindung der Inhalt des Liedes mit jenem Baume stehe. Mehre Male schlug sich

unsere schöne Moldawanka auf den Mund, wenn sie bei einem Liede nicht den rechten Baum genannt hatte, als hätte sie eine falsche Tonart angestimmt.

Sie nennen die Gesänge „Kintik,“ vom Lateinischen cantare. Liebe ist natürlich Das, was alle diese Kintiks athmen. Der eine drückte die Qualen eines Geliebten aus, den seine spröde Schöne hinhält:

„Frunse werde dafion!“

„O grünes Blatt des Himbeerstrauchs!“

„Ach nie mehr möchte ich zu dir gehn, — und doch gehe ich alle Abende zu dir. — Sage mir doch ein einzig Wort, ob ich dir durchaus nicht lieb. — Sage mir doch die reine Wahrheit, — sei es Schlechtes, oder Gutes. — Ach ich möchte sterben, ohne ein Weilschen noch zu leben! — Und doch — Ach möchte für dich leben, ohne je zu sterben!“

Wenn das folgende Kintik eine Antwort der schnippischen Schönen ist, so sieht es schlimm um den melancholischen Geliebten aus:

„Frunse werde pindrajál!“

„O grünes Blatt der Petersilie!“

„Was soll ich mit dem Schlechten machen? — Ich werde dich binden, werde dich schlagen! — Aber ich fürchte nur die Sünde. — Ich werde dich verkaufen für einen Groschen! — Aber wer dich kauft, verliert sein Geld. — Ich werde dich umsonst geben! — Aber Niemand wird dich nehmen. — Komm, Schwesterchen, wir wollen zum Spasmacher Labrischan gehen und lustig sein.“

Zuweilen aber rächt sich auch der moldauische Amor an der Sprödigkeit der Mädchen, und es kann wohl sein, daß Kathinka, die im folgenden Liede so betrübt bei'm Stickerahmen sitzt, weil ihr Geliebter der Bräutigam einer Anderen geworden ist, dieselbe war, die ihn im vorigen binden und verkaufen wollte:

„Frunse werde dematáss!“

„O grünes Blatt des Maulbeerbaums!“

„Ich ging über einen trüben Fluß — zum Fenster der Kathinka, der Guten, — sie saß bei'm Stickerahmen, webend. — Oder, nein, ich weiß nicht, webt sie oder zerreißt sie? — Aber ich sehe, sie vergießt viele Thränen! — O gewiß weint sie um einen Geliebten! — „Willst du, Kathinka, mir den Namen nicht nennen?“ — „Wenn ich dir den Namen sagte, — o mein Leben würde sich lösen!“

Die arme Kathinka! Aber meine Moldawanka sagte, Der, welcher diese Geschichte erzählt, wäre nachher ihr Tröster geworden. — Leider kostete das Berichtigten des moldauischen Textes und die Uebersetzung so viele Zeit, daß ich nicht zu mehren Kintiks kommen konnte. Auch durfte ich die armen Leutchen nicht zu sehr ermüden. Doch wird Einem alle Mal froh um's Herz, wenn man auch nur so ein paar Blicke auf ein neues Feld der Poesie, der Liebe und Le-

bensfülle thun kann, hinter dem sich dann noch manche schöne Landschaft ahnen läßt.

Die dako-romanischen Worte, welche ich nebenher noch mit bekam, waren wieder sehr lehrreich. Manche lateinische Worte haben sich wunderbarer Weise im Moldauischen reiner erhalten als im Italienischen, z. B. „de-unde“, woher? Manche sind ganz italienisch, z. B. „dultsche“, süß, dann „uovo“ (ovum), das Ei, „tu“, du, „porta“, die Pforte, alsdann „jil“ (ille), er, „noi“, wir, „voi“, ihr. — Eben so wie die Italiener und andere barbarische Töchter der römischen Sprache haben auch die Moldauer viele Nominative von lateinischen casibus obliquis gebildet, so z. B. „lapti“, Milch, vom lateinischen lac, lactis, mit der schon oben bei octo (opto) bemerkten sonderbaren Vertauschung der Gutturalen mit Labialen; „lapti akro“, saure Milch, „lapti dultsche“, süße Milch. Eben so haben die alten Daken, wie auch andere Völker, von den Römern viele Namen für die Bezeichnung von Genera aufgenommen, die nur für Species bestimmt waren. So z. B. heißen die Vögel auf Moldauisch „passeri“, vom Lateinischen passer, der Sperling. — Ein sonderbarer Sperling so ein moldauischer Geier! Daraus könnten classische Mißverständnisse und Geschichten entstehen, wenn z. B. ein bloß lateinisch sprechender Reisender durch die Moldau käme, sich die verschiedenen Arten von Sperlingen annotirte und nachher berichtete: „Etwas sehr Merkwürdiges in diesem Lande ist die Verschiedenartigkeit und Größe seiner Sperlinge. Einige von ihnen, die unsern Putern ähnlich sehen, werden so groß, daß eine ganze Familie sich an einem Braten satt essen kann. Andere wiederum sind fleischfressend, und zwölf von diesen Sperlingen können einen ganzen Dachsen verschlingen. Andere endlich schwimmen sogar wie die Gänse auf dem Wasser, und selbst ihre Gezwitscher hat etwas Aehnlichkeit mit unserem Gänsegeschnatter.“ — Diese Verwechslung der Species mit dem Geschlechte ist aber in diesem Falle sehr natürlich. Die Sperlinge sind auch in der Moldau, wie fast überall, die gemeinsten Vögel. Die Daken fragten nun die Römer: „Wie nennt Ihr das?“ indem sie bei diesen nur beispielsweise gezeigten Sperlingen überhaupt an Vögel dachten. Die Römer antworteten: „Sperlinge“, weil sie natürlich an nichts Anderes als an die gezeigte Species denken konnten. Son-derbar, daß mit der Zeit sich dieß Mißverständniß nicht aufklärte, und alle nachfolgenden Geschlechter wegen der ersten dumm gestellten Frage nun in einem so großen naturhistorischen Irrthume verbleiben mußten.

Unser einäugiger Wirth klagte sehr über die viele Feuerung, die ihm die Heizung seines Hauses kostete. Dieß war sehr natürlich, denn das ganze Haus, obgleich recht groß, geräumig und reinlich, war nur aus Schilf,

Stroh und wenigem Holzwerk gebaut, wie die meisten der besarabischen Menschenwohnungen. Die Leute verfahren dabei so: Es werden auf dem Plage, wo das Haus errichtet werden soll, Balken so zusammengelegt, wie die Mauern stehen sollen. In diese Balken stecken sie dünne Stäbe, auf den Ecken die dicksten, so hoch, wie das Haus werden soll. Ueber diese perpendicular eingelegten Stäbe nageln sie einige dünne Latten in die Quere, alsdann nehmen sie ein kleines Bündelchen Schilf oder Langstroh, das sie mit dickflüssigem Lehme tränken und bekleben, der Art, daß die Halme einer an den anderen geklebt werden. Mit diesen lehmigen Strohwischen durchflechten sie dann perpendicular die horizontalen Latten, und darnach wird das Ganze wieder mit Lehm beworfen, überweist und bemalt. Auf dieselbe Weise sind auch die meisten Häuser in Kischenew, Akerman u. s. w. gebaut.

Schon vor der rosenfingerigen Gos waren wir am anderen Morgen wieder auf neuen Bahnen. Wir steuerten auf die löbliche Kreisstadt „Bjälzu“ zu, die wir jedoch etwas langsam erreichten, da die Wege allerdings so schlecht waren, wie man uns gesagt hatte. Unterwegs sahen wir mehre kahle unheimliche besarabische Dörfer am Wege und fanden dann und wann im Felde die „Areas“ und „Gredinas“ der Dorfeinwohner, d. h. ihre Dreschtemmen und Obstgärtchen. Höchst sonderbarer Weise trennt nämlich dieses Volk sowohl seine Tenne als auch seinen Garten vollkommen von der Wohnung, und Beides liegt mitten im Felde. Mit der Tenne ließe man es sich allenfalls noch gefallen, da wenigstens auf dem Heimwege, der hier oft sehr weit ist, keine Körner verloren gehen. Aber warum sie auch die Obstbäume und überhaupt alle Bäume, mit denen verbunden allein ein Haus sich wohnlich und malerisch in der Landschaft darstellt, von der Wohnung trennen und sie, in einen viereckigen Zaun eingepfercht, auf's Feld verlegen, das werden sie schwerlich vor dem Tribunale der Aesthetik vertheidigen, und ich weiß nicht einmal, womit sie es beschönigen können, denn über den Nutzen davon habe ich nichts erfahren können, als daß es nun einmal eben so Sitte sei. Wenn man eine solche moldauische Gredina (Garten) mitten im Felde sieht, und ihr einförmiges Grün durch kein blißendes Fenster, durch keine weiße Wand und durch kein Roth des heimlichen Daches unterbrochen wird, so kommt es Einem natürlich immer so vor, als fehlte dem Garten die Seele, und umgekehrt — sieht man diese weißen kahlen Wände der Häuser so ohne alle Vorrede in's Gras gestellt, so glaubt man einen Nackten ohne Hemd und Rock zu sehen. — Die Area ist ein großer plattgeschlagener Platz mitten in der Steppe, auf dem sie mit Pferden das Getreide dreschen.

Unterwegs sahen wir wieder eine Menge moldauischer Sperlinge von der Species, die man Geier nennt. Es kommen hier sowohl die blau-, als die

weißköpfigen Geier vor. Wir zählten in unserer Nähe 35 bis 40 Stück. Einige saßen ganz still und faul auf den Heuhaufen umher, andere kreisten niedrig über dem Boden und schwebten so dreist dicht über unserer Kalesche vorbei, daß wir deutlich ihre schöne Halskrause und das ganze Gewebe ihres Gefieders erkannten. Es mußten wohl todte Dachsen in der Nähe sein. Die Hunde, die in Bessarabien eben so zahllos sind wie in Kleinarußland, und die hier wie dort immer halb wild in den Steppen herumstreifen, kommen oft mit den Herren der Luft über den Besitz der Aeser in Streit. Mein werther Reisegefährte erzählte mir, wie er einmal zehn Geier mit einem halben Duzend Hunde sich habe um einen Dachsen zerran sehen.

Wir fuhren durch Bjälzui nur rasch durch, weil die Poststation zur Seite in einiger Entfernung vom Orte lag, wie immer sehr unangenehmer Weise alle Stationen in Bessarabien nicht in den Ortschaften selber liegen, so daß man sie hier durchaus nicht bequem zur Erkenntniß des Landes benutzen kann. Uns war es indeß nicht bestimmt, durch Bjälzui so oberflächlich durchzuschlüpfen. Wir sollten Gelegenheit haben, die Stadt recht gründlich kennen zu lernen. Kaum auf der Station angelangt, machten wir nämlich die Entdeckung, daß der eine dicke Schwanenhals am Wagen gebrochen war und die ganze Equipage auf der Seite hing. Bei den vielen Stößen und Schleudern auf den letzten Wegen hatten wir unterwegs nichts davon gemerkt. Dieß Ereigniß gab einen sehr unangenehmen Miston in unserem bisher so harmonisch dahingleitenden bessarabischen Durchfluge ab, besonders da die herbeigerufenen Handwerker unmäßige Forderungen an Zeit und Geld machten und versicherten, sie müßten den ganzen Wagen dabei in Kochstückchen auseinander schrauben. Das hieß denn recht auf den Strand laufen. Jedoch brachten wir bald die bessere Seite der Sache herum und freueten uns bei unserem lauten Kerger doch schon im Stillen, vom Schicksale zu einer noch näheren Kenntnisaufnahme von den Verhältnissen des Landes gezwungen zu werden.

Wir ließen den Patienten in die Stadt führen und flogen ihm auf einer russischen Post-Troika nach. Zu einer gründlichen Reparatur wollten die russischen Schmiede und Zimmerleute drei Tage haben. Wir entschlossen uns daher lieber zu einer oberflächlichen, vorläufigen, in welcher Art von Reparatur alle Russen weit geschickter sind als wir Deutschen, während sie in der gründlichen uns weit nachstehen. Wenn es gilt, schnell ein Surrogat auf eine erfinderiſche Weise zusammenzufinden und zusammenzuhämmern, was so „kak ni bud“ (auf irgend eine Weise) eine Zeit lang halten soll, da ist der Russe gleich bei der Hand. Indem wir daher die gründliche Reparatur auf Oesterreich verschoben, wurde hier nur eine Maschinerie erdacht, die für den Augenblick und bis zur Gränze dienen konnte. Bis die Leute damit zu

Stände kamen, hatten wir indess Muße genug, unseren Hunger nach geistiger und leiblicher Speise zu stillen.

### B j ä l z u i .

Natürlich war es wiederum ein Armenier, der uns sein gastliches Haus oder vielmehr seine Häuserreihe eröffnete, denn dieser Wirth hatte nicht weniger als vier bis fünf kleine Häuserchen eines neben dem anderen, das eine wie das andere vorn mit einem weitläufigen Vorwerke von Bänken, Sitzen, Treppchen und auf hölzernen Säulen gestützten Ausbauten geziert, das eine wie das andere mit ein paar Divan- und Teppichzimmerchen versehen. In dem größten der Häuser war außerdem auch noch ein großes Billard und Kaffeezimmer halb auf orientalischem, halb auf europäischem Fuße eingerichtet \*). Die Türkei und das durch Rußland repräsentirte Europa theilten sich hier buchstäblich überall zur Hälfte. Das Billard war europäisch, die vielen Löcher darin aber waren türkisch. Sie zeigten, daß die Leute dieß neue Spiel freilich gern, aber ungeschickt übten. Die Divans, die rund im Zimmer herumliefen, waren als solche orientalisches, als auf hohe Beine gestellte Divans aber, welche sie unseren Bänken ähnlicher machten, europäisch. Wie in allen tatarischen und türkischen Kaffeehäusern war der kleine Herd zum Kaffeekochen im Billardzimmer selbst in einer Ecke angebracht und mit allen den kleinen Geräthschaften, als Zuckerdosen, Tassen, metallenen Einsätzen für die Tassen, eisernen Näpfen zum besondern Kochen jeder Tasse, Kaffeebüchsen u. s. w., umgeben, mit denen, in Reihen geordnet, die kleinen offenen Schränke der türkischen Kaffeherde umgeben zu sein pflegen. Auch wurde der Kaffee à la Turque mit sammt seinem dicken Saße und ohne Rahm servirt. Allein auch in dieser Ecke machte wieder Europa seine halben Ansprüche geltend. Zwischen die Kaffeedosen mischten sich russische = europäische Branntwein- und Liqueurflaschen, sowie auch Theebüchsen, und den Kaffee konnte man auf Verlangen mit Rahm, aber nicht ohne Saß servirt bekommen, denn zum Filtriren hatten sie keine Vorrichtung. Selbst mitten im versteckten glühenden Herde theilten sich Europa und Asia. Denn während eine Abtheilung blos für die arabische Bohne, war die andere für den russificirten Thee und dessen Bereitung bestimmt. An den Wänden spiegelten sich eben so deutlich die Kämpfe und Mischungen der Osmanen und Moskowiter. Sie waren über und über mit

\*) Wenn ich hier etwas näher in die Beschreibung von Bjalzui eingehe, so geschieht es nicht des ziemlich unbedeutenden Bjalzui allein, sondern auch aller übrigen moldauischen, walachischen und besarabischen, sowie auch zum Theil aller nördlichen türkischen Städte zweiten Ranges wegen, die alle mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Zustande dieses einen für alle dienenden Bjalzui haben.

Bildern bedeckt, von denen das eine einen Kosaken vorstellte, der drei Türken mit dem Kantschu in die Flucht jagte, alsdann eine Ansicht der Stadt Konstantinopel mit allen ihren 500 Kuppeln und Minarets, ferner ein großer Bogen, auf dem die berühmtesten Klöster und Kirchen der rechtgläubigen griechisch = katholischen Kirche sowohl in Rußland, als in der Türkei und Kleinasien mit bunten Farben dargestellt waren, darauf ein Portrait des russischen Kaisers und dicht dabei ein anderes des Sultans, die sich beide einander anblickten. Unter dem letzten stand: „Turezkoi Imperator“ (der türkische Imperator). Ferner sah man den russischen Kaiser, wie er von den Kosaken des jenseitigen Donauufers (den Nekrassowzi) Salz und Brod empfängt, so wie einen „troch - buntschuschnoi Pascha“ (einen dreischweifigen Pascha), wie er auf einer russischen Troika mit der Nachricht der Einnahme von Warna nach Konstantinopel galoppirt. Die Furcht der Türken vor den Russen muß gräßlich stark sein, wenn sie alle dabei so die Augen verdrehen wie dieser dreischweifige Gouverneur. Mit einem Worte, man konnte in diesem Zimmerchen, gemüthlich eine Pfeife rauchend, die Verhältnisse des ganzen Landes vom Dniestr bis zur Donau studiren und die innersten Gedanken dieses unglücklichen Volks errathen, das die Blicke nach Moskau und Petersburg richtet, weil es für den Augenblick muß, das aber gern nach Konstantinopel schielt, weil es daran gewöhnt ist, und das auf sich selbst nicht schaut, weil es kraftlos ist.

Nachdem wir von einem der kleinen armenisch = moldauischen Häuserchen Besitz genommen und Schreibtisch, Speisetisch u. s. w. für den Tag arrangirt hatten, schickten wir zum Schulen = Inspector des Orts, weil wir den Wunsch hatten, die Schulen der Stadt in Augenschein zu nehmen, und ihn erwartend, setzten wir uns ein wenig zu unserem armenischen Wirth, der mit unterschlagenen Beinen, die gelben Babuschen zur Seite, den ganzen Tag wie eine Bildsäule, aus einer langen Pfeife rauchend und Kaffee schlürfend, vor der Thüre seines Hauses saß, als wenn er selbst dessen Aushängeschild machen müßte. Wir bekamen von ihm manchen Aufschluß über die Verhältnisse und das Leben der Gegend. Seine große häuserreiche Wirthschaft hält er nicht für solche Gäste wie wir, die gewöhnlich nur durchpassiren, sondern für die zahlreichen österreichischen Viehhändler und die „Masils“ und „Kufesch“ (kleine Edelleute) Befarabiens, die sich hier alle Monate ein Mal zu einem großen Viehmarkte versammeln.

Diese Viehmärkte von Bjälzui sind die größten weit und breit und berühmt bis tief in die österreichischen Staaten hinein. Auf ihnen kommen monatlich 8000 bis 12,000 Stück podolischer und moldauischer Ochsen zusammen, — im Herbst, wo die bedeutendsten Märkte sind, sogar

gegen 20,000 \*). — Dieses Vieh wandert meistens nach Oesterreich, füllt die Lücken der Herden in der Bukowina und in Galizien, geht um die Karpathen herum und findet dann in Olmütz in Mähren einen neuen großen Marktplatz, der auf dem entgegengesetzten Puncte dieser Viehmarschrute für den Verkauf ungefähr Das ist, was im Osten Bjälzui für den Einkauf, und von wo aus dann diese graugefärbten Fuhschleiser theils nach Wien, theils nach Prag, theils nach anderen Orten abgehen.

Diese Viehmärkte geben der Stadt Bjälzui viele Nahrung, und diesen Augenblick nimmt sie diese Nahrung in Frieden zu sich. Vor wenigen Jahren noch war es nicht so. Denn da verdarb ihr der schlimme, auch aus den Zeitungen bekannte Räuberhauptmann Toboltok, der besonders in dieser Gegend und von hier bis in die Wälder von Kischenew hin hauste, manche Suppe. Dieser viel gefürchtete Mann trieb eine ganze Reihe von Jahren hindurch, man sagte, zwölf Jahre lang, die verschiedensten Arten von Raub, Diebstahl und Plünderung. Er hatte eine eigene disciplinirte Bande, die zu Zeiten aus 200 Mann bestand, und deren Uebelthaten bei der Wildheit des Landes und der Größe der Steppen lange unbefraft bleiben konnten. Zwei Mal wurde Toboltok gefangen, und zwei Mal kam er wieder los zum Schrecken von Besarabien. Er wandte dabei Bestechung an, indem er seinen Wächtern Stellen anzeigte, wo er Schätze vergraben habe. Wenn er wieder im Felde stand, so war er selbst in Odeffa immer das interessanteste Gespräch, und den Behörden wuchs seinetwegen manches graue Haar. Er soll ein schöner Mann, von riesenmäßiger Größe, breiter behaarter Brust und hohen Schultern gewesen sein, ganz eine solche Figur, wie man sie oft unter den moldawianischen Holzflößern des Dniestr sieht. Ein moldawischer Edelmann nahm ihn endlich zum dritten und letzten Male gefangen. Derselbe umstellte mit seinen Leuten einen Krug, in welchem Toboltok mit sechs seiner Gefellen zechte, und hatte dann die Kühnheit, allein zum Räuberhauptmanne hineinzugehen und ihn um eine Privataudienz ohne Assistenten zu bitten. Da dieser nun, dem so etwas oft vorkommen mochte, seine Leute hinausgeschickte, so wurden die letzteren augenblicklich von dem gut gestellten Hinterhalte der Trabanten des Gutsbesizers überfallen, und er selber, indem er noch mit letzterem rang, ebenfalls von dessen zu Hülfe eilenden Leuten ergriffen. Dieß Mal löste ihn nur der Todesengel aus dem Gefängnisse. Er hatte als Gefangener Besuche von vielen vornehmen Leuten und zeigte einen gewissen Seelenadel, da er

\*) Ich verificirte diese Angaben später noch an mehren Puncten, unter anderen auch bei'm besarabischen Gränzmauthdirector, der mir die ganze jährlich aus Besarabien nach Oesterreich wandernde Menge von Ochsen auf 50,000 Stück angab.

keinen von seinen Genossen und Helfershelfern angeben wollte. Er wurde darnach in Kischeneu zu Tode geknüttet.

Indeß wir noch so von Toboltsk redeten, kam der Herr Schulinspector von Bjalzui an, von oben bis unten in Gala-Uniform, mit schönem goldgestickten Kragen, mit einigen Dienst- und Verdienstmedaillen geschmückt und wie ein Ritter mit einem Degen an der Seite und einem großen Tresfenhut auf dem Kopfe\*), und wir profitirten von seiner Bereitwilligkeit, uns die für die Moldauer von den Russen errichteten Schulen zu zeigen. Der gute Mann, obgleich wenigstens ein Hofrath an Rang, war so devot, daß, so oft wir ihn anredeten, er immer mit der Hand zum Hute griff und ihn auch gewöhnlich ganz abnahm, obgleich wenigstens Einer von uns ein völlig bedeutungsloser Fremder war. Die Lehrer sind durchweg in ganz Besarabien Russen, oder russificirte Deutsche und Franzosen, und Moldauer selbst haben sich noch nirgends zu Lehrern qualificirt. Aller Unterricht wird ohne Ausnahme in der russischen Sprache ertheilt, und derer Erleerung ist also vor allen Dingen die Hauptsache. Die Moldauer lernen das Russische schwer, d. h. nach den Aussagen der Lehrer, was nun aber eigentlich nichts bedeutet; denn sie würden dieß auch eben so von jeder anderen Nation behaupten, der sie das Russische lehren sollten. Vor das russische „i“ im Anfange wollen sie noch immer ein „j“ setzen und sprechen z. B. statt „ischora“ — „jischora“. Wir sahen schon oben, daß die Moldauer es mit dem Lateinischen eben so machen, indem sie statt ille „jil“ sagen. Die Gaumenlaute unterscheiden sie schwer und sprechen sie meistens alle ohne Unterschied wie „ch“ aus. Sie lernen auch sonst im Ganzen schwer und sind weder so fleißig, noch so gewandt wie die mit ihnen gemischten russischen Mitschüler. Es gehen Bürger- und Edelleutkinder ohne Unterschied in dieselbe Schule. Die der kleinen Landedelleute lernen bei ihren Aeltern zu Hause nichts als Moldawanisch, die der Bürger aus den Städten aber daneben auch leicht etwas Russisch, weil in den Städten viele Russen wohnen. Die der großen Edelleute (Bojaren) lernen zu Hause Griechisch, Moldawanisch und auch zwei Brocken Französisch. Es giebt in der Stadt (mit 9000 E.) zwei russische Schulen, eine Lancaster-Schule und eine höhere Kreischule. In einer jeden befanden sich 50 Schüler. Wir wohnten in den verschiedenen Classen, die äußerlich alle recht gut eingerichtet waren, und in welchen überall Ruhe und Ordnung herrschten, d. h. bei unserer Anwesenheit, dem Unterrichte bei. Die Schulmaterialien waren gar nicht übel, recht gute neuere Landcharten, eine elegante, hübsch geord-

\*) Alle Lehrer, so wie auch die Studenten in Rußland, haben eine ähnliche civilmilitärische Parade-Uniform, die sie, man muß es gestehen, mit vielem militärischem Anstande tragen.

nete, aber, wie es schien, wenig gebrauchte Bibliothek aller russischen Classiker und russischer Uebersetzungen aus anderen Sprachen. Die Kinder beantworteten flink das über Semiramis, Nimrod, Sardanapal und andere solche Schulhelden Gefragte, zogen Quadrate aus und wußten eine Menge von Namen auf der Charte. In der Lancaster-Schule hing eine ganze Sammlung von Bretterchen an einem Nagel, auf denen alle die verschiedenen Untugenden, die ein russischer Schüler haben kann, geschrieben waren. Auf dem einen stand „Fauler“, auf dem anderen „Ungehorsamer“, „Schwäger“, „Streitmacher“, „Borwighiger“. Diese Bretterchen werden den Knaben um den Hals gehängt, wenn sie unartig gewesen sind. Mir schienen der Breter zu viele zu sein. Auch mußten sie im Pulte verschlossen liegen, um nur äußerst selten in Anwendung gebracht zu werden. Denn bei häufiger Anwendung müssen sie alles Ehrgefühl tödten.

Die Stadt Bjälzui hat 660 Häuser und 4501 \*) männliche Einwohner. Die Hauptbevölkerung sind die Juden und Moldawaner, beide ungefähr zu 2000. Von Armeniern sind 15 vorhanden, von Griechen 20, von Großrussen 100, von Zigeunern 15, der Beamten giebt es 30, der Geistlichen 10, Kaufleute erster Gilde sind nicht vorhanden, Kaufleute zweiter Gilde sind Armenier und Juden, Kaufleute dritter Gilde Armenier, Juden, Griechen; der Ausländer (Deutschen, Franzosen u. s. w.) giebt es 30; große Edelleute 13, kleine Edelleute 26. Dieß mag ungefähr als Maßstab für die Mischung der Bevölkerung in allen diesen kleineren Ortschaften gelten. Außerdem stehen noch 2 Bataillone Soldaten in der Stadt. Die Stadt ist in beständigem Wachsthum begriffen, und der Bojar Katorsha, auf dessen Grund und Boden sie steht, und der dabei ein gebildeter Mann ist, der Deutsch und Französisch spricht, steht sich sehr gut dabei. Denn jedes neugebaute Haus muß ihm Grundzins zahlen, und von jedem Kaufpreise eines verkauften Hauses bekommt er den zehnten Theil. Die Juden sind auch hier das Factotum, Handelsleute, Handwerker, Uhrmacher, Schneider, Commissionäre der Edelleute u. s. w. Die Großrussen sind die Baumeister und Zimmerleute wie in Kischenev; auch findet man sie hier wie überall als Fischer und Fischverkäufer. In den Krambuden fand ich französische Weine und raffinirten Zucker aus Petersburgischen Fabriken und selbst Zinn und Blei aus England, letzteres in großen dicken länglichen Stücken mit der Marke der Inhaber des Bleiwerks „Martinez“. Wie weit doch solche schwere Waaren ihren Flug nehmen auf den Flügeln des Handels!

Ich besuchte natürlich auch den deutschen Apotheker des Orts. Denn im

\*) Wir bekamen aus dem statistischen Bureau der Stadt die weittläufigen Angaben für 1838, aus denen ich das Obige nun als das Interessanteste heraushebe.

ganzen eigentlichen Rußland ist der Apotheker jedes Städtchens immer ein Deutscher \*), und wenn ein durchreisender Deutscher sich irgendwo Rath's erholen will, so geht er in die Apotheke, wo er gewiß ist, Landsleute zu finden. Der Apotheker war schon 18 Jahre hier, und äußerlich fiel seine Apotheke recht groß und nett in's Auge. Er gab mir eine Uebersicht von allen Apotheken in Besarabien. Vor 18 Jahren gab es im Ganzen nur vier, jetzt zwölf, in Kischeneu drei, in Ismaël zwei, in Akerman, Chotim, Bjälzui, Drgäjew, Bendér u. s. w. per Stadt eine. Auch er war mit der Vermehrung des Lebens und der Größe des Orts vollkommen zufrieden.

Wir nahmen hier auch Gelegenheit, die Bereitung des in der Krim, in der Moldau und Türkei allgemein verbreiteten Volksgetränks „Bussa“ kennen zu lernen, die in den besagten Ländern ungefähr dasselbe vorstellt, was der Kwas in Rußland und das Dünnbier bei uns ist. Es wird dasselbe aus Hirsemehl bereitet. In der Bude selber, wo es vorn verkauft wird, kann man von der StraÙe aus dem ganzen Proceß zuschauen. Zuerst wird die Hirse gemahlen. Dazu haben sie eine kleine Handmühle an der Wand stehen, die ganz so eingerichtet ist wie alle die kleinen Hausmühlen der Moldauer. Der feststehende Stein ist schüsselförmig ausgehöhlt, der kleinere Laufstein, der in die Höhlung paßt, ist mit ihm durch einen Pflock so verbunden, daß er sich um denselben herumdrehen kann. An dem Laufsteine sitzt ein dicker krummer Stock als Handhabe. Derselbe ist lang und geht mit der oberen Spitze durch das Loch einer Leiste, die in die Wand geschlagen ist. Haben sie die Hirse gemahlen, so machen sie mit Wasser einen Teig daraus, der eine gewisse Zeit lang gähren muß. Diesen gegohrenen Teig zerlassen sie alsdann in warmen Wasser, und das trübe, mehligte, etwas säuerliche, schmutzige, berauschende Getränk, das daraus entsteht, ist alsdann die so beliebte Bussa, die in jeder Stadt in einer Menge von Buden verschenkt und auch auf den Straßen herumgetragen wird, in Sewastopol sowohl als in Simpheropol, in Ovidiopol und Gregoriopol, in Philipopol, Adrianopol und Konstantinopol, und endlich auch in Bjälzui.

Die Juden sprechen hier zu Lande ein Deutsch, welches als Mischimaschi sogar noch den Häringsalat übertrifft. Sie haben außer den hebräischen Worten auch noch türkische, moldauische und nun auch noch russische dazu aufgenommen. Alle diese Worte werden aber in deutsches Gewand gekleidet, so z. B.: „Ik well mir a Dom schtroien“. Es kann unmöglich ein Deutscher errathen, daß dieß heißen soll: „Ich will mir ein Haus bauen“. „Dom“

\*) Nur im Süden macht, wie wir schon oben bemerkten, Odeffa davon eine Ausnahme, wo auch einige Griechen und Italiener Apotheken halten, und hier und da findet man auch im Westen wohl einen polnischen Apotheker.

heißt nämlich im Russischen ein Haus, und das Verbum „stroioen“ haben sie von stroitj (lat. struere) gemacht, welches bauen bedeutet. Wenn man mit ihnen Russisch spricht, so kommt man fast immer noch am besten weg. Die Gebildeten unter ihnen sprechen natürlich auch ein reineres Deutsch.

Das Reich der Wassermelonen fängt hier auch schon an, bedeutend auszugehen. Baschtans (tatarische Wassermelonen-Gärten) sieht man gar nicht mehr, und die Buden waren nur gefüllt mit ziemlich theueren Wassermelonen aus Kischeneu und Akerman. Uebrigens geht die Cultur dieser Frucht noch durch ganz Besarabien bis in die Bukowina hinein, wo sie aber vollends schlecht und klein werden.

Auch hier arbeiten alle Handwerker ganz in der Art, wie die Waffelkuchenbäcker in den hübschen hölzernen Buden, die aus Holland zu uns kommen. Man sieht von der Straße aus bis in die Wiege der kleinen Kinder und bis unter die Betten des Hausherrn und seiner Ehehälfte.

Es ist merkwürdig, daß in den Flüssen der Umgegend, so wie in denen ganz Besarabiens, ja sogar in allen Flüssen des ganzen südlichen Rußlands, die in's schwarze Meer gehen, bis 500 Werste weit von diesem Meere entfernt keine Aale zu finden sind. Die Fische, welche hier vorkommen, und die wir auf dem Marke fanden, sind Schleien, Barsche, Karpfen und Karauschen.

Weil die ganze Umgegend schon längst wieder kahl und völlig steppenartig ist, denn die Kischeneu'schen Wälder hören schon zwei Meilen hinter Kischeneu auf, um nicht sobald wieder zu beginnen, so brennen die Leute hier in der Regel fast nur Stroh, Heu, Mist, Schilf, Dorngebüsch u. s. w. und haben also ein eben so componirtes Brennmaterial wie alle Steppen. Die Reicheren beziehen Holz von Kischeneu.

Außer der Bussa, der Art, Kaffee zu serviren, und den anderen oben bereits angeführten Dingen ist auch noch sonst manche türkische oder byzantinische — es läßt sich dieß nicht immer unterscheiden — Sitte geblieben, so z. B. auch die, das Ochsenfleisch in lange schmale Striemen zu schneiden, diese an der Sonne zu trocknen und mit diesen Fleischstreifen eine Bude zu garniren. Eben so hängen in diesen Buden auch immer lange Kränze von den wie Pappe platt gedrückten Fleischwürsten, wie man sie in den byzantinischen Fleischbuden zu Odessa u. s. w. sieht. Platt gepreßt werden diese Würste, damit sie sich leichter conserviren. Warum sie aber immer weiß angelaufen sind, weiß ich nicht.

Als wir von unseren Visiten und Streifereien in der Stadt heim kamen, fanden wir ein paar moldauische Edelleute bei'm Billard und neben unserem Wirth noch einen Armenier, den ich schon vorher als einen sehr maulfaulen Mann kennen gelernt hatte. Weil mir aber eine arge Maulfaulheit für die

Beobachtung gerade eben so interessant ist, wie eine bedeutende Geschwätzigkeit, obgleich natürlich eine vernünftige sinnige Rede für Jeden am wohlthueudsten ist, so setzte ich mich zu dem Armenier, der ein halber Türke war, und hatte folgendes Gespräch mit ihm:

„Sage mir doch, welche Völkerschaften wohnen denn eigentlich in dieser Stadt? — „Wsakoi Narod“ Jegliches Volk“.

„Es ist hier jetzt wohl Vieles besser geworden, seitdem die russische Regierung Besitz vom Lande genommen hat?“ — „Slawa Bogu, lutsche“.

„Ruhm sei Gott! besser“.

„Wo lebt man, im Ganzen genommen, besser, diesseits des Pruth oder jenseits?“ — „J sdes charoscho i tam.“ So wohl hier ist's gut, als auch dort.

„War der letzte Viehmarkt bedeutend?“ — „Slawa Bogu!“ Ruhm sei Gott! Ja!

„Wie viele neue Häuser baut man hier wohl jährlich zu?“ — „Bog snajet“. Gott weiß es.

„Brennt Euere Pfeife?“ — „Ruhm sei Gott! ja!“ — „Was das heute kalt ist!“ — „Hm!“ — „Ob's heute noch wohl regnen wird?“ — „ts!“ (Ein Schnalzen mit der Zunge bedeutet „nein“).

Dies Gespräch dauerte ungefähr eine Viertelstunde, da immer zwischen zwei Fragen und Antworten eine geraume Zeit verfloß, die mit Tabaksdampf ausgefüllt wurde.

Ich wandte mich daher lieber zur Betrachtung des billardspielenden moldauischen Adels. Der Adel Besarabiens, wie überhaupt der ganzen Moldau und Walachei zerfällt in drei streng geschiedene Classen, in die „Bojaren“, die „Kefesch“ und „Masil“ \*). Die Bojaren sind die großen Gutsbesitzer und bilden den hohen Adel des Landes, die Reichsbarone. Die Kefesch sind die kleinen freien Gutsbesitzer, der niedere Adel, polnische Schlächtigen. Die Masil sind adelige Bauern, die einem anderen größeren Gutsbesitzer Bojar oder Kefesch zahlen und Arbeit leisten, adelige Hinterlassen, mittelbarer Adel im Gegensatz zu jenem reichsunmittelbaren.

Die Bojaren sind theils uralte moldauische, meistens aber griechische Familien. Unter ihnen zeichnen sich wieder aus die „Wodui“ (die Fürsten, russ.: Knäsi, von „woditj“, führen) und von ihnen ist dann wieder der

\*) Es kommt in den russischen statistischen Tabellen noch eine Classe vor, „die Ruptaschen“. Ueber diese habe ich im Lande selbst von den Leuten nie etwas erfahren können. Ich glaube, es sind dieselben wie die Kefesch. Ich habe auch in westeuropäischen Statistiken hinter diesem Worte ein Fragezeichen bemerkt, welches ich denn leider nicht wegschaffen kann.

größte der „Wojewoda“, der „Kriegsführer“, „Herzog“. Solcher fürstlicher Familien giebt es in Besarabien nur drei bis vier. Es kommen in Besarabien ganz dieselben Namen unter diesen Familien vor wie in der Moldau und Walachei: Sturfa, Ghika, Rosnawan, Balysch, Dimitri, Prunkul, Warlam, Sandalati, Katarji. Viele von ihnen sind in der Moldau, Walachei, Besarabien und der Bukowina zugleich begütert und also dreier Kaiser und zweier Fürsten Unterthanen. Die Rosnawanka, eine Gräfin, ist jetzt die reichste von allen moldauischen Großen. Sie lebt in Jassy, und überall, wo wir sie nannten, kannten die Leute sie und machten große Augen. Der reichste Besitzer in Besarabien, für sich allein genommen, ist ein Balysch, welcher 40 Ortschaften und Dörfer besitzt. Die meisten Bojaren aber haben nur drei bis vier Dörfer. Diese griechisch-russisch-französischen Bojaren leben zum Theil in russischen Diensten, zum Theil von ihren Einkünften in Odessa, zum Theil im Auslande, die wenigsten in Besarabien selbst, am liebsten aber, wenn sie nur irgend können, in Jassy oder Bukarescht, wo sie sich der größten Freiheit und Ungenirtheit erfreuen. Sie hatten dort auch früher zur Zeit der unbeknappten Türkenherrschaft weit mehr Freiheit, und es ist klar, daß, was man auch aus dem Gesichtspuncte der Civilisation zu Gunsten Rußlands sagen mag, diesen Herren die Zucht und Schule dieses Reichs eben so wenig anstehen kann als ihren Bauern. Die Sprache der Bojaren unter sich ist Neugriechisch, worin auch meistens ihre Briefe und Papiere geschrieben sind, und sonst Französisch.

Als ich fragte, warum die Kefesch so hießen, antwortete man: „weil sie doch auch ein Stückchen Land haben.“ Sonderbar, daß sie die größten Waldbesitzer sind. Fast alles Holz wird von den Kefesch verhandelt und verführt. Auch unter ihnen giebt es schon einige europäisirte. Doch ist ein solcher civilisirter, billardspielender und cigarrenrauchender Halbbarbar unendlich viel widerlicher als ein vollständiger Barbar von altem Schrot und Korn.

Die Masil haben ebenfalls ihre Adelsdiplome und damit ein gut Theil Eigendünkel. Sie leben, wohnen und arbeiten aber sonst ganz wie die Bauern. Sie repräsentiren hier ungefähr die Classe der niedrigsten Schlächtigen, die in Lithauen das „Privilegium des Teppichs“ haben, d. h. die, wenn sie Schläge bekommen, fordern dürfen, daß ihnen eine Decke untergelegt werde. Ihre Sprache ist natürlich, wie die der Kefesch, die moldauische.

Endlich kamen die Leute, ein paar braune Zigeunerschmiede und ein kleinrussischer Zimmermann, mit unserem reparirten Wagen angezogen. Sie hatten eine Art von Tarantaf\*) daraus gemacht und ließen sich natürlich

\*) Eine Art von russischem Wagen, bei dem der Kasten nicht in Stahl

ungefähr so viel an Silber dafür bezahlen, als sie an eisernen Klammern und Nägeln dabei verbraucht hatten. Indes wir kamen doch damit von der Stelle und nahmen gegen Abend von unseren Armeniern, Juden, Zigeunern und Mesesch Abschied.

Die Wege hinter Bjalzui waren stellenweise sehr schlecht, und unsere rundlichen Pferdchen quälten sich auf's Tapferste, um in einem anständigen Trabe zu verbleiben. Das Einzige, was der Jämschtschik zu ihrer Erquickung that, war, daß er sie auf drei Meilen Weges zwei Mal eine halbe Minute anhalten ließ, ihnen den Schweiß von Stirn und Augen wischte und dann eins nach dem anderen bei den Ohren nahm und, damit nach vorn reisend, ihnen den Hals streckte. Er sagte, daß dieß sehr heilsam sei, wenn die Pferde stark gearbeitet hätten. Ich bemerkte nachher, daß alle Postillons dieser Gegend dieselbe Procedur mit den Pferden vornahmen. Ländlich sittlich, in dem einen Lande wirkt dieß Mittel, in dem anderen jenes.

Es ist aber wirklich etwas Unerhörtes mit der Schwere, Fettigkeit und Klebrigkeit des Bodens von Bessarabien und überhaupt in allen den südlichen Landschaften von den Karpathen bis zur unteren Wolga. Die Leute müssen immer mit 6, ja bis mit 10 Ochsen vor jedem Pfluge ackern. Wenn es lange nicht geregnet hat, so ist der Boden so fest, daß die Scholle gar nicht zertrümmert werden kann, und es ist dann an ein Eggen u. s. w. gar nicht zu denken. Freilich ernten sie dann dafür auch gewöhnlich 10 bis 12 Korn, sprechen bei 6 Korn schon von Mifernte und sind bei 15 bis 20 Korn etwas mehr als zufrieden.

Der Sonnenuntergang war prachtvoll, ja unbeschreiblich schön, und die Wolkenformen gestalteten sich dabei so manchfaltig, daß Göthe's Wolkentheorie mit ihrem dürftigen Systeme vor diesem einzigen Abende hätte erlassen müssen. Eine Menge von Wolken und Wölkchen von den wundervollsten Farben und den manchfaltigsten Figuren tigte den Himmel. Fest ruhende Bänke und Bänkechen, einzeln im fernen Raume schwimmende Inseln und Inselchen, goldene Tempelchen, die sie bauten, bauschige Vorhänge in der Nähe, und weithin luftige Corridors und Perspectives von nebeligen Gebilden, und nun zwischen all der zauberischen Pracht der herabsinkende Apollo selber, von ewiger Jugendfrische duftend. In der That am Himmel wohnt die Pracht, und Silber, Gold, Purpur und Alles, was sonst noch unsere Erde dieser Art bietet, geben nur nichts sagende und schwache Metaphern, um die Zauberei zu preisen, mit welcher jener Farbenkönig die grauen Wolken bemalt, besonders in den Steppentändern. Denn ich erinnere mich nirgend schönere Wolken-Constellationen und

federn hängt, sondern auf junge schwankende Birkenstämme aufgeschraubt ist, welche die Stelle der Federn vertreten.

Sonnenuntergangs=Malereien gesehen zu haben als dort. Im Frühlinge 1838 war bei Ddessa Abend für Abend in jedem Momente des Sonnenunterganges eine Fülle der Scenerie, eine Welt von Ereignissen, eine Großartigkeit der Malerei, wie sie die menschliche Seele nur anstaunen und in tiefster Stille genießen, aber nicht durch so laute und grobe Töne, als Farben und Worte sind, mittheilen und darstellen kann. Im Ganzen ist damit aber nicht viel gesagt, denn anderswo giebt es auch unbeschreiblich schöne Sonnenuntergänge, und wer will nun das Zauberische mit dem Zauberischen abwägen und bestimmen, welches nun noch unbeschreiblicher, und welches das Unbeschreiblichste von Allem sei. So viel aber ist doch damit gesagt, daß man auch in den Steppen über die Majestät des Himmels oft die Fadedheit der Erde vergessen kann.

Auch hier ist durchweg das Land kahl, und bis in die Bukowina sahen wir seit Kischeneu keinen Wald wieder. Das Land Besarabien wird immer schmaler, und die polnischen und österreichischen Nachbarländer lassen sich schon immer mehr und mehr durchfühlen. Von Bjälzui an gelten schon die österreichischen Zwanzigkreuzerstücke und cursiren schon unter dem Namen „Zwanziger“ zu einem Werthe von 80 Kopeken. Die russischen kleinen Münzen verlieren an Werth, und wenn auch die russischen Silberrubel noch bis tief in Galizien hineingehen, — große Münzen gehen natürlich immer weiter, und Goldmünzen haben die größten Kreise — so wollen die Jämschtschiks doch die russischen Vierzigkopekenstücke nur für ein Trinkgeld von zwanzig Kopeken ansehen.

Wie die Münzen so mischt sich auch die Bevölkerung des Landes schon etwas, ich meine die Grundbevölkerung, die Landbauer, denn die der Städte konnte nicht mehr gemischt werden, als sie schon früher war. Man findet schon hier und da Rusnaken unter den Moldauern. Die Jämschtschiks sind zum Theil Podolier und haben das unruhige Wesen, das beständige eigenthümliche Pfeifen und Zischen angenommen, mit dem die polnischen Postillons ihre Pferde antreiben. Ja wir begegneten auf der dritten Station schon langen Reihen mit Salz beladener Wagen „is Nemetschina“ (aus Deutschland) — so sagen die Fuhrleute. Es kam aus der Bukowina von den Karpathen. Auf den meisten Poststationen findet man schon kein Esamowar mehr. Der Anbau nimmt immer mehr und mehr zu, und Alles wird merklich belebter. Unerklärlich waren uns die vielen Feuer, die wir den ganzen Abend hindurch nicht in den Häusern, sondern in den Höfen der Leute sahen und um die immer viele Bauern herumsaßen. Am Pruth und am Dniestr freilich sind auch hier allerdings Waldungen, allein die Hauptstraße geht immer gerade in der Mitte zwischen beiden Flüssen auf dem Rücken des

Landes und im Quellengebiet der Kleinen, zu beiden Seiten abfließenden Nebenflüsse hin.

Nach Mitternacht schliefen wir ein paar Stunden, in unsere Pelze gehüllt, auf einer hölzernen Bank in der Schreiberstube einer Poststation. Mit Sonnenaufgang kamen wir in Liptschanij an, einem moldauischen Städtchen, das am Pruth liegt. Die Stadt hat etwas Leben und Passage, weil sie eine der fünf russischen Quarantänen an der türkischen Gränze ist, die anderen sind Meni, Gallaz gegenüber, und Skuliani, Jassy gegenüber, alsdann Ismaël und Lowowo. Die Quarantäne-Gebäude sehen von Weitem ziemlich stattlich aus. Die Dauer der Quarantäne war jetzt nur vier Tage, doch wird sie zu Zeiten verlängert. Auf dieser Seite des Pruth standen russisch-russische Soldaten, auf der anderen moldauisch-russische. Es entstand bald ein großes Gewimmel von Menschen in Liptschanij, denn es war Mittag. Kinnhaarige Juden und brusthaarige moldauische Bauern waren die Hauptsache. Wir kauften hier ein Pfund Petersburger Zucker zu 2 Rubel 60 Kopeken (ein paar Kreuzer mehr als ein österreichischer Gulden). Die Buden waren alle so bunt geschmückt wie in Bessarabien. Mit Silberpapier gezierte Weinflaschen stehen auf bunt geschnitzten Holzpostamenten amphitheatralisch in Reihen rangirt, auf Schnüren gereichte getrocknete Fische garniren die Wände wie ein Kranz von Arabesken, zwischendurch laufen eben solche Kränze und Gewinde von Badeschwämmen und Bürsten, selbst Del- und Liqueurfläschchen sind an Fäden gebunden und baumeln, symmetrisch vertheilt, unter den sonderbaren Waaren-Draperieen. Man macht hier mit den feilen Waaren und Speisefachen ganz Das, was man anderswo in den Arsenalen mit den Waffen ausgeführt sieht.

Wir trafen in Liptschanij einen Juden, der vor 50 Jahren in Chotim am Dniestr geboren war und sich noch Vieles aus seinem Straßenvubenleben erinnerte, das er dort geführt, als die Stadt noch die Residenz eines türkischen, dreischweifigen Paschas war und über 30,000 Einwohner hatte. Jetzt soll sie nur noch 4000 bis 5000 Einwohner haben. Eine Stadt ist in diesem Lande bald gebaut und eben so schnell spurlos verschwunden. Er sagte, daß die Türken ein gutes Volk gewesen wären, sie hätten ruhig in ihrer Festung gelegen, Alles ziemlich so gehen lassen, wie es wollte, und der Natur keinen Zwang angethan. Der türkische Pascha und die Großen hätten viel Wasser getrunken und sich dasselbe immer aus dem Pruth kommen lassen, weil sie in Bezug auf Wasser große Feinschmecker gewesen wären, und das Wasser des Pruth das köstlichste der ganzen Gegend sei und selbst noch das des Dniestr übertriffe. Ihm hätte es als Knaben auch sehr wohl in Chotim gefallen, weil die Kaufleute immer eine Menge schöner Früchte und Confecte aus Konstantinopel

dahin gebracht hätten, und man habe damals für zwei Paras mehr getrocknete Aprikosen und gezuckerte Birnen kaufen können als jetzt für einen Rubel.

In Lipschany sah ich in einem Hause ein hübsches Heiligenbild. Es war ein kleines Christuskind, das ruhig auf seinem Kreuze schlief und beide Händchen statt eines Kopfkissens unter seinen Kopf gesteckt hatte. In dieser Art sah ich in Rußland nichts. Ueberhaupt sind auch sonst die Heiligenbilder, welche die Leute in ihren Zimmern hängen haben, ganz anders als in Kleirußland. Sie sind nicht so ausgeschmückt wie die kleinrussischen, ohne Blumen, ohne die rothgesteppten Tücher und Vorhänge, meistens ohne Lampen und überhaupt ohne den ganzen übrigen Nebenapparat der russischen Ikonen, gewöhnlich nur einfache, schlichte und schlechte Oelgemälde. Ich weiß nun nicht, ob ich darnach das Christenthum in der Moldau als geläuterter, oder die Leute als noch gleichgültiger gegen dasselbe betrachten soll. Das moldauische Kreuz auf den Kirchhöfen und Thurmspitzen ist auch ein anderes als das russisch-griechische, und ebenfalls ein anderes als das byzantinisch-griechische. So devot wie die Russen scheinen mir die Moldauer entschieden nicht zu sein. Man sieht sie bei Weitem nicht so häufig das Kreuz schlagen und nicht so ehrfurchtsvoll die geweihten Gebäude und Geräthe des Gottesdienstes begrüßen.

Der Pruth läuft mit dem Dniestr von seiner Quelle bis zur Mündung fast vollkommen parallel und ist auch sonst mit ihm im vollsten Parallelismus seines Charakters und Wesens. Wie der Dniestr fließt er auf einem im Ganzen steppenartigen Plateau, auf den Karpathen entspringend, von Nordwest nach Südost, doch wird der Pruth zuletzt ganz südlich; wie der Dniestr hat der Pruth nur höchst unbedeutende Nebenflüsse, bei beiden das Quellengebiet im Gebirge ausgenommen; wie bei'm Dniestr sind seine Nebenflüsse auf der rechten Seite größer als die auf der linken und fallen ihm wie dem Dniestr unter einem ungemein spitzen Winkel zu; wie der Dniestr führt der Pruth in bis zu seinem Ausflusse ungemein raschem Laufe ein schmutziges, graues Wasser, das aber nach der Abklärung dem Menschen treffliche Dienste leistet; wie der Dniestr ist der Pruth im Ganzen schmal und im Durchschnitte bedeutend tief, jedoch auch nicht ohne Fuhrten; wie der Dniestr wird der Pruth als Wasserbahn bloß von Flößen benutzt, die Brenn- und Bauholz und hölzerne Geräthschaften aus Oesterreich heranzuführen; wie der Lauf des Dniestr ist der des Pruth im Ganzen sehr gerade und ohne bedeutende Krümmung, windet sich aber im Einzelnen in einer unzähligen Menge kleiner Bogen und Serpentinien; wie bei'm Dniestr endlich ist das vom Pruth ausgewaschene Thal in dem unteren und mittleren Laufe sechs bis zehn Werste breit und mit Wiesen, Schilfgründen und Waldungen erfüllt; jedoch ist bei'm

Pruth das rechte Ufer dieses Thales merklich höher als das linke. In vielfacher Beziehung könnte man auch noch den Bug mit in diese Parallele ziehen, doch liegt er schon ferner. An Fischen ist der Pruth, wie es scheint, reicher, unter seinen jetzigen Verhältnissen wenigstens auf jeden Fall, denn die Fische mehren sich ungestört in ihm. Die Pest ist ihre Wohltäterin geworden, und wenn jene Thiere Vernunft annehmen könnten, so müßten sie dieser Furie Altäre bauen. Da nämlich der Pruth die nordöstlichste Gränze der verdächtigen und nicht verdächtigen Länder ist, so hat man, um alle unbeaufsichtigte Berührungen zwischen beiden zu verhüten, alle Fischerei auf dem Flusse völlig verboten. Hierzu kommt nun noch für den Augenblick, daß das Wasser im verflossenen Jahre einen den Leuten sehr argen, den Fischen aber höchst plaisirlichen Streich gespielt hat. In der Schneeschmelze nämlich sind viele Fischteiche vom überfluthenden Wasser durchbrochen worden, blos in der Umgegend von Liptschany, wie man uns sagte, dreizehn. Alle diese Fische sind nun in den Pruth entführt worden, wo sie gegen alle Reclamirungen mit der *exceptio pestilentiae inferendae* protestiren. Freilich mußten bei derselben Ueberschwemmung auch viele von diesen Herren die Kühnheit, mit der sie ihre Litisconforten aus dem Gefängnisse befreiten, mit dem Leben büßen, denn es blieben im ganzen Pruththale nach dem Abflusse des hohen Wassers große Tümpel und kleine Seen in den Vertiefungen zurück, die man voll Fische fand und aus denen man zwölf- bis fünfzehnpfündige Karpfen und viele ein bis zwei Klaftern lange Welse als gute Beute hervorzog.

In Liptschany wohnt die Fürstin „Kathinka,“ nämlich die Fürstin Kathinka Ghika, eine Schwester des Ghika, der die Walachei administriert. Sie wird immer nur mit ihrem Vornamen genannt. Ihr Haus war recht freundlich und mit schwarzen Schindeln gedeckt, aber weit davon entfernt, ein fürstlicher Palast zu sein. Als wir vorbeifuhren, wollte die Fürstin Kathinka eben am Pruth hin etwas spazieren fahren. Die Bedienten drängten sich schon um die elegante Wiener Kalesche, aber es dauerte uns zu lange, bis sie herauskam. Seitdem kann sie nun schon herausgekommen sein und schon oft wieder ihre Toilette und ihre Spazierfahrt beendigt haben.

Was unsere Fahrt hinter Liptschany betrifft, so ging sie immer auf den schönsten Wegen im Galopp das Pruththal hinauf. Der Morgen war herrlich, die Gegend lieblich. Ueber dem Pruth selbst lag, so weit sich sein Faden schlängelte, ein dichter, weißer Nebel, über den hier und da das hohe Ufer der türkischen Moldau herüberblickte. Dann und wann erschienen auch schon auf der anderen Seite ferne Hügelspitzen als Verkündiger der Karpathen. Das Land lag wie ein Zauberland vor uns, weil wir es nicht kannten, und

unsere Phantasie war immer mit Vorstellungen von Dem, was die Leute dort treiben möchten und wie es jenseits aussehen könnte, beschäftigt. Unser Jämschtschik sagte: „Drüben fahren sie anders wie hier, da sitzt der Kutscher „auf den Pferden. Ich freue mich, daß ich hier bin und vom Bocke fahren „kann.“ Dazu kamen die hübschen, jetzt wieder herbstlich grünen Wiesen des Pruth und untermischte Dörfer und Waldungen nebst vortrefflichem Herbstwetter, so daß sich das Werk unserer Reise auf äußerst anmuthige Weise förderte.

Bisher hatten wir noch immer die mongolischen Todenhügel gesehen. Hier erst im Pruththale schienen sie uns zu fehlen. Es läßt sich so etwas auf einem Durchfluge nicht mit Bestimmtheit ausmachen, wohl aber ist das nach unseren Beobachtungen ausgemacht, daß sie mit dem Aufsteigen vom schwarzen Meere zu den Karpathen hin immer seltener werden. Wir bemerkten allerdings auch hier ein paar augenscheinlich von Menschenhand aufgeworfene Hügel, die aber entschieden nicht in die Klasse der Kurgane und Mogilos Südrußlands gehörten, aus dem einzigen Grunde, weil sie unter einem Winkel von  $45^{\circ}$  bis  $50^{\circ}$  ansteigen, während jene Kurgane sämmtlich ohne Ausnahme nur unter einem Winkel von höchstens  $6^{\circ}$  bis  $8^{\circ}$  ansteigen. Die beiden tumuli, welche wir sahen, glichen ganz und gar denen, die man bei Krakau dem Kosziusko, dem alten Krakus u. s. w. zu Ehren aufgeworfen hat. Es ist sehr wohl möglich, daß Polen hier am Pruth Gelegenheit hatten, einige ihrer Helden zu ehren, denn die Landenge dieser Gegend zwischen dem Pruth und dem Dniestr um Chotin herum ist ein Schlachtfeld, wo sich Türken und Polen manches Rencontre gaben. Man findet daher auch hier noch an mehreren Orten Wälle, Gräben und andere Spuren von Lagerverhauungen. Zur Türkzeit hieß dieser äußerste Schweif von Besarabien die Raja von Chotin \*).

Wir hatten in dieser Gegend auch zum ersten Male einen Jämschtschik mit einer Peitsche, an der eine klatschende Schmitze oder ein Schweif befestigt war, und zu Zeiten ließ er sie sogar knallen. Wir begrüßten mit Freude diese patriotischen Töne, denn in Rußland haben die Peitschen nie solche klatschende Enden, daher dort nirgends das bei uns so gewöhnliche Peitschengeknalle. Außer diesem Peitschenendchen war aber auch sonst kein Stückchen Deutsch am Postillone. Er fuhr so undeutsch wie möglich, d. h. flink und flott.

\*) Die Deutschen der Bukowina sprechen noch jetzt von der Chotiner „Reibe,“ indem sie ohne Zweifel ein türkisches Wort mit einem deutschen verwechselten, welches ihnen doch irgend einen, ich weiß aber hier eigentlich nicht, welchen Sinn zu haben schien. Wenn die Franzosen hier ansässig wären, so hätten sie gewiß von einem „rayon de Chotin“ gesprochen.

„Lauft, lauft, Freundchen, damit uns die Herren ein gutes na tschaju (zum Thee Trinkgeld) geben.“ Wir hielten ihn dann und wann ein wenig zurück, weil wir für unseren gestickten Wagen fürchteten. Dann sah er sich wieder nach einiger Zeit um und bat uns, freundlich schmunzelnd: „pustitje mnae gospoda,“ (laßt mich los, meine Herren, ich bitte, es sind ja so schöne Wege), und sogleich, wenn wir ihm die Erlaubniß gaben, fing er an, zu pfeifen und zu zischen und mit den Füßen zu trampeln, als wollte er seinen Pferden weiß machen, daß der leibhaftige Böse hinter ihnen säße. „Hehe! drusei! Juchti warwari!“ (Hehe, ihr Freundchen! Halloh, ihr Barbaren!). „Lauft, lauft, ihr kleinen Popen! Zuchhe, ihr Chlopzui!“ (Burschen, so viel als in Tyrol etwa „saktische Bua!“) — Dann rief er, aus der Schmeichelei wieder zum Schelten umkehrend: „Nun, nun, ihr alten Weiber! (babi).“ Und so ging's davon, daß ohne Zweifel nach Herrn von Münchhausen's Ausdruck die Werstpfähle uns vorübergeeilt wären, wie die Stangen eines Gitterwerkes, wenn es hier überhaupt nur deren gegeben hätte. Allein zu unserer großen Verwunderung fanden wir diese angenehme Institution des russischen Reiches noch nicht in Bessarabien eingeführt.

Außer diesem lebendigen Kutscher und seinen Pferden vorn hatten wir von der vorletzten Station her auch noch eine kleine Merkwürdigkeit hinten auf dem Wagen. Ein Grieche nämlich aus Konstantinopel hatte uns gebeten, sich hinten, wo wir keine Koffer hatten, aufsetzen und bis zur Gränze mitfahren zu dürfen. Es war ein altes, gutmüthiges, listiges Männchen mit weißem Knebelbarte, der uns für diese kleine Gefälligkeit überall, wo er konnte, eines Dieners Dienste leistete. Er hatte einen hohen, blau-rothen Fes auf dem halbgeschorenen Kopfe und einen weiten, abgeschabten, ehemals purpurrothen Mantel um. Uebrigens war er griechisch gekleidet und hatte im Gürtel in mit Silber ausgelegter Scheide ein langes, stählernes Instrument, welches ich nach den gewöhnlichen Kennzeichen und Merkmalen für einen Dolch hielt. Er sagte aber: „Bei Leibe nicht, es ist ein Pfeifenausräumer.“ Ferner erzählte er, daß er aus Adrianopel gebürtig wäre und 30 Jahre lang in Konstantinopel bei einem Fürsten Kantaküsen (so sprach er diesen bekannten und bei uns anders geschriebenen Namen aus) in Dienst gewesen sei, mit dem er nun auch hierher auf dessen Güter in die Moldau gekommen. Er hieß „Bassil Paur.“ Wir hatten Gelegenheit, bei ihm viele Sitten dieser Konstantinopolitanischen Menschenklasse zu beobachten, unter anderen die, wie sie Höhere begrüßen. Wenn wir auf einer Station einen griechisch-moldauischen Bojar trafen, was sich zwei Mal während seines Zusammenseins mit uns ereignete, so ging er gleich mit einer gewissen Heftigkeit auf ihn zu, legte seine rechte Hand an die Stirn und

dann an die Brust und küßte darauf, ehrerbietig sich verbeugend, die vornehme Hand. — Also mischt sich selbst byzantinisches Leben noch jetzt bis in die Gesellschaft dieser Gegend.

Da, wie wir oben bemerkten, der Ackerbau und die menschliche Bevölkerung vom schwarzen Meere her immer zunehmen, so schließt dieß schon in sich, daß umgekehrt die Viehzucht und die animalische Bevölkerung in demselben Verhältnisse an Großartigkeit abnehmen. Dennoch haben aber auch hier noch die großen Herren ziemlich große Pferdeherden, und auch Ochsen und Schafe sahen wir natürlich überall. Von den Pferden Bessarabiens erfuhr ich außer ihrer Wohlgenährtheit, die aber ihrer Raschheit keinen Abbruch zu thun scheint, nichts Besonderes. Die Ochsen sind noch alle von jener in ganz Südrußland verbreiteten hochbeinigen, silbergrauen Race, hier aber etwas kleiner, doch mischen sich im Norden Bessarabiens schon andere Farben von der Bukowina her ein, besonders Schwarz. Von Schafen giebt es hier natürlich auch schon Merinos und Mischlinge von Merinos, die wie in Kleinarußland „Zigai“ heißen, und eben so auch das Schaf mit dem Fettschwanz, welches sie in Neurußland „walachisches Schaf,“ hier aber „tschuschka“ nennen. — Wie in den neurussischen Steppen und wie sehr natürlich in allen großen Herdenländern haben sie für jede Herde einer jeden Thiergattung einen eigenen Namen. Die Pferdeherden heißen hier „Hirgiti,“ in Rußland „Tabun,“ eine Herde junger Kinder „Tamaslik,“ eine Herde von Ochsen und Kühen „Tschereda,“ wie in Rußland, eine Schafferde „Turma,“ in Rußland „Dtara.“ Die zwei Klaftern lange Peitsche des Hirten heißt wie in Rußland „Harabnik.“

Auf der folgenden Station Nigrineß mußten wir wieder etwas an dem Wagen-Flickwerk pickern lassen. Der Zigeuner forderte dafür bedeutend viel, und als wir ihm das Geld nebst einigen guten Lehren etwas unwillig und rasch hingaben und es dabei zu Boden fallen ließen, sagte er, unseren inconsequenten Unwillen, der nicht geben wollte und doch gab, belächelnd, indem er das Geld aufhob: „Ei Herr, warum so böse? Gebt mir das Geld doch „in Frieden, damit es mir und auch Euch zum Wohle gereiche.“ Man vergißt oft, daß die wilden Zigeuner in Rußland auch mitunter philosophiren.

In Nigrineß droschen die Leute ihr Getreide. Ein paar Sperlinge pickten dabei ein Körnchen auf, und wir paar Reisende ein neues verschlagenes lateinisches Wort. Stroh nämlich heißt „paje“ (fast ganz das französische paille nach der Pariser Aussprache) pa Moldawanéschti (auf Moldauisch). Ach pa Moldawanéschti! Das Wort liegt so hübsch in der Zunge und fällt lieblich in's Ohr, und mir klingt's gar hell im Herzen wieder, denn die hübsche liederreiche Moldawanka sprach uns das „pa Moldawanéschti“ gar

zu reizend aus. Die kleinen Bauern haben hier im nördlichen Besarabien zwei bis drei Dissiatinen Landes, die guten fünf bis zehn, die reichen fünfzehn bis zwanzig. Das ist allerdings schon bedeutend weniger als in Neurossland und im südlichen Besarabien, wo einem deutschen Kolonisten in der Regel sechszig Dissiatinen Landes gegeben sind und die geringsten fünf und zwanzig haben.

Nicht weit vom Posthause stand auch eine Kirche. Es war dieselbe, wie alle moldauischen Dorfkirchen, ein äußerst kleines, altes, holperiges Gewächs mit so kleinen Fensterlöchern, daß kein anderes als Kellerlicht darin herrschen konnte. Ueberhaupt sieht man in der Moldau bei Weitem nicht so viele stattliche neue Gotteshäuser wie in Rußland. Rund umher lagen die Todten des Dorfes, und auf ihren Grabsteinen standen die Inschriften mit altslavonischen Schriftzügen. Die Moldauer schreiben nämlich mit dem altslavonischen Alphabete, und zwar nicht nur ihre Grabinschriften, sondern auch ihre alltäglichen Briefe, ihre Journale und ihre weltlichen Bücher, während die Russen nur ihre Kirchenbücher darin drucken. Der Kirchhof war aber nicht im Mindesten eingezäunt und geschützt, und es wühlte daher mit großer Gemüthsruhe ein Schwein darauf herum, dem ein paar Krähen auf dem Rücken saßen, die nach den Hautinsecten des Schweines suchten. Welch Schauspiel sonderbarer Mahlzeiten! In dem Moder der Todten sucht ein Vierbeiniges sein Leben zu fristen, um das mit Lust in seinem Specke schwelgende Gefindel der ecken Würmer zu nähren, die in dem hungerigen Rachen leckerer Vögel ihre Existenz bejammern!

Es findet natürlich hier an den Gränzen mehrerer Reiche ein vielfaches, verbotenes Herüber- und Hinüberlaufen statt, und was sich hinter dem Dniestr von entlaufenen Sklaven noch nicht sicher glaubt, setzt noch über den Pruth. Die zersprengte Bande des Toboltok ging auch meistens nach der Moldau hinüber. Von daher kommt indeß wenig. Das Vordringen im Frieden wie im Kriege findet hier mehr von Osten nach Westen hin statt. Noch immer die alte Richtung der Völkerwanderung aus dem Skythenlande zu den Ufern der Donau, nur jetzt in einem etwas veränderten Sinne. Wie die Welt sich doch im Ganzen so ähnlich bleibt!

Die Drescher erkundigten sich bei uns nach den Getreidepreisen in Odeffa. Da später sogar that noch der Mauthdirector der russischen Tomoschna in Novoßelidze, der in der alleräußersten Spitze von Besarabien wohnt, dieselbe Frage. Das ganze Land Besarabien, obgleich es fünfzig Meilen lang ist, schickt seinen Weizen nach Odeffa, und zwar auf der Achse. Manche handeln auch auf Ismaël, jedoch nur die dieser Stadt näher Wohnenden. Die

entfernteren, die ohnedieß zu jeder der beiden Städte einen ziemlich gleichlangen Weg haben, ziehen natürlich Odeffa vor, wo, als an dem größeren Plage, immer sicherer Absatz und im Durchschnitte bessere Preise zu finden sind. Gleich ein paar Schritte weiter in der Bukowina müssen sie ihr Brod alle selbst essen oder an ihre Händel verfüttern, weil ihnen kein Hafen offen steht. Aus dem Weizen ziehen die besarabischen Landgüter ihre meisten Revenuenen, so wie die Bauern aus dem Popescho ihre gewöhnlichste Nahrung. Roggen wird hier wenig oder gar nicht gebaut, doch sind im Norden des Landes die Culturpflanzen manchfaltiger als im Süden.

Unterwegs auf der letzten besarabischen Station besahen wir noch eine große, neue Bierbrauerei, die ein Sturfa hatte erbauen lassen. Ein „Lach“ (Vole) war hier eingesetzt als „Braver“ (Brauer). — Wie weit doch dieß deutsche Wort mit diesem deutschen Getränke gelaufen ist! — Wir fanden das Bier recht erquicklich und angenehm und die ganze Anstalt sehr reinlich und gut erhalten.

### Gränzstadt Novosselidze.

„Nun endlich noch ein Mal bergauf, ihr Freundschen! und noch ein „Mal hinab, meine Brüberchen! — und noch hinauf den Berg, ihr alten „Weiberchen! Nun, nun! Fürchtet nichts! Frisch Chlopzi! Juchtiti! Auch „den ganz kleinen Berg noch hinauf! Noch ein Bischen! und noch ein Bischen! So! — Prrr!“ — Und so sind wir denn an der Gränze des russischen Reiches angelangt, in dem Gränzstädtchen Novosselidze (neue Ansiedelung). Dieses Städtchen ist eigentlich nur ein Dorf der Sturfa's, hat aber durch die Gestaltung der Gränzen, die es in Berührung mit drei Kaiserreichen brachten, und durch die Verlegung der Mauth u. s. w. an Bedeutung gewonnen und ist daher zu einer Stadt erhoben worden, die einigen Gränzverkehr, Personen- und Waarenpassage hat. Sein Personen-Transito ist besonders in neuester Zeit bedeutend im Steigen begriffen. Die Hauptverkehrsstraße von Odeffa und seiner Umgegend mit dem Wasser geht nämlich eigentlich auf Radzivilow und Brody. Da man aber über Novosselidze um einige hundert Werste eher das Ausland, seine guten Straßen, besseren Wirthshäuser u. s. w. erreicht, und da sich auch in Besarabien doch Alles etwas mehr regelt und gestaltet, so zieht jetzt Alles mehr und mehr den Weg über Novosselidze vor.

Die Wirthschaft, welche uns hier empfing, war wieder eine armenische, d. h. also ein rundlicher, schönköpfiger, gar nicht unangenehmer Wirth, mit einer recht wohlgenährten, ja feisten Frau Gemahlin, einem paar hübschen, anjetzt noch proportionirlich mageren Töchtern, die aber doch schon die

beste Anstalt machten, bald in die Fußstapfen der Mutter zu treten, da unter den jungen Mauthbeamten, die sich im Hause ein- und ausstahlen, leicht die Zukünftigen zu erkennen waren, — ganz ordentlich gehaltene Zimmer, — auch zum ersten Male wieder seit langer Zeit mit Kissen versehene Betten, — ein genießbares Essen und das letzte russische Esamowar. Nachdem wir zuvor unsere Seele an Speise und Trank ein wenig gelabt und vor allen Dingen auch noch ein Mal Mamaliga, das moldauische Nationalgericht, mit Butter und zerriebenem Käse gegessen hatten, machten wir einen Spaziergang im Dete. Denn weil Paß und andere nothwendige Scherereien uns lange aufhalten würden, so könnten wir, sagte man uns, doch heute nicht mehr die nächste Station, die Hauptstadt der Bukowina, Tschernowitz, erreichen.

Wir kamen auf den großen Mauthhof, der mit Bretern, hölzernen Wannen, Kübeln und anderen Holzwaaren bedeckt war. Vor der Thüre seines kleinen, bescheidenen Wohnhauses saß der Director der Tomoschna (Mauth), mit dem wir Bekanntschaft machten. Er sagte uns, daß das Holz den Hauptartikel der Einfuhr von der Bukowina her ausmache, und außerdem auch noch einige Manufactur-Artikel, Tuch u. s. w. Der Hauptartikel der Ausfuhr nach Oesterreich hin wäre Vieh, jährlich 40,000 bis 50,000 Stück. Jedes Stück zahle bei der Ausfuhr aus Rußland 80 Kopfen (20 Kreuzer) Zoll und bei der Einfuhr in Oesterreich einen Ducaten. Außerdem ginge auch noch rohe Wolle, etwas Wachs und Honig hinaus, doch sei dieß bis jetzt unbedeutend. — Wir erzählten ihm dafür wieder von den Getreidpreisen in Odessa, von den Reisen, die der Kaiser von Rußland in Deutschland gemacht, und von der stürmischen Meeresfahrt der jungen Großfürstinnen auf der Ostsee, was wir in der Zeitung gelesen hatten. Bei der letzten Geschichte waren auch seine Frau und seine Tochter herausgekommen, die in diesem Erdwinkel noch nichts von jenen Ereignissen gehört hatten.

Den Abend brachten wir unter unseren Armeniern in ihrem recht wohnlich-plunderigen Wohnzimmer zu, wo wir außer der Familie auch noch einen jener jungen, offenbar auf Freiersfüßen gehenden Mauthbeamten, einen Polen, vorfanden. Er spielte eben, als wir hereinkamen, seinen lauschenden Schönen etwas auf der Guitarre vor, und es gab mir dieß Gelegenheit, mich nach den musikalischen National-Instrumenten der Moldauer zu erkundigen. Einige wurden mir gezeigt, andere blos genannt. Das Hauptinstrument ist die „Skruibka“ (Violine), wie überall; alsdann die „Dutka“ (der Dudelsack), ferner das „Rescheto“, eine Art Handtrommel, die „Zimbeln“, auf einen Resonanzboden gespannte Saiten, die sie mit den Fingern schlagen, der „Basi“, der ja wohl in der ganzen Welt so heißt, endlich die „Kopsa“, eine Art eiförmig gestalteter Zither, über die zwölf Saiten gezogen sind. Wie

interessant wäre es, wenn man einige Spuren nachweisen könnte, wie diese Instrumente hier eingeführt oder erfunden wurden!

Von der Musik ist es nicht weit zum Tanze, und wir handelten daher auch gleich dieß Kapitel ab, indem dabei die jungen Damen so gefällig waren, einige Positionen und Pas zur Erläuterung der Definitionen beizufügen, und der Wirth mir die moldauischen Namen vorbuchstabirte. Man sagte uns, die Moldauer hätten nur lauter Reigen- oder Rundtänze, und nie führe eine Person oder ein Paar allein einen Tanz auf. Der einfachste Tanz ist der „Djock“, den tanzt Alles, was da ist, Männer und Weiber, Jung und Alt. Sie fassen sich dabei alle an und gehen in ruhigen, trippelnden Bewegungen bald rechts, bald links herum, indem sie den Tanz mit Gesang nach beständig sich wiederholenden Melodieen begleiten. Es vertritt dieser Djock also wahrscheinlich die Stelle unserer den Ball introducirenden Polonaise. — Lebhafter ist die „Hollandra“, die von jungen Männern und Frauen getanzt wird. Die Paare bewegen sich dabei, zu einem Kranze vereinigt, lebhaft und mit beständigen Fußbewegungen in der Runde, lassen zuweilen den Kranz zerfallen und vereinigen sich wieder. Der „Arkan“ ist der Haupttanz der Männer, den sie allein tanzen. Er ist wild, und die Männer schwenken sich dabei wüthend in der Runde herum, springen leidenschaftlich zur Seite und wieder zusammen. Ein gesteigerter Arkan ist die „Sferboika“, in der sich meistens dann die Tanzlust zur Wuth steigert, wenn Bussa und Garelka (Branntwein) die Geister ein wenig illuminirt haben. Bei dieser Sferboika schwingen sie dann in einigen Gegenden, wie z. B. in der Bukowina, Beile und andere Gegenstände, mit denen sie allerlei Stellungen ausführen.

Diana liebt ja auch den Tanz und die Polen die Jagd. Leicht hüpfte unser Gespräch mit dem Polen daher vom Tanze zur Jagd, die hier übrigens nicht viel vorstellt, obgleich doch wenigstens schon etwas mehr als in den südlichen Steppenländern. Zu den Füchsen und spärlichen Hasen kommen hier doch schon die „diki kosse“, die wilden Ziegen. So nennen die Russen das, was wir Rehe nennen. Hirsche giebt es erst auf der anderen Seite in den Karpathen. Auf Wölfe machen sie selten Jagd, nur zuweilen kommen polnische Herren aus Podolien zur Wolfsjagd herüber. Wozu sollte man auf den Wolf Jagd machen? Man kann ihn ja nicht essen. Aber, lieber Gott, man kann doch die Lämmer essen, die ein geschossener Wolf ungeschissen läßt! Allein das liegt diesen Leuten schon zu weit. Sie schießen lieber einen Hasen, der unmittelbar zwei Maul voll in die Pfanne bringt, als zwei Wölfe, die in einem Tage so viel umbringen können, daß Küche, Stall und Keller leer bleiben. Mehr oder weniger sind wir Menschen alle in dieser Art.

Den paar Leutchen, welche die höhere Gesellschaft von Novosselidze ausmachen, kann natürlich dieses Plätzchen nicht genügen, und sie machen daher häufig Ausflüge nach den benachbarten Städten Chotin und Kameniez; thun sich auch wohl einmal etwas zu Gute auf der „deutschen Seite“ in Tschernowize. Früher lagen Chotin und Kameniez sich einander feindlich gegenüber, Stirn gegen Stirn, als äußerste Gränzpfiler zweier mächtigen Staaten, des türkischen und des polnischen, die hier mehr als ein Mal im Laufe von Jahrhunderten hart auf einander stießen. Der Friede, den Rußland hier vermittelt hat, ließ Chotin fallen und alle seine Lebenskraft in Kameniez übergehen, welches die Hauptstadt der ganzen Umgegend wurde und dessen Einwohnerzahl jetzt bis über 15,000 gestiegen ist. Chotin ist blos als Festung erhalten und als solche noch wichtiger als Kameniez. Die Russen haben die von den Türken gebauten Festungswerke noch neuerdings mit Anlegung eines Brückenkopfes und mit zwei anderen Werken verstärkt.

Unsere Gesellschaft wurde den Abend noch vermehrt durch die Ankunft eines jungen Ddessaers, der von einem zweijährigen Streifzuge in Europa, aus London, Paris, Wien, Neapel u. s. w. zurückkehrte. Er sagte, daß er herzlich froh sei, wieder auf vaterländischem Boden angekommen zu sein, er werde das übrige Europa in Rußland nicht vermissen. Denn wenn er gleich nicht leugnen wolle, daß viel Herrliches dort zu finden wäre, so sei doch auch viel mehr Plagerei da, Philistrität, Knickerigkeit, Lächerlichkeiten und Kleinlichkeiten seien überall zu Hause, und eine gewisse Art von Freiheit der Bewegung und von Lebensphilosophie suche man außer Rußland überall vergebens. Ungenirt galoppire man innerhalb der Gränzen dieses Reiches um den halben Erdkreis; sorgenlos erwäge man nicht beständig in Furcht die trübe Zukunft; Geschrei und Aufhebens machten die Leute aus nichts; nehme man sich hier und da ein Bißchen heraus, so würde Einem nicht gleich ein Proceß daraus gemacht, und dabei wäre Niemand in ganz Rußland auf den Kopf gefallen, und vernagelte Gehirne mit Brettern vor dem Kopfe fände man in jedem westeuropäischen Lande mehr als in Rußland.

Ich fühlte, daß allerdings manches Richtige in den Aeußerungen dieses jungen Russen lag, hätte aber doch wohl noch manche Einwendungen gegen seine Theses machen können. Allein zum Discutiren war die Nacht schon zu weit vorgerückt, und dann war ich auch, an der Schwelle Rußlands stehend und in der Stunde des Abschiedes von einem Lande, dem auch ich manche genußreichen Augenblicke verdankte, mehr aufgelegt, seine guten Seiten zu würdigen als seine schlechten hervorstreichend.

Nachdem wir am anderen Morgen unsere liebe Seele noch mit gutem

Kaffee, der von hier an an die Stelle des guten Thee's tritt, und mit schönem türkischen Taback, den wir in Gewitterwolken verdampfen ließen, um ihn nicht den österreichischen Douaniers zu gönnen, gelobt hatten, machten wir noch den letzten Spaziergang unter den schattigen Fittigen des russischen Adlers.

Wir wanderten in die Spitze der Landenge, welche der Pruth mit einem kleinen in ihn sich mündenden Bächelchen bildet. Dieser Fluß macht hier wie überall die Gränze zwischen Rußland und den kaiserlich türkischen Hoheitsrechten, und jener kleine Bach empfängt auf seinem linken Ufer Verfügungen von Petersburg und erkennt auf dem rechten die Geseze Wiens. Es ist hier hart am Ufer des Pruth also ein Punct, der einzig in der Welt ist, denn es verkeilen sich hier die drei Kaiserreiche, welche Europa hat, mit ihren Spitzen in einander. Der Punct ist so merkwürdig, daß er auch von Lemberg aus oft besucht wird, und selbst der Erzherzog Ferdinand fand ihn bemerkenswerth genug, um ihn mit seinem Besuche zu beehren. — Der Anblick ist wirklich wunderbar und ergreifend. Auf dieser Seite des Pruth streifen die grauen und grünen russischen „Objäschtshiki“ (Gränzreiter) und Kosacken, den Willen ihres Kaisers verrichtend. Jenseits des kleinen Baches ist ein Schilfhütchen erbaut, vor dem im Grase auf und nieder ein weißer österreichischer Soldat einherschreitet, ruhig seinen Säbel im Arme. Man könnte frische Neuigkeiten von ihm aus Wien erfahren, allein er darf ohne Erlaubniß seines Offiziers nicht den Mund aufstun, so wie man von der anderen Seite mit ihm nicht anbinden darf ohne Beisein eines Mauthbeamten. Er blickt daher stumm auf Alles, was sich auf russischer Seite an ihm vorüberbewegt und läßt, stets wachsam, bald auf die zaarischen, bald auf die sultanischen Gefilde seine Blicke schweifen. Das Schauspiel wäre vollständig für die Augen, wenn jenseits vom Pruth her der Kosackenpfele und dem Husarensäbel ein türkischer Kinshal entgegenblitzte. Sein Inhaber würde der ruhigste von Allen sein, am Ufer liegend eine Pfeife rauchen und nur dann und wann den schreitenden Husaren und den stets sich tummelnden Kosacken eines Blickes würdigen. Allein auf dieser Seite ist seit anno 1828 das Bild ein Bißchen verwischt. Der Padischah hat sich seinen beturbanten Posten hier verjagen lassen, und sein Hoheitsrecht liegt, ohne daß es sich durch einen bestahlten Krieger bethätigen könnte, nur noch als ein leiser Nebeldunst auf dem rechten Ufer des Pruth, den die russischen Steppenwinde bald ganz verwehen werden.

Der Fluß Pruth ist hier zwei bis drei Sassen (Klastern) tief und bei gewöhnlichem Wasserzuflusse etwa vierzig Klastern, im Frühlinge aber eine

Werst breit. Man versicherte uns, daß seine Schnelligkeit drei bis vier Werste in der Stunde betrüge, und kleine unvollkommene Versuche, die wir selber gleich anstellten, schienen uns diese Angabe sehr wahrscheinlich zu machen.

Dies waren die letzten Beobachtungen, die wir über russische Verhältnisse machten, und alsbald darauf fasten wir uns Muth zum Abschiede von Rußland und stürzten uns in die dreifachen österreichischen Mauthlinien, um bis zu den Binnen von Tschernowize, der blühenden Hauptstadt der Bukowina, uns durchzuschlagen.

---

3 u r

# Charakteristik der pontischen Steppen.

---

- „Pace tua , si pax ulla est tua , Pontica tellus,  
„Finitimus rapido quam terit hostis equo,  
„Pace tua dixisse velim , tu pessima duro  
„Pars es in exsilio , tu mala nostra gravas,  
„Tu neque ver sentis cinctum florente corona,  
„Tu neque messorum corpora nuda vides.  
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,  
„Cuncta sed immodicum tempora frigus habent.  
„Tu glacie freta vincta tenes , et in aequore piscis  
„Inclusus tecta saepe natavit aqua.  
„Nec tibi sunt fontes , laticis nisi paene marini;  
„Qui potus , dubium est , sistat alatne sitim.  
„Rara nec haec felix in apertis eminent arvis  
„Arbor , et in terra est altera forma maris.  
„Non avis obloquitur , nisi silvis si qua remotis  
„Aequoreas rauco gutture potet aquas.  
„Tristia per vacuos horrent absinthia campos  
„Conueniensque suo messis amara loco est.

Ovid.

# Spiegel der Geschichte

## 1790

Die Geschichte der Welt ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich fortwährend erneuert. In jedem Augenblicke sind wir Zeugen von neuen Thaten, die die Welt umgestalten. Die Geschichte ist die Chronik dieser Thaten, die uns lehren, was wir vermeiden und was wir anstreben sollen. Sie ist die Weisheit der Vorfahren, die uns durch ihre Thaten und Tugenden vorleben. Die Geschichte ist die Seele der Nationen, die sie zu einem Volk macht. Ohne Geschichte sind wir verloren, ohne Geschichte sind wir blind. Die Geschichte ist die Leuchte, die uns den Weg weist, die Geschichte ist die Hand, die uns den Faden zeigt. Die Geschichte ist die Wurzel, die uns den Boden gibt, die Geschichte ist die Frucht, die uns den Nahrung gibt. Die Geschichte ist die Kraft, die uns den Mut gibt, die Geschichte ist die Liebe, die uns den Frieden gibt. Die Geschichte ist die Wahrheit, die uns die Freiheit gibt, die Geschichte ist die Gerechtigkeit, die uns die Gleichheit gibt. Die Geschichte ist die Hoffnung, die uns die Zukunft gibt, die Geschichte ist die Geduld, die uns die Weisheit gibt. Die Geschichte ist die Tugend, die uns die Ehre gibt, die Geschichte ist die Tapferkeit, die uns die Freiheit gibt. Die Geschichte ist die Wissenschaft, die uns die Wahrheit gibt, die Geschichte ist die Kunst, die uns die Schönheit gibt. Die Geschichte ist die Religion, die uns die Gnade gibt, die Geschichte ist die Philosophie, die uns die Weisheit gibt. Die Geschichte ist die Poesie, die uns die Freude gibt, die Geschichte ist die Musik, die uns die Harmonie gibt. Die Geschichte ist die Wissenschaft, die uns die Macht gibt, die Geschichte ist die Kunst, die uns die Herrlichkeit gibt. Die Geschichte ist die Religion, die uns die Seligkeit gibt, die Geschichte ist die Philosophie, die uns die Glückseligkeit gibt. Die Geschichte ist die Poesie, die uns die Freude gibt, die Geschichte ist die Musik, die uns die Harmonie gibt. Die Geschichte ist die Wissenschaft, die uns die Macht gibt, die Geschichte ist die Kunst, die uns die Herrlichkeit gibt. Die Geschichte ist die Religion, die uns die Seligkeit gibt, die Geschichte ist die Philosophie, die uns die Glückseligkeit gibt.

I.

## Oberflächengestaltung.

— „et in terra est altera forma maris.“  
Ovid.

Die Gestaltung der Oberfläche eines Erdflecks ist ein Resultat der Bewegungen und Umformungen, welche unter ihm im Inneren der Erdrinde stattfanden, und ein Abdruck der Bauart dieser letzteren. Wo nun in einem Lande bei Bildung der Erdrinde die neptunischen und vulkanischen Kräfte in gewaltigem Kampfe mit einander rangen, diese die verschiedensten Stoffe aus den Tiefen emporhoben, jene umformend, niederreisend, zerschneidend und abrundend sich über das Gehobene dahinstürzten, jene das aus den Wassern Niedergeschlagene wieder zerspalteten und zerrissen, diese mit neuen Niederschlägen und Alluvionen wiederum theilweise die Blasen, die Aschenkegel, Spalten und Hervorsprudelungen des Feuers bedeckten — da zeigt sich denn, wie im inneren Baue, so auf der Oberfläche der Erdrinde eine große Manchfaltigkeit der Gestaltung. Es kommen alsdann auf dieser theils die verschiedensten Stoffe zu Tage — Granite, Kalkerden, Sand, Mergel, Thone und andere stets und in kurzen Entfernungen mit einander abwechselnde Stoffe — theils zeigen sich die mannfachsten Grade und Stufen der Hebungen, indem einige Punkte der Erdrinde bis zur Schneelinie, andere bis zu den Wolken, viele kaum bis über die Staub- und Nebelregionen der untersten dichtesten Luftschichten, wiederum andere nicht einmal bedeutend über die Oberfläche des Meeres erhoben werden, — theils endlich bilden die gehobenen Massen die verschiedenartigsten Formen, indem sie bald wie große Bänke oder ausgezackte Mauern aufgeworfen, bald in Blasen oder Kegeln gehoben wurden, bald als Pyramiden oder Würfel erscheinen, indem sie bald sich auseinander reißen und vereinzeln, bald in großen Massen zusammenlegen und dabei Einschnitte, Thäler, Mulden, Klüfte und Kessel der verschiedensten Größen und Verhältnisse formiren. Durch eine so gestaltete Oberfläche werden alsdann Pflanzen-, Thier- und Menschenleben auf die verschiedenste Weise bedingt. Das Klima wechselt bedeutend, Thier- und Pflanzengeschlechter mit ihm. Unter den Menschen

bilden sich die buntesten Gegensätze der Nationalität aus, und Cultur, Sitte, Verkehrsweise und Geschichte eines solchen Landes zeigen das lebhafteste Bild.

Wo dagegen auf einem Erdstücke die Massen auf dem stoffschwangeren Chaos in ruhig sich folgenden Tempos ununterbrochen arbeitend sich niederschlugen und, nur den Gesetzen der Schwere folgend, in parallelen Schichten horizontal sich über einander legten, wo also kein Durchwühlen und Umwerfen statthatte, da zeigt sich dann auch sowohl in der Form als im Stoffe der Oberfläche eine große Einförmigkeit, und als Folge dieser eine eben solche Einförmigkeit in der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt und ihrer Geschichte.

Im letzten Falle sind die Steppen, und insbesondere die bezeichneten süd-russischen im Norden des schwarzen Meeres. Die Thon-, Lehm- und Kalksteinschichten haben sich hier in so großer Ausdehnung weit und breit ruhig eine über der anderen niedergelassen, daß innerhalb ihrer ganzen großen Gränzlinie, zwischen den Karpathen, dem Pontus, Kaukasus, Ural und dem mittleren hügeligen Rußland, auch nicht eine einzige Wirkung vulkanischer Thätigkeit auf der Oberfläche sich bemerkbar macht, obgleich Spuren davon allerdings in den von Kamentschug und den dnier'schen Porogen aus landeinwärts streichenden niedrigen Granitrücken vorkommen. Die Niederschläge haben sich nicht nur völlig ungestört gebildet und herabgelassen, sondern sind auch seitdem so liegen geblieben, ohne von vulkanischen Spalten und Einbrüchen durchfurcht zu werden. Die Kräfte, welche sowohl bei ihrer uranfänglichen Gestaltung, als bei ihrer späteren Umgestaltung ausschließlich thätig gewesen zu sein scheinen, sind die Bewegungen des Wassers, und es kommt nun darauf an, den Erfolg dieser neptunischen Einwirkungen, wie er sich auf der Oberfläche der Steppen zeigt, etwas näher zu betrachten.

So eben nämlich, im Ganzen und Großen genommen, die Steppen sind auch in Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte, und bieten keineswegs solche ununterbrochene und vollkommen in ganz gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Llanos Südamerika's. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20 bis 30 Klaftern über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die Strömungen der großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und zerschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten, Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe in langgezogenen Gewölben

neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir hier gleich gesammelt vorausschicken, um im Voraus eine Vorstellung der Mannfaltigkeit der Bodengestaltung der Steppe bei aller ihrer verschrienen Einförmigkeit zu geben. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Dbruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorboks und Gorbotschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit diesen Worten bezeichnete Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen, und wir mögen daher jene Dinge unter den darnach sich darbietenden drei Abtheilungen betrachten.

Das Meerwasser arbeitet jetzt nur noch an der Formirung des mit ihm gränzenden Steppenrandes. Der Flüsse, die nicht als abfließendes Regenwasser betrachtet werden könnten, sind wenige. Das Regenwasser aber fällt mächtig und häufig auf die ganze Oberfläche der Steppen herab und ist wohl jetzt ohne Zweifel als die vornehmste Gewalt anzusehen, welche bei Umgestaltung derselben thätig ist.

### 1) Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehre Zoll hoch eine Zeit lang still. Ein kleiner Theil von ihm zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder sonst einer festen, undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen seltenen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und auch sonst zwischen dem Grase hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppen hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Frucht-erde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieß Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beachteten

und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgspülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise allmählig eine Fruchterdeschicht mehre Ellen dick zusammengeflözt. Ja in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehre Klaftern dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dies Flözen ist indeß eine freilich im Ganzen sehr bedeutende, im Einzelnen aber sehr wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr in's Auge fällt und ein größeres Interesse gewährt, sind die von ihm überall in den Steppen eingeschnittenen tiefen und schroffen Schluchten, welche die Kleinrussen „Wuipolorsch“, so viel als „Ausreißung“, die Großrussen aber „Kuitwina“, so viel als „Einriß“, nennen.

Es unterscheiden sich diese Regenschluchten, welche eine in allen südrussischen Steppenländern allenthalben vorkommende Erscheinung sind, so sehr von den Flußthälern, als von allen anderen vorkommenden Austiefungen, daß sie durchaus mit keiner anderen dieser Bildungen verwechselt werden können. Sie entstehen überall da, wo an dem Rande eines steilen Abhangs auf irgend eine Weise das Regenwasser immer auf dieselbe Stelle hingeführt wird. Solche Abhänge sind also z. B. das schroff abfallende Meeresufer und die Gehänge der Flußthäler, wenn sie, wie das denn hier fast nie der Fall ist, nicht flach verlaufen. An allen unter einem sehr kleinen Winkel abgedachten Bodenrichtungen bilden sie sich aber nie, da hier vielmehr das Regenwasser auf jene oben beschriebene Weise abläuft.

Wo nun aber der Abhang steil ist, und das Regenwasser entweder in einer von der Natur gebildeten kleinen Vertiefung oder in einem von Menschenhänden gemachten Graben, oder auch nur in einer vom Pfluge gezogenen Furche oder in einem etwas ausgefahrenen Wege an seinen Rand geführt wird, stürzt es Anfangs mit großer Gewalt den Abhang hinab, beraubt ihn seiner Grasnarbe und frist nun im Fallen beständig an dem weichen Erdreiche, welches mit fortgeschwemmt wird. Auf diese Weise entsteht anfangs dann ein kleiner Einschnitt oder Ausriß in dem Abhange. Da nun durch die oben auf der Steppe bleibende Vertiefung beständig wieder Wasser zu der innersten Ecke dieses Einrißes hingeführt wird, so wird er dann landeinwärts rückschreitend fortgesetzt, indem zu beiden Seiten, wo kein Wasserfall stattfindet, das Erdreich von selbst abblättert, nachfällt und von dem in der Rinne des Schnitts laufenden Wasser fortgespült wird. Es sind darnach also diese Regenschluchten ganz und gar als Erzeugnisse rückschreitender Wasserfälle

anzusehen. Da, wo das Wasser hinabstürzt, ist die Rinne auf mehre Klaffen völlig perpendicular abgetieft, zu den Seiten geht es etwas minder steil zu der untersten Schluchtsöhle hinab. Natürlich werden die Regenschluchten nie tiefer, als der Fuß des steilen Gehanges hinabgeht, in welches sie einschneiden, und nur an ihrer Mündung sind sie so tief wie das Thal selbst. Von dieser Mündung steigt ihre tiefste Rinne bis zur innersten Spitze immer etwas hinauf, indefs nur äußerst allmählig und unter einem anfangs sehr geringen, nachher immer bedeutenderen Winkel. Jedoch giebt es natürlich nach dem Grade der Steilheit des Gehanges und nach dem Alter und der Ausbildung, welche die Schlucht erreicht hat, verschiedene Größen dieses Winkels.

Auf flachem oder schwachgeneigtem Boden kann, wie wir sagten, keine Regenschlucht entstehen. Natürlich aber ist es sehr wohl möglich, daß sie, wenn sie am Abhange begann, rückschreitend weit in die Fläche zurückläuft. Man findet daher die Enden recht alter Regenschluchten oft mitten in der Fläche, weit von allem Abhange entfernt, und hier ist es denn eben, wo diese gefürchteten Ruitwinas dem Verkehre der Menschen so gefährlich und hinderlich werden. Da man in der Regel durchaus nirgends an ihren Gehängen, die selbst dem geschickten Fußgänger unersteigbar sind, hinabfahren kann, so hemmen sie natürlich allen Verkehr, dessen Richtung ihre Länge durchschneidet. Es kreuzen sich daher an den Spitzen dieser Regenschluchten immer mehre Wege, die hier in einem Punkte zusammengedrängt werden.

Oft sind solche Schluchten mehre Werste, ja bis zu einer halben Meile lang. Von dieser äußersten Größe an giebt es nun aber ihrer von allen Längen bis zu der von wenigen Schritten herab. Einige Schluchten scheinen gar nicht mehr rückwärts in's Land zu schreiten, vermuthlich weil sie bis an's Ende der Vertiefung, welche ihrer Spitze Regenwasser zuführte, gelangten. Die meisten aber schreiten immer landeinwärts zurück. Dieß Rückschreiten mag bei verschiedenen Schluchten mit sehr verschiedener Geschwindigkeit vor sich gehen, je nach der Größe des Wasser zuführenden Einschnitts und der Mächtigkeit des zugeführten Stromes, so wie je nach der Periode der Entwicklung, in welcher sich eine Schlucht befindet. Doch läßt sich allerdings eine ungefähre mittlere Geschwindigkeit ausmachen und darnach das Alter der Schluchten einigermaßen bestimmen \*).

\*) Man könnte auch ohne Zweifel auf diese Weise nach dem Alter der Regenschluchten ungefähr die Zeit bestimmen, seit welcher das Meer zum letzten Male die Steppenoberfläche verlassen hat. Ich wohnte eine Zeit lang in der Nähe einer zwei Werste (3400 Schritt) langen Regenschlucht, von der die Anwohner behaupteten, daß sie jedes Jahr etwa einen Schritt rückwärts schreite. Wäre dieß die Schnelligkeit der ganzen Ausbildung der Schlucht von Anfang an gewesen, so würde

Alle Regenschluchten sind natürlich bei der durchweg gleichen Höhe des Steppenplateaus auch überall im Norden, wie im Süden gleich tief, etwa 100 bis 150 Fuß. — Zu den Seiten der Schluchten giebt es wieder andere kleine Vertiefungen, die in sie einmünden. Diese würden von selbst keine Schlucht gebildet haben, weil sie über keinen Abhang hinaus mündeten. Da nun aber die große Hauptschlucht sich zu ihnen hinanarbeitete und ihnen einen Abhang gewährte, so begann hier nun auch eine Schluchtenbildung. Es entstehen auf diese Weise zu den Seiten einer Hauptschlucht theils unzählige kleine Einrisse, theils auch recht bedeutend verzweigte Nebenschluchten. Durch diese Verzweigung und Spaltung wird nun die wildeste Zerreißung des Bodens hervorgebracht, die Bildung weit vorspringender Vorgebirge, schmaler Kämme und Landzungen, die zu beiden Seiten schroffe Abstürze haben. Oft werden diese schmalen Rücken wieder in eine Menge von Kegeln durchsägt. Im Winter garnirt das Eis die ganze Schlucht rund umher mit gewaltigen krystallinen Zacken und Säulen aus. Es bauen sich Eisbrücken von Wand zu Wand, und eine trügerische Schneedecke legt sich über diese oft morschen Brücken, die unter den vom Wege abirrenden Schlitten zusammenbrechen und in der Tiefe die Schmerzen und Todesangst der armen Fuhrleute und Ochsen mit Schnee und Kälte begraben. Im Frühlinge aber stürzen in alle innersten Schluchtenwinkel kleine Wasserfälle hinein, und in der Tiefe braust ein schmutziger Schlammstrom, der bei den Schluchten in der Nähe der Städte noch widriger wird, da diese hier als Cloaken benutzt werden, in die man allen Unrath und das gefallene Vieh hinabstürzt.

Die Veranlassungen zur Bildung neuer Regenschluchten sind seit dem größeren Anbaue der Steppen weit häufiger geworden, wie sich schon aus dem Obigen schließen läßt. Es kommt vor, daß die große mittlere Furche der Aecker, wenn sie nahe zu einem Abhange hinanföhrte, Anlaß zur Ausbildung einer großen Regenschlucht giebt, welche den Acker allmählig völlig zerstört. Bei Anlage der Gränzgräben muß man, wo es möglich ist, immer Rücksicht dar-

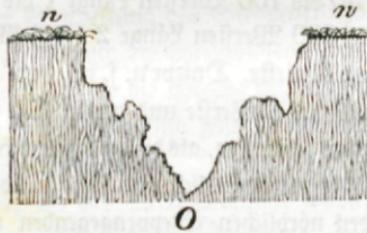
---

sie darnach vor etwa 3400 Jahren begonnen haben, und das Meer könnte demnach seit 3400 Jahren nicht über der Steppe gestanden haben. Doch kann dies natürlich kein allgemein gültiges Resultat geben. Da aber, sobald das Meer von der Steppe abtrat, und Regen darauf fiel, sogleich auch die Bildung von Regenschluchten beginnen mußte, und da durchaus jetzt keine Thätigkeit auf der Steppe wahrzunehmen ist, welche diese gleich nach dem Abtreten des Meeres begonnenen tiefen Schluchten verwischen könnte, da wir mithin noch jetzt die uranfänglichen Schluchten vor uns haben, so wäre es gewiß der Mühe werth, Beobachtungen über die Schnelligkeit des Rückschreitens der Schluchtenbildung zu sammeln, um daraus jenen Zeitpunkt des Meeresablaufs annähernd zu bestimmen, und es wäre bei der großen Gleichmäßigkeit der Bildung der Steppe, bei der fast auf jedem Ende dasselbe gilt, gewiß nicht schwer, zu einem nicht unwahrscheinlichen Resultate zu gelangen.

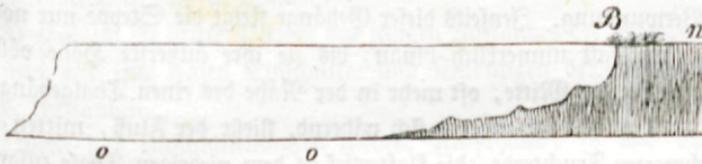
auf nehmen; denn in kurzer Zeit reißt ein wenige Fuß breiter Graben zu einem weiten Erdsplatt gähnend auf.

Dem Gesagten zufolge stellen sich Längen- und Queraufriß, so wie der Umriss der Regenschluchten so dar, wie in folgenden Figuren:

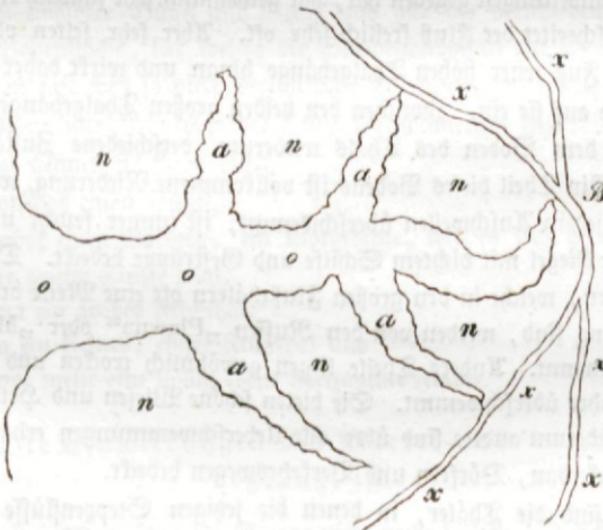
## 1) Queraufriß.



## 2) Längenaufriß.



## 3) Umriss.



B Punkt des Wassersturzes.

x, x an ihm herumführende Verkehrsbahnen.

a, a, a, Nebenschluchten.

o Schluchtsohle.

n, n, hohe Steppe.

## 2) Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Diese Thäler haben 100 bis 150 Fuß hohe Gehänge. Von einem Gehangrande zum anderen ist bei kleinen Flüssen von 50 bis 100 Wersten Länge 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Werst, bei größeren Flüssen von 400 bis 600 Wersten Länge 2 bis 3 Wersten Zwischenraum. Bei den größten aber, dem Dniestr, Dniepr u. s. w., beträgt die Entfernung des einen Ufers vom anderen 7 bis 8 Werste und mehr. Die Gehänge dieser breiten Thäler sind durchaus anders beschaffen, als die der Regenschluchten. Sie sind sehr abgerundet, nirgends völlig unzugänglich und schroff, überall mit einer Fruchterdenschicht bedeckt, in den nördlichen Steppengegenden mit Gehölz besetzt, in den südlichen wenigstens mit Gras überwachsen. Fast nirgends zeigen sie eine neuere Verwundung. Jenseits dieser Gehänge steigt die Steppe nur noch sehr allmählig und fast unmerklich hinan, bis sie ihre äußerste Höhe völlig erreicht hat. In der Mitte, oft mehr in der Nähe des einen Thalgehanges sich haltend, oft mehr dem anderen sich nähernd, fließt der Fluß, mitten in der fetten schwarzen Fruchterde, die Klastertief in dem niedrigen Thale zusammengeführt ist. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß hier nur in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, hat gewöhnlich sehr schwach erhobene Ufer. Diese überschreitet der Fluß freilich sehr oft. Aber sehr selten oder nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan und wirkt daher fast nirgend verändernd auf sie ein. Zwischen den beiden großen Thalgehängen muß man nun auf dem Boden des Thals wiederum verschiedene Zustände unterscheiden. Ein Theil dieses Bodens ist vollkommene Niederung, wird von dem Flusse bei jedem Anschwellen überschwemmt, ist immer feucht und morastig und in der Regel mit dichtem Schilf und Gestrüppe bedeckt. Diese feuchten Schilfstellen, welche in den großen Flußthälern oft eine Meile breit und viele Meilen lang sind, werden von den Russen „Plawna“ oder „Matschárnaja másta“ genannt. Andere Theile liegen gewöhnlich trocken und werden nur im Frühjahr überschwemmt. Sie bieten schöne Wiesen und Heuschläge, und endlich wiederum andere sind über alle Ueberschwemmungen erhaben und daher mit Ackerbau, Dörfern und Verkehrswegen bedeckt.

So sind die Thäler, in denen die jetzigen Steppenflüsse fließen, beschaffen. Schwerlich wohl aber waren die letzteren es allein, die sich dieselben so einrichteten. Ihre Wassermassen sind zu unbedeutend, um solche weite Ausciefungen zu vollenden. Auch sind die Hebungslinien ihrer Gehänge so sehr mählig, wie die eines durch jetzige Wassereinwirkungen gemachten Einschnitts, dabei auch völlig begrast, vernarbt und mit einer dicken Fruchterde

schicht bedeckt. Ohne Zweifel sind es daher wohl die titanischen Vorgänger der heutigen Flüsse, antediluvianische Strömungen, welche jene Thäler bildeten, und die Schwankungen und langsam wirkenden Strömungen des Meeres, die sie abschliffen und ausrundeten. Nach dem Abtreten des Meeres wurde das so Ausgeschliffene und Gerundete dann den heutigen Flüssen überliefert.

Diese Ansicht, welche der Anblick der Steppenoberfläche bestätigt, würde dann drei Perioden der Bearbeitung des Steppenreliefs voraussetzen:

1) Eine Periode, die nach der horizontalen Niederschlagung der Schichten aus dem Chaos eintrat, wo die Steppe sich trocken legte, die Urgewässer auf ihr zum Meere hinabliefen und jene Flußthäler, die wir noch sehen, mit schroffen Gehängen auswuschen.

2) Eine Periode, wo das Meer abermals chaotisch über sie hinaustrat und lange Jahrhunderte, alles Schrofne abrundend, mit seinen Schwankungen und Strömungen über sie hinschliff.

3) Endlich die dritte Periode des jetzigen Zustandes der Steppe, in welchem nun erst jene neuen Einschnitte und Bildungen der Regenschluchten u. s. w. entstanden.

Durch das Zusammenlaufen mehrer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen der Richtung kleinerer Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flachgewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner, wie folgendes kleine Vocabularium zeigt:

Gorboł nennen sie einen Berg,

Gorbotschoł einen Hügel,

Prigorboł einen Vorberg, ein Vorgebirge, wie es sich bei'm Vereinigungspuncte zweier Flüsse zeigt,

Dollina ein großes Flußthal,

Balka ein kleines, enges Flußthal und

Kownoi meist eine völlig ebene horizontale Fläche.

3) Die Einwirkungen des Meeres, wie es heute begränzt ist.

Das ganze Meer, das die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann daher nur auf die Strecke, mit der es an die Steppe gränzt, oder auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt durchweg fast überall gleich hoch, ungefähr 100 bis 150 Fuß über dem

Meere, und bietet der Meeresbrandung eine schroffe Wand von dieser Höhe dar. Es ist daher klar, daß die Veränderungen, welche das Meer hier hervorbringen kann, im Ganzen nur unbedeutend sein können. Es kommen keine Einbrüche und tief eingehende Busen - Ausbildungen, wie an anderen flächeren Küsten in Deltaländern u. s. w. vor. Der einzige Einfluß, den das Meer auf die Küste übt, ist der, daß es hier und da von dem Küstenrande herabgefallene Theile wegspült, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen veranlaßt.

Die Küsten im Norden des schwarzen Meeres zeigen sich zum Theil sehr abgerundet, vollkommen vernarbt, mit alter Fruchterde bedeckt und mit Gras überwachsen, ganz so wie die alten oben beschriebenen Gehänge der Flußthäler. Zum Theil aber zeigen sie sich ganz schroff abgerissen, ohne Gras und frisch verwundet, wie die schroffen Gehänge der Regenschluchten. Dieser zerrissene und angefressene Zustand des Ufers ist bei Weitem der häufigere, und der vernarbte seltener. Die abgerundete Küste ist nun ohne Zweifel eine Bildung früherer Zeiten und tauchte eben so wie die abgerundeten Thalgehänge aus dem vor etlichen Jahrtausenden die Steppe verlassenden Meere hervor. Die schroffe Küste dagegen ist wie die Regenschluchten ein Gebilde der jetzigen Zeit.

Die erste Veranlassung zum Anagen des Meeresufers gaben ohne Zweifel wohl die Quellen, welche hier und da an dem Rande der Küste zum Meere hervortreten. Diese Quellen sind freilich meistens äußerst schwach. Armsdicke sind die stärksten \*). Von dieser Dicke an giebt es ihrer von allen Stärken, bis zum kaum bemerkbaren Gerinnsel, das Tropfen bei Tropfen hervorsickert. Diese Quellen haben sich nun von weit landeinwärts liegenden Gegenden her durch die oberen lockeren Schichten der Steppe Canäle bis auf die unteren dichten Thonschichten herab, auf denen sie zu Tage hervorkommen, gegraben.

Bei ihrem Durchbrechen unterspülen sie die besagten oberen lockeren Schichten, um so mehr, da in die entstandene Oeffnung auch das Meer noch zuweilen eindringt und sie ausweitet. Es brechen dann die so unterspülten oberen Schichten zuweilen in sehr bedeutenden Massen ab und fallen zum Meere hin um. Dieß Abbrechen und Umfallen oder Hinabsinken der gebrochenen Stücke geht auf eine höchst merkwürdige Weise vor sich. Es entstehen zuerst einige oder mehrere Klüften vom Küstenrande entfernt kleine schmale Risse im Erdreiche, welche jenem Rande ganz parallel laufen. Diese Risse vergrößern und vermehren sich nach und nach, nach einigen Tagen sinkt die Erde in der Richtung dieser Risse ein wenig ein, und alsdann gleitet

\*) Auf der ganzen Strecke zwischen Odessa und dem Dniestr - Liman von 40 Werste Länge giebt es nur zwei Quellen von dieser Stärke.

das ganze Bruchstück in der Größe, in welcher es durch die Risse bezeichnet war, gemach hinab, indem sich dabei beständig kleine und große Brocken von der gleitenden Masse trennen und an's Meeresgestade hinabpoltern. Das Hauptstück versinkt gewöhnlich, ohne, wie es allerdings zuweilen geschieht, vorn überzukippen und ohne in mehre Stücke zu zerfallen, ganz senkrecht in den Boden, so daß nachher nur ein mehr oder weniger großer Theil davon über demselben hervortragt.

Dies perpendicularäre Absinken ist mit noch merkwürdigeren Hebungen verbunden. Das vom Meere bespülte Gestade nämlich hebt sich gewöhnlich zu gleicher Zeit, indem jenes Bruchstück sich herabläßt, als wenn es empor- oder herausgedrückt würde, mehre Klaftern hoch herauf, der Art, daß seine Oberfläche, die früher horizontal war, nun schräg nach innen zu geneigt wird, und daß es gegen das Meer zu, von dem es früher überspült wurde, einen schroffen Absturz bildet.

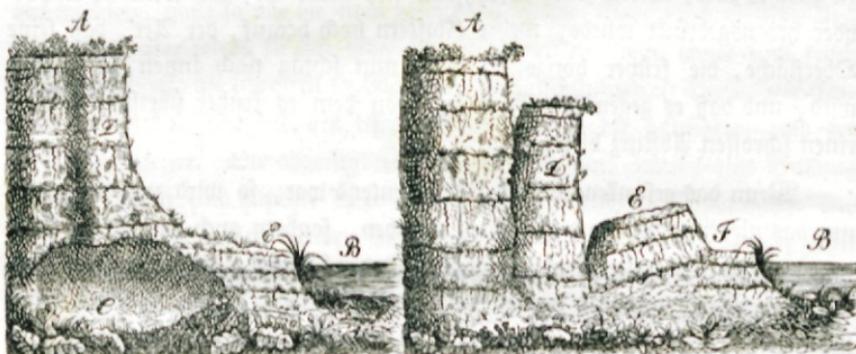
Wenn das gesunkene Stück sehr bedeutend war, so wird zuweilen nicht nur das niedrige Gestade des Meeres gehoben, sondern auch im Meere selbst treten alsdann zuweilen kleine Theile des Bodens empor, die dann rund herum vom Meere umspült werden und kleine Gestade-Inseln bilden. Man sieht zuweilen solche kleine, durch die sinkende Masse herausgedrückte Inseln von 50 Faden im Umfange und 20 Faden vom Gestade entfernt. Die Quellen werden bei solchen Abstürzen oft ganz verschüttet und fließen dann unterseeisch ab, oder kommen an anderen Stellen zu Tage.

Ablösungen und Einsinkungen der beschriebenen Art haben nun an einer und derselben Stelle der Küste oft mehre Male hinter einander in langen Zwischenräumen statt. Wenn ein Absturz tief genug hinabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er, so lange er einen Theil der hohen Steppe ausmachte, nicht erzeugen konnte, die nun aber auf dem niedrigen Terrain, wo sie, von der hohen Steppe geschützt, ein milderes Klima finden, gut gedeihen, z. B. Hollundergebüsch, Weißdorn, Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat dann eine Zeit lang Ruhe. Wenn aber die Quellen und das Meer wieder neue Höhlungen auswuschen und einen Theil des Vorgesprochenen wegspülten, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert. Das von Neuem Abfallende sinkt oft tiefer als das Alte, oft minder tief, so daß es also dann verschiedene Abstufungen, Klüfte und Aufthürmungen an der Küste giebt, und der Steppenrand auf diese Weise äußerst zerrissen und zerstört erscheint.

Die Russen nennen das niedrige, vom Meere bespülte Gestade „niskaja mästa,“ die ganze zeriffene, zerstörte, zerbröckelte, zerflossene, abgestufte, theilweise gesunkene, theilweise gehobene Küste dagegen von dieser niskaja mästa bis zum hohen Steppenrande „Dbruiwi,“ d. h. Abrisse“ (Sing. Dbruiwa, ein Abriß \*).

Wir haben diesen Vorgang in der Figur dargestellt:

Es sei A die hohe Steppe, — B das Meer, — E das Meeresgestade, — C eine durch Unterwaschung gebildete Höhle, — D ein herabsinkendes Stück, — F das neugebildete Gestade.



Die vielen zu verschiedenen Zeiten erfolgten Abstufungen, Zerklüftungen und Aufstürmungen in den Dbruiwen an der Küste stellt folgende Zeichnung dar:



Die Dbruiwen haben vom hohen Steppenrande bis zum Meeresstrande gewöhnlich eine Breite von 100 bis 200 Faden, manche aber auch eine

\*) Auch die in der Nähe vorhandenen Deutschen haben dieß Wort „Dbruiwi“ angenommen und sprechen z. B. so: „Treib' die Schweine in die Dbruiwen,“ oder: „Es hat sich eine neue Dbruiwe gebildet“ u. s. w.

Breite von einer halben Werst. Die Menschen haben in ihnen Das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege führen überall in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Dbruiwen umher, welche das von Natur Zerrüttete noch mehr aufwühlen. Mit den Viehhirten hausen in ihnen die Dohlen, die Eulen, die Habichte, die Meer-  
 schwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungerige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auslauern. „Daitje hädnomn Släpenku, Christi radi, daitje Släpenku,“ heißt es da: „Gebt dem armen Blinden um Christi willen, gebt dem Blinden!“ — Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigen Dbruiwen leichter anzulegen sind als auf der hohen Steppe, so werden auch sie von den Anwohnern häufig darin gegraben, und bei Dvidiopol haben die Türken sogar einen Theil der Dbruiwen des Dniestr-Limans zur Anlage einer Festung benutzt. In der Nähe von Odeffa hat sich an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit keine Absinkung statthatte und Alles befestigt zu sein scheint, die Gartenkunst der Dbruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen und den Schutz, den das hohe Ufer gewährt, zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, welche oben nicht so gut gedeihen \*).

Als eine Veränderung und Umbildung der Steppenoberfläche, die durch die vereinten Kräfte der Operationen des Meeres und der Flüsse hervorgebracht worden ist, müssen wir nun endlich noch die sogenannten *Limans* betrachten.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüschen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer bedeutend breiten stehenden Wasseransammlung sich erweitern. Diese busenartigen Erweiterungen finden nicht nur bei den großen Strömen Dniestr, Dniepr und Bug und bei den kleinen Flüssen Kujalnik, Teligul und Kagulnik, sondern auch bei den allerkleinsten Flüschen und Bächlein statt, welche sich in der bezeichneten Küstengegend in's Meer münden, so daß es daher Limans von allen Größen giebt, von den meerartig fast unübersehbar sich ausbreitenden Limans des Dniestr und Dniepr bis zu den winzig kleinen Limanchens in Duobezformat, bei denen aber nichtsdestoweniger keines der charakteristischen

\*) Wir beschrieben diese Anlagen schon oben.

Kennzeichen eines Limans fehlt. Die Betten dieser Limans sind folgendermaßen gestaltet :

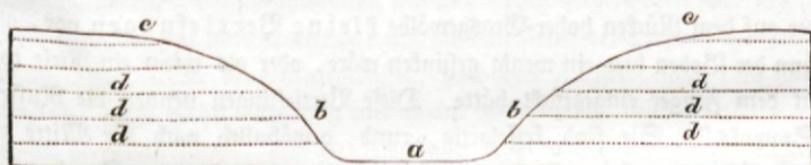
Der Boden der Limans, über dem das Wasser steht, ist gewöhnlich völlig flach und eben und nur nach der Mitte hin unmerklich vertieft. Es ist in der Regel dieser Boden mit einem dichten festen, schwarzen Moraste belegt, mit der durch alle die sich in ihn ergießenden Gewässer hineingeführten Fruchterde der Steppe. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu den eigentlichen Gränzen und Gehängen des Limanbettes hinan. Diese mit Gras bewachsenen Gehänge erheben sich anfangs etwas rasch, krümmen sich dann aber allmählig zu äußerst langsam ansteigenden Gewölben um. Daß die auf diese Weise in den Steppenschichten entstandenen Austiefungen oder Mulden nun wohl ohne Zweifel ein Product der Thätigkeit, sowohl des Meeres als der Flüsse sind, lehrt nicht nur der Anblick der Gehänge und Ufer, sondern auch noch die Beobachtung der täglich hier vorkommenden und bemerkbaren Ereignisse.

Die Flüsse der Steppe fielen wohl ohne Zweifel in uranfänglichen Zeiten als Wasserfälle vom hohen Steppenrande in's Meer hinab (wie dieß noch in diesem Augenblicke hier und da kleine über dem blauen Thon hervorsprudelnde Quellen thun), bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Bis dahin spülten sie nun nur ein gewöhnliches Flussbett aus, wie alle Flüsse. Nun aber trat das Meer bei hohen Sturmfluthen hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flusswasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluss- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flussmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hilfe des Meeres immer mehr und mehr thalauwärts eindrang, und so entstanden dann die weit landeinwärts gehenden Limans, wie sie sich jetzt darstellen. Bei bedeutenden Fluthen und starken Einströmungen des Meeres mochte dann das Meer diese Limans zuweilen bedeutend austiefen. Bei gewöhnlichem Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser, mit dem von der Steppe losgerissenen Materiale gefüllt, rasch gegen das stagnirende und träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand allmählig ein Damm, an dem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die sich vor allen Limans ohne alle Ausnahme befinden, „P e r e s s i p s“ von „perssipatj“ (hinüberlaufen), also „Uebergangsdämme.“ Sie sind die „Nehrungen“ unserer baltischen Haffs, niedrige, schmale, zum Theil mit

Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in welche nur so viel süßes Wasser einfällt, als auch wieder in ihnen verdunstet, sind diese Peressips völlig ununterbrochen und abgeschlossen. Bei den meisten aber sind sie natürlich wieder durchbrochen, sowohl von Seiten des Meeres, das bei hohen Sturmfluthen einbricht, als von Seiten des Landes, wo das überströmende Süßwasser sich Bahn schafft. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Peressips „Girls.“ Manche Peressips haben zwei Girls, die meisten nur einen. In diese Durchbrüche oder Girls sieht man nun noch heut zu Tage bald das salzige Meerwasser landeinwärts einströmen, bald das süße Wasser seewärts hinausfluthen.

Folgende Figuren werden Alles anschaulich machen:

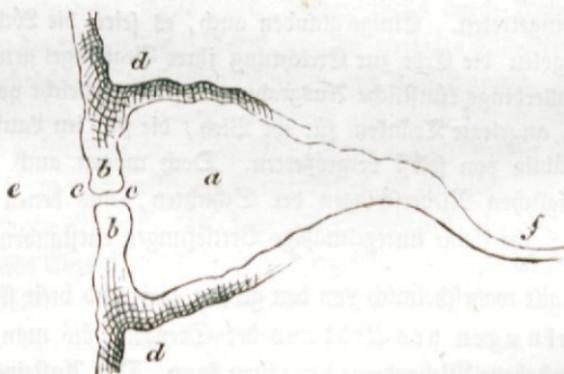
### 1) Durchschnitt eines Limanbettes.



a flacher Boden des Limans, — bb rasch ansteigende Gehänge des Limans, — cc allmählig aufsteigende hohe Steppe, — dd durchschnittene Schichten des Steppenplateaus.

### 2) Umriss eines Limans.

a der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite Liman, — bb der Peressip des Limans, — cc sein Girl, — dd die hohe Steppe, — e das Meer, — f der den Liman bildende Fluß.



Außer diesen tief eingeschnittenen Mulden der Limans, den Thälern und Balken der Flüsse, den Obruiven des Meeres, den Regenschluchten, — lauter

sehr leicht erkennbaren und scharf ausgeprägten Formen, — ist nun oben auf den Steppen Alles glatt und eben, und ohne alle die vielseitigen accidents du terrain, die unsere Gegenden bieten. Nur eine mikroskopisch genaue Untersuchung könnte auch hier noch einige Abweichungen vom horizontalen Niveau erkennen. Was sich der Art noch allenfalls darstellen ließe, was wir aber unter keiner der vorigen Rubriken erwähnen konnten, da wir weder das Regenwasser, noch die Flüsse, noch das Meer als dabei wirksame Ursache annehmen können, wäre etwa Folgendes. In unseren Ländern würde es durchaus keine Erwähnung verdienen, bei den im Großen so ungemein ebenen Steppen aber, wo jede, selbst die geringste Bodennuance beachtet wird und für Thier-, Menschen- und Pflanzenleben wichtig ist, gewinnt es allerdings an Bedeutsamkeit.

Es kommen erstlich hier und da, nämlich auf übrigens völlig flachen Steppen oder auf dem Rücken hoher Grasgewölbe kleine Vertiefungen vor, als wenn der Boden hier ein wenig gesunken wäre, oder als wenn ein Riese ihn mit dem Finger eingedrückt hätte. Diese Vertiefungen nennen die Russen „Stawoks.“ Sie sind kesselartig, rund, gewöhnlich nach der Mitte zu gleichmäßig bis auf eine Klafter an Tiefe zunehmend, mit einem Durchmesser des äußersten Kreisrandes von 40 bis 60 Faden. Nach einem Regen sieht man sie immer mit Wasser gefüllt, das in ihnen zusammenläuft, aber schon nach einigen Tagen meistens wieder verschwindet. Das Vieh kommt zu diesen kleinen ephemeren Seen, in ihnen stundenlang sich kühlend. Auch bleibt immer etwas feuchter Grund in ihnen, und man sieht dann später im Sommer hohe Kräuter und dichte Dorngebüsch darin aufsprossen. Die Steppenbewohner meinen, das Vieh habe im Laufe der Jahrhunderte durch vieles Saufen des Regenwassers an einer Stelle diese Tümpel in den Boden hineingetrunknen und eingetreten. Einige glauben auch, es seien die Löcher, aus denen die Mongolen die Erde zur Errichtung ihrer Grabhügel genommen. — Viele mögen allerdings künstliche Ausgrabungen sein, vielleicht von den früheren Nomaden angelegte Tränken für ihr Vieh, die sich im Laufe der Jahrhunderte allmählig von selbst vergrößerten. Doch mögen auch hier und da bei'm ursprünglichen Niederschlagen der Schichten, aus denen die Steppe gebaut ward, solche kleine unregelmäßige Vertiefungen entstanden sein.

Dasselbe gilt wahrscheinlich von den großen, weit und breit sich hinziehenden Schwankungen des Bodens der Steppen, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann. Das Aufsteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nichts fördert, und aus dem

grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraufstauht als Gras und wieder Gras. Man kann so oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen. Diese Schwanfungen des Bodens sind zuweilen so äußerst unmerklich und schwach, daß sie durchaus gar keine Schattirung der grünen Farbe der Oberfläche veranlassen, die sich bei einem Ueberblicke der Gefilde bemerklich machen könnte, und daß es daher platterdings unmöglich ist, sie im Stillstehen wahrzunehmen. Bewegt man sich aber auf raschen Pferden durch die Steppe hin, so gewahrt man oft, daß ein Todtenhügel oder sonst ein hoher Gegenstand, den man kurz zuvor noch ganz von oben bis unten sah, allmählig verschwindet und kleiner wird, als wenn er in den Boden sank, bis das Grasmeer ihn endlich ganz verschlingt, wovon denn natürlich kein anderer Grund denkbar ist, als daß eine langgezogene, schwachgehobene Bodenanschwellung sich unmerklich vorgeschoben hat. Es war wohl keiner der jetzt noch operirenden und an dem Relief der Steppen arbeitenden Naturkräfte, weder dem Regenwasser, noch den Flüssen, noch dem Meere möglich, solche höchst allmählig und höchst gleichmäßig anschwellende Erhebungen hervorzubringen, und es bleibt daher wohl nichts übrig, als dieselben für gleich bei der anfänglichen Bildung des Steppenplateaus entstandene Formirungen zu halten. Dasselbe mag auch noch von einigen hier und da sichtbaren äußerst schwachen muldenförmigen Vertiefungen gelten, die oft nur wenige Fuß tief sind, die aber der Steppenbewohner nichtsdestoweniger beachtet, weil in den Steppen schon jeder geringste Anfang zur Thalbildung für größere Zusammenschlemmung der Fruchterde und für Gewährung eines besseren Schutzes gegen die Steppenwinde wichtig ist \*).

Dies also wären ungefähr die wenigen und im Vergleich mit der ganzen Masse unbedeutenden, theils durch jetzige, theils durch frühere neptunische Gewalten in der regelmäßigen Schichtung der tertiären Ablagerungen der Steppen hervorbrachten Oberflächen-Formen und Umbildungen. Sehen wir nun alle diese unsäglich langgezogenen Kuppeln und gleich hohen schwachgewölbten Rücken, die tiefen schmalen, und für's Ganze nichts sagenden Regenschluchten, diese abgerissenen und zerstörten Meeresküsten an einander, so giebt uns dies einen deutlichen Begriff von dem Oberflächenzustande der Steppen, in denen nirgends Eins über das Andere emporsteigt, in welchen alle Tiefen gleich tief, alle Höhen gleich hoch, in welchen Anhöhen blos durch Austiefung gebildet sind, nirgends aufgesetzte Berge, ja nicht einmal Hügelreihen vor-

\*) In Gärten, die an sehr mähligem Abhängen angelegt sind, bemerkt man fast bei jedem Schritte größerer Tiefe eine bessere Entwicklung der Bäume.

kommen, in denen, wenn man sie im Großen überschaut, Alles das Gepräge der größten Einförmigkeit trägt \*), und in denen man auf Bodenanschwellungen oft nur aus indirecten Wahrnehmungen schließen kann.

Um dieß so erlangte Bild der Steppe noch mehr zu verdeutlichen, geben wir in der Figur den Durchschnitt eines Flächenstücks, in welchem alle die verschiedenen Formen vorkommen. Es ist dieß ungefähr, d. h. so genau, als es auf wiederholten Durchflügen aufgefaßt und auf so kleinem Raume wiedergegeben werden konnte, die Linie der Steppenoberfläche zwischen Odeffa und Ovidiopol an der Dniestrmündung:

- A. Der Liman des Dniestr.
- B. Die Dbruiwen der Festung Ovidiopol.
- J. Verschiedene unbedeutende Bodenvertiefungen.
- KK. Kugelige und gewölbte Höhenrücken mit Todtenhügeln und Stawoks.
- DD. Betten oder Mulden zweier kleiner Limans (des Suchoi und Waraboiski Liman).
- E. Regenschlucht, die zum Meere geht.
- F. Balke eines kleinen Flusses.
- G. Große vollkommen unversehrte Ebene von Odeffa.
- H. Dbruiwen in der Nähe von Odeffa.
- L. Der Meerbusen von Odeffa.

Natürlich haben wir hier nicht alle Regenschluchten und kleinen Vertiefungen gezeichnet, welche auf der besagten Strecke vorkommen. Eben so wenig konnte auch in der Zeichnung das richtige Verhältniß zwischen der Entfernung der beiden Endpuncte der Linien zu der angenommenen Höhe der Steppe und den Vertiefungen der Schluchten und Thäler angenommen werden. Man muß daher das Bild in Gedanken noch auf die Weise berichtigen, daß man sich alle Vertiefungen und Erhöhungen in einem etwa 20 bis 25 Mal geringeren Verhältniß zur Länge der ganzen Linie denkt.

\*) Weil die Höhen und Plateauwürfel alle gleich hoch sind, und weil man die Regenschluchten, Balken und Thäler erst gewahrt, wenn man an ihrem Rande steht, so erscheinen daher die Steppen dem Reisenden bei einem Ueberblicke von oben, noch unendlich viel ebener, als sie es wirklich sind.



Es war nöthig, unseren folgenden Darstellungen diese genauere Beschreibung der Oberfläche voranzuschicken, welche doch der Schauplatz ist für sämtliche physikalische und politische, für alle von der Natur oder von Menschenhand veranlaßten Erscheinungen und Thätigkeiten, und nicht blos die passive Bühne, sondern auch der Präparationstisch, das Laboratorium, auf dem dieß Alles zubereitet wird, und dessen Gestaltung sich in den Sitten und Schicksalen der Bewohner, so wie in den Phänomenen des Klimas vielfach wieder spiegelt. Viehwirthschaft und Ackerbau, Gewitter, Hitze, Kälte und Sturm, Gartenbau, Verkehrsweise, Thier- und Pflanzenleben, die Völkerwanderungen, die jetzigen und früheren Nomaden — kurz Alles, was uns über Natur und Menschen, über das Ehemals, Jetzt und Einst der Steppe interessiren könnte, ist so tausendfach durch die Bodenbeschaffenheit bedingt, daß wir über keines dieser Verhältnisse sprechen konnten, ohne zuvor ihr Bild entworfen zu haben.

## II.

# K l i m a .

„Frigida pugnabant calidis.“

O v i d.

Die verschiedenen Zustände, in welchen sich die über einem Erdflecke ruhenden Luftschichten befinden, oder die Erscheinungen, welche wir mit einem Worte „das Klima“ eines Ortes zu nennen pflegen, hängen theils von der Stellung desselben auf der Oberfläche des Globus oder von seiner „geographischen Position“ ab, — theils von der Beschaffenheit des Bodens, der sowohl chemisch, als auch mechanisch auf die Luftsäule einwirkt. Mit dem Bekantsein dieser beiden Verhältnisse sind alle Bedingungen des Klimas gegeben, wobei es sich denn aber von selbst versteht, daß, da kein Erdfleck allein steht, er nur in Verbindung mit seiner ganzen nahen und fernern Nachbarschaft betrachtet werden kann, und daß also das Klima eines Theiles der Erde nur in der Beleuchtung des Klimas des Ganzen richtig aufgefaßt und gezeichnet werden kann. Wir werden demnach das Steppenklima gehörig beurtheilen und schildern können, wenn wir dabei zugleich

die geographische Breite der Steppen,

die Gestaltug ihrer Bodenoberfläche und

das Klima ihrer Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdellipsoids und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zu Sonne, Mond und Sterne betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als etwa zwischen dem 46sten und 50sten Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr hindurch unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade stark oder schwach erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt und beruhigt werden wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe mit der dieser Länder.

Insofern daher das Klima nach dem Stande der Sonne bestimmt würde, müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdstriches gelegen, ein sehr temperirtes, ziemlich warmes Klima zuschreiben, wie es jene anderen mit ihnen correspondirenden Länder allerdings haben.

Es ist indeß die nahe und ferne Umgebung der Steppen der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht Dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, die Winter verkürzen und mildern und die Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Oberflächenstücke der pontischen Steppen in dem Umfange, in welchem wir sie oben bestimmten, sind im Norden die polnischen Sumpfländer und die großrussischen Hügellandschaften, — im Osten die Ebenen der Wolga-Steppen, — im Süden das asow'sche und das schwarze Meer, — im Westen endlich die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w.

Beginnen wir mit den Einflüssen der nördlichen und östlichen Striche, unter deren Herrschaft die Steppen so entschieden stehen, daß sie fast nur als Theile, die südlichsten und westlichsten Ausläufer derselben betrachtet werden können. Die Steppen verlieren sich, ohne durch irgend eine markirte Gränzmauer geschieden zu sein, ganz allmählig in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen und daß ihre südliche Breite diesen Antheil nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Karpathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern und Begleitern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, dar.

Gegen Osten gilt diese Verschwisterung der Steppen mit ihrer Nachbarschaft nur noch in höherem Grade, der Art, daß hier die Gleichheit fast vollkommen wird, indem unser Steppenwesten fast Alles mit dem Osten theilt. Die pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheueren, vom Fuße der Karpathen durch Südrußland und die Mongolei bis zum stillen Oceane unter denselben Breitengraden hinziehenden Steppengürtels, die wir aber doch, von dem Ganzen sie trennend, als ein eigenes kleineres Ganze einer eigenen Betrachtung unterwerfen konnten, insofern sie, wenn auch nicht von diesen, doch von anderen Seiten her eigenthümlichen Bedingungen unterliegen.

Im Süden und Westen allein sind die Nachbarn zu finden, welche einen mildernenden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächst im Süden das schwarze und asow'sche Meer, die als nicht unbedeutende Wassermassen sowohl die Hitze der Nachbarländer mindern, als auch die Kälte mäßigen müßten. Es kommen indeß hier mehre Umstände zusammen, welche diesen mildernenden

Einfluß, den beide Meere auf die Steppen ausüben k ö n n e n, und den sie auf die fast ganz von ihnen umschlossene Krim auch wirklich in sehr hohem Grade a u s ü b e n, außerordentlich schwächen. Während die krim'schen Gebirge und Steppen sich weit in's Meer hinein vorschieben, ziehen sich dagegen die neu-russischen Steppen zurück, und das Meer wird von ihnen umschlossen. Während also in der fast völlig isolirten Krim das Land ganz in der Gewalt des Meeres ist und von diesem beherrscht wird, wird dagegen bei den Steppen das Meer in den sich nach Norden hin verengernden Spizen der Odeffa'schen und Taganrog'schen Meerbusen von den gewältigen breiten Massen des Landes eingekleilt, so daß das Meer hier mehr Theil nimmt an den so veränderlichen Stimmungen des Landes, als dieses an den gleichmäßigeren der See, der Art, daß dieselben Meereswellen, welche im Winter von Eis erstarren, im Sommer die außerordentlich hohe Wärme von 16 bis 18 Graden Réaumur zeigen. Das schwarze Meer bietet, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwicklung von höchstens 50 Meilen als Wassergränze, was denn zu der großen Steppenmasse, die viele tausend Quadratmeilen beträgt, äußerst unbedeutend erscheint.

Dazu kommt noch, daß das Steppenplateau in der Nähe des Meeres eine Massenerhebung von etwa 20 Klaftern hat, mit welcher es überall fast schroff gegen dasselbe anflößt, und daß daher gerade die allerfeuchtesten, im Sommer kühlfsten und im Winter wärmsten Luftschichten des Meeres, die niedriger als 20 Klaftern streichen, auf die hohe Steppe gar keine Wirkung äußern können. Auf das hohe Steppenplateau gelangen nur in sehr geringem Grade kühle und feuchte Luftströmungen vom Meere aus, während sich von ihrem Rande im Winter die kalten Schneegestöber brausend auf die Meeresfläche hinabstürzen und sie gefrieren machen, so wie im Sommer von ihm aus die glühenden Luftströme über die unteren Luftschichten des Meeres hin sich verbreiten und sie, mit ihnen sich mischend, erhitzen. Wenn die Steppen-Niederungen wie Aegypten oder Holland wären, so wäre es dem Meere viel leichter, ihnen beizukommen. Die Donau-Niederungen und die Walachei genießen daher weit mehr von den angenehmen Wirkungen des Pontus.

Am meisten macht sich bei den Steppen das Meer da geltend, wo Flüsse einmünden. Da diese alle mit breiter Mündung, d. h. mit Erweiterungen zu Limans in's Meer gehen und in die Schichten der Steppe breite Kanäle und tiefe Thäler ausgebildet haben, welche dazu geeignet sind, Alles, was vom Meere landeinwärts fließen möchte, gemächlich aufzunehmen und in's Innere zu führen, so strömt in diese Thäler im Sommer beständig ein feuchter Wind landeinwärts, welcher die Gräser und Aecker ihrer Gehänge befeuchtet und erfrischt. Der Meereswind der Thäler ist Ende Julis und Augusts

oft so feucht, daß ihn die Leute schon um 3 Uhr Nachmittags auf ihren luftigen, unbedeckten Dreschplätzen verspüren und um 4 Uhr zu dreschen aufhören müssen, weil die befeuchtete Frucht sich nicht mehr von den Aehren löst. Namentlich macht sich Meereseinfluß im Thale der beiden Rujalniks \*) bemerklich, die demselben um so mehr offen sind, da ihre Richtung mit der mittleren Längengrade des Dbeffa'schen Meerbusens in derselben Linie liegt und auf eine weite Ausdehnung bis nach Kleinasien hin kein Land schneidet, so daß also gerade in dieses Thal die temperirtesten Luftzüge einströmen müssen.

Im Westen der Steppen befinden sich die Karpathen und die ihnen an- und vorliegenden Hügel-, Plateau- und Waldlandschaften Galiziens, der Bukowina und der Moldau. Die Karpathen mit Allem, was sie bei ihrem Emporsteigen durch die Erdrinde an Hebung und Anschwellung in ihrer Nachbarschaft veranlaßt haben, streichen in einem Bogen von etwa 60 Graden eines Kreises, dessen Radius fast 75 Meilen beträgt, von Westen nach Osten, Südosten und Süden und trennen die ungarischen Flachländer von den polnischen und neurussischen. Sie sind hierdurch unvergleichlich viel wichtiger für Ungarn, das sie umkränzen und gegen Norden und Osten schützen, als für die Steppen, jedoch haben sie einen Theil der Steppen in ihren podolischen, moldauischen und besarabischen Vorlanden mit emporgerissen und diesem dadurch, ihn aus dem allgemeinen Steppen-Niveau hebend und zur Zeugung von Quellen und Waldungen geschickt machend, eine ganz andere Natur gegeben. Auf Das aber, was Steppenfläche geblieben ist, wirken sie nun wohl mehr die Rauheit des Klimas erhöhend als mildernd ein, indem sie die milden Westwinde, die über ihre Gipfel streichen müssen, noch erkälten. Keiner Westwind ist in den neurussischen Steppen selten. Südwestwind ist gewöhnlich feucht, und wenn er aus dem feuchten Donau-Mündungslande weht, so hat man alle Mal Regen zu hoffen. Der Nordwestwind dagegen ist trocken und bringt im Frühlinge und Sommer die stärksten Dikane.

Dies sind also die äußeren Einflüsse der Nachbarschaft, welche die Folgen der geographischen Breite bedeutend moduliren mußten, und jenes Offenliegen gegen Norden und Osten, so wie das brüske und rasche Entgegen treten der Steppe gegen das Meer, wie endlich die Abschließung durch die Karpathen von dem milden Westen lassen keine besonders freundliche Modification desselben erwarten. — Fragen wir nun, wie endlich die Formirung der Steppenoberfläche selber jene Grundfärbung und jene von außen in diesen Grundton hineinfließenden Modificationen nuancirt, so läßt sich nach

\*) Zweier nicht unbedeutender Steppenflüsse.

unserer obigen Darstellung dieser Oberfläche im Ganzen nur erwarten, daß ihre Einflüsse außerordentlich unbedeutend sein werden. Im Einzelnen aber läßt sich ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen den hohen kahlen Steppenflächen und den tiefen Balken und Thälern vermuthen.

Der flache, durchaus überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist demnach außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich dahin säufeln oder brausen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und Seen auf seiner Oberfläche befinden, die starke Ausdünstungen aushauchen und Temperatur-Verminderungen in heißen Luftströmen veranlassen könnten, — da keine hohen mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche die Wolken sammeln, Wetter erzeugen und in die Ebenen entlassen könnten, — da ferner keine tiefen Thäler, bedeutende Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche sehr verschiedene Temperaturen und bedeutende Störungen des Gleichgewichtes in dem Luftmeere hervorbringen könnten, — da wiederum auch nirgend leicht erwärmt und schnell erkaltender Sandboden mit immer kaltem Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, auch keine Feuchtigkeit haltende und Dünste aussendende Waldungen vorhanden sind, — da vielmehr, im Großen genommen, Alles flach und unabsehbar eben ist, dabei Gras und nichts als Gras, und eben so darunter nichts als diese fette Ackerkrume und immer ganz dieselbe schwarze Fruchterde erscheint, — so ist es offenbar, daß nirgends in der Steppe selbst große lusterschütternde, wetter-erregende, sturmmachende und wolken sammelnde Formen vorhanden sind, daß mithin, wie wir sagten, der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im Allgemeinen passiv ist, nichts desto weniger aber in tausend kleinen Fällen activ, wie wir bald nachher sehen werden. In den Gebirgen stürmt und wettert es oft Tage lang um das Haupt des einen Berges, während die anderen im hellsten Sonnenscheine lächeln. Dergleichen kann in der Steppe kaum vorkommen, weil die Dinge fehlen, an denen Wetter sich fesseln und anhängen könnten. Es läßt sich vielmehr vermuthen, daß dieß Steppenplateau der Schauplatz von außerordentlich weit und gleichmäßig sich verbreitenden Wetterphänomenen ist. Wie die Mongolen und Tataren aus dem inneren Asien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten und wie erst an dem Fuße der Karpathen und schlesischen Sudeten ihre Kraft sich brach, eben so mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Große allgemeine Landregen müssen nicht selten sein, und überhaupt muß an allen Temperatur-Erhöhungen und Minderungen, die in einem Theile der Steppen eintreten, sogleich das Ganze Theil nehmen.

Natürlich aber gilt dieß nur von den großen Wetterveränderungen, die in gebirgigen Gegenden allenfalls durch eine Kette, wie die der schweizer Alpen, oder doch durch volhynische Sumpfländer oder andere solche mächtige Wetterscheiden und Wettererzeuger hervorgebracht oder doch bedingt werden können. Im Kleinen bietet allerdings auch selbst die einförmige Steppe noch immer Manchfaltigkeit genug, sich — so zu sagen — das Detail- Wetter selber zu machen und dieses so verschieden zu bedingen, daß selbst in den kleinsten Distanzen nicht unbedeutende Verschiedenheiten vorkommen. Die von Wasserströmungen gemachten Einschnitte in das Steppenplateau, die Obruiven, Wuipolotsch, Balken und Dollinas und endlich die durch Natur oder Kunst veranlaßten Wasseransammlungen treten als solche Braueffel des Detail- Wetters auf.

Die Balken und Regenschluchten führen im Kleinen stets die schneidendsten Contraste herbei. Im Winter, wenn auf der hohen Steppe alles Leben tödtende Unwetter wüthen, sind sie ruhiger und wärmer wie Keller und verführen dann oft den oben gejagten Reisenden, ihren trügerischen Schutz zu suchen. Im Sommer in der großen Hitze des Juli und August sind freilich einige Thalschluchten in der Nähe des Meeres von feuchten, kühlen Lüften bewegt, die meisten aber gleichen glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen, den Menschen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß in ihnen die trockene Erde ellentief aufreißt und klast. Eben so stark ist der Contrast der Temperatur der Balken und der der hohen Steppe im Frühlinge, wo oft auf dieser ein schneidend kalter Wind streicht, während zwanzig Schritte weiter in jener die lieblichste Sonne wärmt. Des Abends natürlich kühlt sich die Luft in den Balken wiederum außerordentlich rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und den Obruiven alsbald ein kalter Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet. Da die Thäler und Schluchten im Ganzen aber in Vergleich zu den sie trennenden breiten flachen Stücken des Steppenplateaus sehr klein sind, so können natürlich ihre Temperatur-Veränderungen von keinem allgemeinen und weit verbreiteten Einflusse sein, und ihre verschiedenen kleinen Kräfte können sich nur schwer zu großen und mächtigen Gewalten vereinigen. Sie schneiden sich in der Regel so bestimmt und scharf aus der Steppe heraus und trennen daher auch die über ihnen befindlichen Luftschichten in eben so streng und scharf gesonderte Abtheilungen, daß die Luftabtheilungen, die über ihnen stehen, oft gar keine Gemeinschaft zu haben scheinen mit denen, welche über den Steppenplateaus stehen, und daß, während in den einen Dieß, in den anderen oft etwas ganz Anderes vor sich geht. Oft sieht man

im Frühlinge des Morgens, auf dem Rande der hohen Steppe stehend, in alle Thalmündungen dicke Nebel vom Meere aus hinauffstreichen, während die hohen Grasrücken über dem Weißgrau dieser Nebelinstömungen unberührt und grün hervortragen. Ueber dem Dniestr- und Dnieprthale stehen oft trübe Wolken, in langen Reihen den Lauf der Flüsse am Himmel zeichnend, während auf der hohen Steppe Alles im freundlichsten Wetter lacht. Eben so scharf ist die Trennung zwischen dem hohen Stepperrande bei den Dbruiwen und dem Meere. Man muß sich offenbar die Linie des Stepperrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, so daß eine flache Wand die Luftschichten über dem Meere noch weit hinauf von den Luftschichten über der Steppe trennt. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf der Steppe aufsteigen, die sich überall hin auf dieser verbreiteten, bis zu dem Dbruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereiden im ruhigsten Blau schwammen, während Zeus auf dem hohen Steppenplateau, so weit als man sehen konnte, wettete und bligte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom schroffen Dbruiwenrande den Regen in's Wasser fallen, während die Viehherden auf dem Lande das dürreste Gras rupfen. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Gränze überschritten wurde und sich Meer- und Landluft ausglich, indem sich entweder das Eine aufhellte wie das Andere, oder Beide sich in gemeinschaftlichen Wolkenmantel hüllten. — Im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre auf's Aeußerste erhitzt ist, ist diese Verschiedenheit am größten. Die Gewitter, die dann im Meere aufsteigen, kommen alsdann nie auf die Steppe; die aber, welche auf dem Lande sich zusammensziehen und ihre vollen Brüste hoffnungsvoll tief zu den schwachtenden Kräutern und Herden herabhängen lassen, von der grausamen Steppe aber nicht angenommen werden, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, fahren zum Meere hinab. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen Teiche, die er anlegte, damit ihre Wasserfläche die in den Lüften hängende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Steppenbewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, indem er Gott dabei ansieht, daß er das Gleiche sich zum Gleichen gesellen lassen möge, dabei aber in seinem kindischen Hoffen nicht die Geringfügigkeit seiner Kräfte erwägt. Gegen alle diese Bitten, Teiche und Tümpelchen schreien die großen, erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein und stoßen die mit Segen beladenen Wolken zurück. Diese fahren anfangs langsam, dann schnell, schneller und zuletzt mit reißender Geschwindigkeit, von einem brausenden heißen Sturme getragen und vom lockenden Meere

gezogen, dahin, bis sie dann, den hohen Steppenrand erreichend, sich beruhigen, in heißen Strömen und Gießbächen vom Himmel herabsteigen und, in's Wasser fallend, das Reich noch reicher machen, als wenn die Ungethüme der Tiefe im Meere Durst litten, ohne Mitleiden mit den Herden der edlen Rosse und der trefflichen Kinder, die nach Labung schreien, und mit den armen Steppenbewohnern, die nun bejammern, daß sie sich noch ärmer machten und den letzten Labetrunk ihres Viehes unklug verschütteten, ohne ihren Gräsern und Aehren zu nutzen.

Die geographische Position also der Steppen in der Mitte der gemäßigten Zone, die Nachbarschaft der Hügelländer im Norden, der andern großen Steppen im Osten, des Meeres im Süden und der gebirgigen Gegenden im Westen, — die große Ebenheit der Steppe im Ganzen und ihre kleinen Thäler und Schluchten im Einzelnen sind die Verhältnisse alle, aus deren gemeinsamer, sich unterstützender oder sich kreuzender Thätigkeit das Klima dieser Landschaften hervorgeht. Wir wollen nun versuchen, die atmosphärischen Phänomene, die Luftgebilde und Wolkengemälde, wie sie sich seit Herodot's und der alten Skythen Zeiten hier in den Steppen beständig Jahr aus, Jahr ein entwickelt und gelöst haben, in der Reihenfolge zusammenzustellen, in der sie sich gewöhnlich im Kreislaufe des Jahres zu zeigen pflegen. Wir nehmen dabei keine kleinere Abtheilung des Jahres an als die in seine vier Jahreszeiten. Nur ein Detailmaler könnte das Gemälde jedes Monates und jeder Woche entwerfen, und nur eine tausendjährige Beobachtung könnte sich dann wohl sogar daran wagen, das präsumtive Wetter jedes Tages zu bestimmen.

Den eigentlichen Hauptstamm und Kern des langen Steppenwinters bilden die drei Monate December, Januar und Februar, in denen alle Kräfte tief und ununterbrochen schlummern, insofern als ihre ganze Thätigkeit auf nichts Nützliches und Heilsames gerichtet ist, während sie aber doch dabei von den furchtbarsten Träumen und Aufregungen beunruhigt werden. Es sind dieß die schrecklichen und so allgemein gefürchteten Schneegestöber der Steppen.

Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten von Schneegestöber, denen er auch drei verschiedene Namen gegeben hat: die *Mjatjols*, *Samets* und *Wjugas*. Unter *Mjatjols* versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herabfällt, unter *Samet* aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde geführt wird. Wenn man bei einem solchen *Samet* in der Steppe auf einen Todtenhügel oder sonst einen

erhabenen Punct steigt, von dem aus man eine weite Fläche überschauen kann, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche im Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskristallen hineinsähe, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Puncte hervorragen. Diese Sämetz sind in den Steppen nicht ohne Gefahr. Das Sehen wird den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und das gefürchtete Herabstürzen in Schluchten nicht selten, auch das „Verschneien“ oder „Verstiumen“ \*) auf offener Straße häufig. — Mit „Wjuga“ endlich bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturme der Schnee von oben herab, wie von unten emporgetrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege, und Himmel und Erde hüllen sich in dreitägigen Aufruhr, welcher der Art allem Verkehre der Menschen ein Ende macht, daß selbst die Posten und kaiserlichen Couriere während der drei Ssutkas (drei Mal 24 Stunden) einer Wjuga nicht befördert werden können. In den völlig schuz-, wald-, dach- und fachslosen Steppen ist ein solcher erschrecklicher Luftaufruhr natürlich besonders gefährlich und wird dem armen Thier- und Menschenleben auf den Steppen vielfach verderblich.

Schöne heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter im Norden von Rußland in den bereiften und beschneiten Wäldern bietet, sind hier, wie die Wälder, unbekannt. Die Steppen bieten dann in der Regel die traurigste, ödste und wüfste Fläche, über die eine zerriffene Schneedecke geworfen ist und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden — auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte hier für's Ganze empfindlicher und härter ist als im waldigen Norden, — so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Im Winter 1837 bis 1838 stieg das Thermometer binnen vier Wochen nicht ein Mal, auch nicht um Mittag über — 10 Grad Réaumur, oft aber fiel es bis auf — 30 Grad herab. Es giebt freilich auch wieder Winter, die äußerst mild sind, wenn es nämlich dem Nordosten gefällt, die Steppen mit seinem Ddem zu verschonen. Wie wenig man aber solchen warmen Wintern trauen kann und wie auch im Ganzen Alles noch weit weniger warm als blos südlich ist, zeigt schon die Kleidung der Menschen, die hier fast in nichts leichter ist als

\*) Mit diesem Worte wird in den Ostseeprovinzen das Einschneien durch ein Sämet oder Stiumwetter benannt.

die der Hyperbörder. Vielmehr hüllen zur großen Bewunderung des Nordländers die Steppenbewohner sich, eben so wie er, sechs Monate lang in Pelze, und der Pelzverbrauch von Odeffa ist sogar nur um ein Weniges geringer als der von Riga. In der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das ganze Jahr hindurch auch hier nicht bei Seite gelegt, ist vielmehr immer noch bis zum Juni bei der Hand und findet im ganzen Frühlinge noch häufige Anwendung. Die Burschen der deutschen Kolonien, welche die löbliche Sitte haben, des Abends nach gethaner Arbeit zusammenzukommen und mit einander zu schwagen oder, in der Mitte des Dorfs sitzend, allerlei hübsche Lieder zu singen, thun dieß selbst im späten Frühlinge nie anders als in lange Schafpelze gehüllt. Auch die Besuche bei ihren Liebchen machen sie mitten im Sommer im Schafpelze ab. In dieser Hinsicht mag für das Klima der Steppen auch noch die Bemerkung charakteristisch sein, daß, während in den Ostseeprovinzen sich die Eingeborenen zweierlei Tuch machen, ein dickes ganzwollenes für den Winter, das sie „Wand“ nennen, und ein dünnes halbwollenes für den Sommer, das sie „Halbwand“ heißen, bei den Bewohnern der Steppe kein solcher allgemeiner Gebrauch zu bemerken ist.

Frägt man nach den Schneemassen, die in den Steppen im Winter fallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten des Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich immer in den Vertiefungen aufhäuft und zwar in der Art, daß hier oft 7 bis 8 Klaftern tief Schnee liegt, während auf der flachen Steppe fast nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen in der Nähe des Pontus durchaus kein Schnee fällt, die dabei auch überhaupt keinen Niederschlag irgend einer Art zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, in welchem die Erde so weich war, wie im Sommer, so daß die Leute graben, ackern und alle Geschäfte auf dem Felde verrichten konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10 bis 12 Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

In einem Lande, das im Ganzen eine so wenig markirte Physiognomie hat, wie das europäische Rußland, ist es natürlich sehr schwer, die Gränzlinie aller physikalischen Zustände und Verhältnisse genau zu ziehen, und so z. B. daher auch hier fast unmöglich, die Gränze der dauernden Schneebahnen zu bestimmen. Doch kann man sagen, daß in der Ukraine die Leute gewöhnlich noch auf eine lange ununterbrochene Schlittensfahrt rechnen und dagegen an der Küste des Pontus die Schneebahn kaum in Anschlag bringen. Eine Linie, über Kremenschug, Selkatherinoslaw von Osten nach Westen gezogen, scheidet ungefähr das südliche Winter-Rußland von dem nördlichen dauernd bereisten Schneelande ab.

Sehen wir auf Kälte, Schnee, Regen u. s. w. der Winter der dreißig letzten Jahre, so stellen sich als die merkwürdigsten folgende heraus:

Der Winter von 180 $\frac{1}{2}$ , der reich an Regen war und so mild, daß das Vieh beständig draußen auf der Steppe blieb.

Der Winter von 180 $\frac{7}{8}$  durch seine vielen Schneestürme und Wjugen.

Die Winter 180 $\frac{3}{4}$ , 1 $\frac{2}{3}$  und 1 $\frac{1}{2}$  durch ihre große Kälte.

Die Winter von 18 $\frac{3}{4}$  und 18 $\frac{3}{4}$  durch ihre trockene schnee- und regenlose Kälte.

Der Winter von 18 $\frac{3}{4}$  durch seine außerordentliche Dauer und Kälte.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai an ihr wahrzunehmen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe im Sommer oft Monate lang kein erfrischendes Tröpfchen Wassers an sich zieht und Meilen weit nicht den geringsten Quell dieser schönen Bodenmilch aus seinem klapperdürren Boden entläßt, strömt nun im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie festigt, verwandelt sich in einen schwarzen schmierigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß auf dem ganzen weiten Gefilde irgendwo sicher hinzusetzen, wo nicht seine Hand ein Plätzchen überbrückt hat. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrath, den die Schneedecke liebevoll verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küsten am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die oben erwähnten Verflözungen der oberen Fruchterbedecke, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehre Ellen dicken Erdschicht bedeckt werden. Man kann sich denken, daß die Zeit der Schneeschmelze sich in diesen Gegenden, wo so große Schneemassen in den Schluchten und Thälern aufgehäuft sind, sehr lange hinzieht, und die durch sie veranlaßte Entwegung nicht so bald abgethan ist. Sie geht auch natürlich in mehreren Tempos vor sich, da der Wasserablauf sehr oft durch wieder eintretenden Frost unterbrochen wird, so daß zuweilen Alles ein paar Tage sich lockert und läuft, als wollte die ganze Erdrinde chaotisch auseinander gehen, während plötzlich wieder Alles stockt, sich stellt und überbrückt, als wäre es

aus Felsen gemacht. Denn vielleicht in keinem Lande mischt sich der Winter so sehr mit dem Frühlinge als hier, und nirgend zieht er sich mit seinen rauhen Tagen so lange mitten unter die Blumen und den warmen Sonnenschein des Mai hinein, was sich leicht aus der oben angedeuteten ungünstigen Nachbarschaft des Landes und seinen weitgehenden Verbindungen mit den nördlichen Gefilden erklärt. Denn wenn der Frühling, auf die südlichen Breitengrade trauend, kaum sein blumiges Zelt zu errichten angefangen hat, so schlägt ihn der Boreas, der am Ural oder Altai seine Truppen sammelte, unerwartet wieder völlig aus dem Felde, wie Batu-Chan sprechend: „So weit die wilden Steppen reichen, ist Alles mein und meinen wieherenden „Kosken.“

Die kleinrussischen Tschumaks (Fuhrleute), die in der That eben keine verweichlichten Menschen sind, nehmen die Länge des Steppenwinters zu sechs Monaten an und lassen den eigentlichen Frühling erst gegen die Mitte Aprils beginnen. Bis dahin herrscht in dieser Zeit der atmosphärischen Kämpfe und Schlachten bald dieser, bald jener Luftherr vor, und es ist schwer zu sagen, wer von allen den sich Tummelnden dominire. Bald naht auf leichten Tänzerfüßen ein freundlich lächelnder Süd und bestreut Alles mit Tulpen, Hyacinthen, Krokus und Schneeglöckchen; bald zieht ein schneeiger Nordost mit wildem Gebrause ihm schnurstracks entgegen und macht all sein Schaffen zu nichts; bald wiederum führt ein gewaltiger Nordwest schwarze Regenwolken heran und wäscht mit ihnen den breiten Rücken der Steppe vom Ural bis zu den Karpathen.

Hat sich durch alle diese Gährungs der Frühling nun endlich hindurch gearbeitet und waren schöne ruhige Tage am Ende Aprils und im Mai sanft niedergestiegen, so kommt dann die angenehmste und erfreulichste Zeit der Steppen, die dann wie eine grüne Dase erscheint zwischen den verbrannten Graswüsten des Sommers und den Schneeflächen des Winters. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut dann ihr Möglichstes in Erzeugung grüner Gräser. Der Himmel lächelt dazu, wenn auch nicht mit dem tiefsten Blau des Südens, doch recht anmuthig und bläulich, und so weit das Auge dringt, begegnen ihm schmeichelnd nur die beiden schönen Farben der Hoffnung und der Treue. Zwischen dem Himmelsgewölbe und dem irdischen Globus bewegen sich spielend wohlgefällige Windgötter, und wem ein rasches Ross beschieden ist, der mag sich daran erfreuen, in diesen Farben und Lüften sich rasch und lebensfroh zu tummeln.

Ich sage, diese Jugendzeit der Steppenkräuter ist die schönste Zeit der Steppe, und es mag das Außergewöhnliche ihres Anblicks dem Fremdlinge Reiz gewähren. Dennoch aber — großer Gott! welch ein mongolischer Frühling ist

so ein Steppenfrühling in Vergleich mit einem deutschen oder französischen! Wie schmückt das Jahr sich dürftig hier, selbst in dieser seiner reichsten Zeit! — Zwar ist Grün eine schöne wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch des Steppenfrühlings Reich. Grün ist nicht nur sein Mantel, grün ist auch sein lockiges Haar, und grün sind seine Wangen und seine Augen. Mit grünem Grase streut er seine Zimmer, ziert er Spiegel, Tisch und Bänke, schmückt er seinen Reisewagen. Seine Feuerung ist Gras, und seine Suppe ist Gras \*). Wie einformig ist dieser Schmuck! — Wie wenig wird hier versteckt, wie wenig die Erwartung durch Borenthalten gereizt, wie sehr werden alle Reize durch ihre offenbare und flache Zutagelegung getödtet. Das Grün entfaltet sich hier immer wieder in großen unabsehbaren Massen und wieder von Neuem in gränzenlosen Flächen, die der Geist doch nicht mit dem Blicke beherrscht, in denen er vielmehr ermattet und wie in ein bodenloses Meer versinkt. Nirgends eine kühne Erhebung, ein hoffnungsvolles Aufstreben zum Himmel. Alles, Alles liegt bleiern und matt darnieder. Da wird die Farbe der Hoffnung fast zur Farbe der Verzweiflung.

Freilich sind die Lüfte angenehm und frisch und der Himmel ist blau, allein die Schönheit des Frühlings besteht doch nicht blos darin. Sie sitzt vielmehr verborgen in den Gebüsch, den Schatten und Lichtparteen der Bäume, in den klaren Augen der fröhlichen Flusnympfen und ihrem musikalischen Gespräche, in den bunt wechselnden Lichtern und Schatten und den lebendigen Düften der Haine. Großer Gott, man denke sich, vom schwarzen Meere bis nach Großrußland, von den Karpathen bis nach Karakorum, der Residenz der mongolischen Kaiser am Fuße des Altai, nicht ein einziger über Kieseln freundlich rieselnder Bach, von den Ungarnländern bis zu den hochgebauten Thronen der tscherkessischen Räuberfürsten nicht ein einziger wollustathmender Hain! Fülle, Reichthum, Ueppigkeit, ach! welch' unbekante Göttinnen auf den Steppen, die so erstaunlich reich an Gras und Kräutern sind, daß sie in jeder anderen Hinsicht bettelarm erscheinen. Lange Tage und Nächte mag man auf schlüchtigen Rossen reiten, hundert und aberhundert Meilen weit, und nirgends ist ein kräftiger Pinselstrich in dem Gemälde der Landschaft. Ewig führt die grünende Hoffnung vor und vor und täuscht beständig die Erwartung.

Im Frühlings-Anhauche winkende Tulpenfelder, wird man denken, ist das nicht Fülle? Hyacinthenbeete, so voll von Blüthen, wie sie alle Beete Bataviens von Cäsar's Zeiten her nicht trugen, ist das nicht Reichthum? Natürliche Reseda-Anpflanzungen, so groß wie ein Duzend Wörtiger Gärten, und alle die vielen anderen durch einander blühenden Kräutet, von denen man liebt,

\*) Wir deuteten schon oben an, wie mannfach das Gras in das Leben und Treiben der Steppenbewohner eingreift.

sollten die nicht ganze Wälder aufwiegen? Es ist wahr, diese Dinge sind nicht ganz ohne Reiz, jedoch von weit höherem in der Idee und Ferne als in der Wirklichkeit und Nähe. Man muß die Hyacinthen der Steppe sich nicht zu schön denken. Sie verhalten sich mit ihren meist gelblichen Locken an krüppeligen Stengeln zur edlen Hyacinthe der Haarlemer Blumisten, wie die wilde Steppendornbirne zu einem Beurre-blanc aus den Gärten der Normandie. Die Reseda gilt fast nichts, da sie erst unter der Hand der pflegenden Kunst in unseren Gärten diesen duftreichen Hauch gewinnt. Die buntfarbigen Tulpen allerdings müssen wir dem Bewunderer der Frühlingssteppe lassen, und wer es vermag, die Tulpenkelche als schäumende Becher der Freude zu gebrauchen, der freilich wird dann in ihr Wonne und Entzücken genug sprudeln finden, und mit Mongolen oder Tataren einmal einen Frühlingsfeldzug in der Steppe zu machen, kann allerdings seine Reize haben. Aber blos mit Nomaden; denn mit Ackerbauern in der Steppe zu wohnen, das ist selbst im lebendigen Frühlinge unerträglich, und es ist unbegreiflich, wie ein Mensch auf den Einfall gekommen ist, sich in der Steppe ackerbauend anzusiedeln, deren ganzer Charakter gegen diesen Mißbrauch schreit, deren ganzes Geseß Bewegung ist, deren Boden die tief wurzelnden Pflanzen verabscheut und die bewegliche Viehzucht begünstigt, deren Winde Alles auf weite Strecken im Sturme fortführen und deren Fläche Alles zu flüchtigem Laufen einladet.

Der Hauptschmuck der Steppe, ihr grüner Mantel, ist, in der Nähe zu sehen, äußerst grob gewebt. Nur von der Höhe des Kalefshensizes herab findet man diese Blumen schön. Wenn man aber sich ihnen freundlich naht, so muß man über das harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja hätte man Alpenwiesen, oder auch nur den Rasen des Schwarz- oder Odenwaldes, oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Allein an dergleichen darf man in den Steppen nicht denken, wo die Kräuter alle groß, grob und strunkig sind und dabei sehr locker und undicht zusammenstehen. In den ganzen großen Steppenlandschaften ist nirgends auch nur ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit dem Gotte des Schlafes opfern könnte. Ja es ist nicht einmal eine Rasenbank aus diesem Nomadenrasen zu machen, und so lange hier Gras aufschießt, hat eine solche auch noch nie in den Steppen existirt\*). In der Betrachtung der Vegetation werden wir diesen Steppenteppich und seine groben Stickerereien noch näher untersuchen.

Eine lobenswerthe Seite haben noch die Frühlinge in den Steppen, die besonders dem Landmanne erfreulich und wohlthätig ist. Das ist der Mangel an Nachtfrosten, die hier völlig unbekannt sind. Wenn die Nächte auch kälter

\*) Wo sich unsere Bauern Rasenbänke machen, formen die Steppenbewohner Sibe aus ihrer schwarzen, nach der Abtroctnung sehr festen Erde.

sind als die Tage, so bleibt es doch nur bei einem besonders in den Thälern kalten Thau, während auf der hohen Steppe selbst des Nachts eine ziemlich warme Temperatur herrscht.

Gewitter beginnen schon im April sich zu zeigen, und oft wettet es den ganzen Mai hindurch. Natürlich sind dieß aber nur lahme elektrische Entladungen. Jupiter zerschmettert hier weder Bäume, noch Felsen, deren es keine giebt. Auch rollen seine Donner nur matt, da die Echo, die ihm sonst überall den Schrecken seiner Rede vermehren hilft, in den Steppen nirgends wohnt. Anhaltend, d. h. über einem und demselben Erdflecke, sind die Gewitter fast nie und verpuffen bald ihr Bißchen Elektrizität in äußerst schnell auf einander folgenden Entbindungen \*). So lange diese Frühlingsgewitter noch aufsteigen und ihren Segen dem Lande nicht vorenthalten, so lange giebt es auch noch Thau in den Nächten, und erst in der Mitte des Junis hören die Thäue mit den Niederschlägen auf.

Wenn der Frühling in den Steppen schon so wenig Vergnügen und Wonne brachte, wie will der Sommer Behagen und Zufriedenheit gewähren, wo die letzte Spur der Frühlingssreize von dem harten Steppen-Apollo unbarmherzig verwischt und verbleicht wird. Die Gewitter des Aprils und Mairs ziehen sich noch in den Juni hinein, lassen aber immer weniger von ihrem segensreichen Raß dem Lande zu Theil werden. Häufig ist schon der ganze Juni ohne Regen und Thau, und im Juli endlich löst sich alle Feuchtigkeit, die sich irgendwo zusammenzieht, entweder wieder in klares und flüchtiges Gas auf, oder sie weicht im Norden der Steppe seitwärts zu den waldigen Karpathen-Vorlanden, nach Podolien und der Ukraine hin aus, oder endlich, sie zieht sich im Süden in's Meer hinab. Der Boden der Steppe ist dann erzhigt und klast gesprungen überall, vergebens nach Regenlabung schreiend. Sein lechzender Athmen wallt heiß zum Himmel auf. Jupiter aber, statt diesen warmen Bitten Gehör zu geben, schnürt alle Schläuche fest und schützt am Ende, der armen Steppen lachend, alle Tropfen seinem Bruder Neptun in den Schooß. Merkwürdig ist es, daß in diesen Juliwolken und Juligewittern, die keinen Tropfen entschlüpfen lassen, nichtsdestoweniger beständig Entladungen der elektrischen Materie stattfinden, und ein fortwährendes

\*) Ueber die Hauptsitze des Aufsteigens und der Entwicklung der Elektrizität hat man natürlich noch keine genügende Nachrichten. Doch machten wir bei Odeffa im Maimonate 1838 die Bemerkung, daß von 18 Gewittern 16 regelmäßig und ganz auf dieselbe Weise, aus Südwest über das Land her immer an der Meeresküste hinaufschreitend, sich über die Steppe nach Odeffa heranschleppten, und die Umwohner an der Dniestr-Mündung u. s. w. versicherten, daß dieß im Frühlinge die beständige Richtung der aufsteigenden Gewitter sei. Vielleicht, daß die besarabischen Salzseen, oder das Donau-Delta die Kessel sind, aus denen sie empordampfen.

Donnern und Blitzen über den Köpfen, ohne daß doch den Menschen und Thieren ihr Schreck vergütet würde.

Die Sonne geht in dieser heißen Zeit meistens feuerroth auf und eben so unter, und um Mittag wölbt sich ein bleicher Himmel über dem Lande; denn die starken Ausdünstungen aller Dinge, der Meere, der Thäler, der Thier- und Pflanzenwelt, der Limans, der Flüsse, welche letztere vertrocknend oft ganz zum Himmel aufsteigen, schwellt immer die Luft mit wässerigen Dünsten, welche die Hitze aber nicht zum Niederschlage kommen läßt, sondern schwebend in der Luft erhält. Die Hitze wäre wohl an und für sich nicht so unerträglich und wird es nur mehr durch ihre Dauer. Nie wird sie durch einen kleinen Zwischenact von Kühlung unterbrochen. Die Gestaltung der Erdoberfläche gewährt nirgends einen schattigen Ort, und Gaa giebt Alles den unbarmherzigen Pfeilen Apollo's preis, denen nichts entrinnt. Es ist dieß eine Zeit großer Leiden alles Lebendigen auf der Steppe. Die zarten Pflanzenkeime sinken zusammen und verdorren. Die Steppe verliert die Frische ihres Frühlingsgrüns, wird dunkler, braun und fast völlig schwarz, als hätte Alles ein zehrender Brand versengt, Menschen und Thiere magern ab. Die Herden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Mai so voll und muthig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der armen Chacholls \*), die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht einen langsamen Schritt. Die Wasserseiche schmelzen zusammen, die Brunnen versiegen, die Quellen stocken, und da, wo noch im Frühlinge Wellen schlugen, staubt jetzt der Boden. Das Wasser steigt immer höher im Preise. Man raubt und stiehlt es, und es werden Wachen an die etwa noch ergiebigen Brunnen gestellt, um das kostbare Raß nur dem rechtmäßigen Eigenthümer zufließen zu lassen.

Wenn die Steppe im Frühlinge nur wenig reizend war, so erscheint sie nun erschrecklich. Gefühllos sieht die grausame Mutter Tausende von Wesen, die aus ihrem Schooße hervorgingen, dulden und verkommen und hat in ihrem lieblosen Sinne nicht ein einziges Mittel bereit, ihre Qualen zu mildern, spottet sogar noch der Schmerzen, die sie ihnen selber schuf, und spiegelt ihnen die schönsten Sammlungen des herrlichen Elementes vor, das alle Schmerzen ersäufen könnte und nach dem Alle sehnfüchtig schreien.

Es ist freilich nicht alle Jahre so arg; denn wenn auch im Juli und August wohl selten je Regen fällt, so giebt es doch viele Jahre, in denen der Frühling und Winter feucht waren und wenigstens die unterirdischen Behälter mit Wasser füllten. Zu den trockensten Jahren aber, auf welche das Gesagte

\*) Spitzname der Steppenbewohner, den die Großrussen ihnen gaben.

buchstäblich paßt, gehören aus der letzten Zeit die von 1822, 1823 und 1824, die daher auch der Reihe nach Dürst- und Hungerjahre waren, alsdann 1826, 1827, 1830, 1831, 1833, 1835, — zu den feuchtesten Sommern die beiden letzten von 1837 und 1838.

Von der Trockeniß des Jahres 1833 machte mir ein Augenzeuge folgende Schilderung: Es fiel in diesem Jahre schon im Mai der letzte Regen, und seitdem verstopften sich alle himmlischen Quellen, und es versiegten daher auch mehr und mehr die irdischen. Die Steppe bot den ganzen Sommer über den Anblick eines unabsehbar schwarzen wüsten Feldes, in dem nicht die geringste grüne Nase das Auge erlabte. Die Windgötter lagen mit gelöster Muskelkraft auf den öden Gefilden, und es regte sich nicht das geringste Lüfchen. Auch die Nächte selbst blieben schwül und dumpf, und wenn Mattigkeit Alles beschlich, so ruhte doch nichts in erquicklichem Schlummer. Was sich regte, hüllte sogleich ein dicker schwarzer Staub ein — und kaum die Vögel erhoben sich in ungetrübte Lüfte. Kümmerlich und leidend standen alle Pflanzen, auch die, welche Menschenhand pflegte. Der sonst von seinem nahehaften Reichthume so hoch schwankende Weizen hatte krumme, kleine, rostige, unnatürlich rothe Halme, die mit ihren leeren Strohköpfen kaum aus den Furchen hervorragten. Der Hunger und Dürst der großen Pferdeherden, die vergebens den Boden ihrer harten Mutter Erde aufscharrten, stieg auf's Höchste. Selbst die härtesten Menschen erbarmten sich ihres leidenden Viehes, und wo sie nur noch ein erträgliches Kornfeld hatten, trieben sie die hungrigen Herden hinein und ließen das Vieh das Brod ihrer eigenen Kinder weiden. Wo sich noch ein Quell thätig zeigte, da wurden ihm Schloß und Ketten geschmiedet und die Brunnen verschlossen, verriegelt und bewacht. Aber die Durstigen erbrachen die Riegel und vertrieben die Wachen, und die Staatsgewalt mußte sich in's Mittel legen, um Streit und Krieg zu verhüten. Handel und Verkehr stockten, und man wagte in den Nachbarländern nicht, Versendungen durch die Steppen zu machen, gleichsam als ginge es durch die Wüste Sahara. Viele Tabunen lösten sich völlig auf, indem die Pferde rebellirten und davon liefen, um Wasser zu suchen. Ueberall sah man lose Pferde mit ausgestrecktem Halse, die aufmerksamen Rüstern vorgestreckt, in den Thälern aufwärts laufen, um einen Trunk Labung für ihr Durstfeuer zu erspähen.

In vieler Hinsicht ist in dieser heißen Zeit die Steppe noch weit härter als die Sahara und die Planos. Denn ihre Hülfquellen versiegen noch weit mehr als in jenen unwirthlichen Gegenden, bis zum letzten Reste. Die Wüsten Afrika's schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Dasingewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur im ungenießbaren

Grase fließen, ohne auch nur etwas mehr zu erzeugen als hier und da Schilf. Die dickhäutigen Pflanzen der Wüste, welche die Säfte lange in sich halten und trotz glühenden Sandes und sengender Gluth frische Blüthen bilden, fehlen ganz in der Steppe, die Aloës, die Cactus, in welche, wie in Südamerika, ein durstiges Thier beißen könnte, um seine Lippen zu nagen.

Zu Ende des Juli und August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende dieses Monats schon wieder merklich bergab. Dann stellen sich wieder starke Nachtthau ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunst-Atmosphäre klärt sich allmählig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbst hinüber. Wenn entschieden jenseits der höchsten Sonnenhöhe der Mai der angenehmste Punct war, so ist es nun diesseits eben so entschieden der September. Die Lüfte werden dann äußerst sanft und mild. Zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem mit nachsprießendem Grase. Alles, Pflanze, Thier und Mensch, erholt sich wieder, und wenn Darius nur den regenlosen Juli überstanden gehabt hätte, so hätte er sich im September wieder leicht halten und seine Winterquartiere bauen lassen können. Könnte der Mensch auf Wolken schweben und in Lüften leben, so müßte der Steppenherbst so schön für ihn sein wie sonst irgend einer. Denn der Himmel, zu dem er, von dem Graubraun der Steppe angewidert, im Sommer vergebens seine Trost suchenden Augen aufschlug, bietet im September wieder wie im Mai viel schönes Blau, mit Gold und Silber durchwirkt. Die Nebel, welche im Sommer gestaltlos in den Lüften hängen, gewinnen Form und bauen am Himmelsfirmamente die Gebirge und Gipfel, die Festungen und Thürme, die auf der Steppe unten fehlen, und zeichnen über diesem grünen unbemalten Tuche ein Gemälde, das den Gestalten suchenden Blick erfreut und die nach Beschäftigung durstende Phantasie mächtig erquickt. Die Sonne stirbt dann fast alle Abende mit dem lieblichsten Angesichte und treibt ihre Kofse heim durch die schönsten Thorgänge, welche die Luftgeister ihr bauten. Mit purpurnen Gehängen ist der Himmel überall umsäumt, und jedem Wölkchen sendet sie, Abschied nehmend, noch einen Kuß von Rosenlippen zu. O wie bettelarm ist alle unsere Wolken- theorie in Vergleich mit dem Formenreichtume eines einzigen Herbstabend- Himmels in den Steppen! Auf der einen Seite sinkt die Sonne heiter und zufrieden hinab in ihren Gluthempel, an dem mehr Pracht der Farben verschwendet ist, als alle Maler je auf ihren Paletten geführt. Ihr gegenüber auf dem Meere lastet ein schweres Gewitter, dessen Rand rund umher mit Purpur besäumt ist, innerhalb dieses Saums aber ein schwarzes Getümmel kaum zu bändigender Wolkengeister umfängt. Die untersten Wolken hängen

dicht auf's Meer hinab und haben durch einen schwer zu deutenden Lichteffect eine bleiche weißgraue Farbe, gleichsam als lägen Erbkönigs Gefellen lauierend auf der Woge. Wieder in anderen Regionen des himmlischen Reichs tändelt luftigeres Wolkenvolk in seinen eigenen Kreisen, als lache nicht die Sonne und drohe nicht das Gewitter, großes und kleines, altes und junges, in zauberische Gewänder gehüllt. Nicht weit von diesem geselligen Haufen wandelt einsam eine versprengte Wolke auf blauem Gefilde. Näher zur Sonne hin wird Alles heller und brennender, und doch ist's keine blendende Gluth, vielmehr Alles faßlich und genießbar. Nach Norden hin liegt ein hoch gekuppeltes schönes Waldgebirge, aus Nebel gebaut, mit vielen über einander emporsteigenden Spitzen und Höhen, mit Thälern und Flächen untermischt, Alles ganz deutlich und klar gezeichnet, in's Einzelne ausgeführte herrliche Baumpartieen und felsentrönende Burgen, und über den Berggipfeln auch Wolken, welche sie mit ihrem lustigen Schaume umgeben. Welch ein Reichthum von Licht und Schatten, dort schwarz, hier blau, — dort roth, hier gelb, — Silber, Gold, Krystall und Perlenschmelz überall! Leben und Thätigkeit, Phantasie und Gedanke das ganze Firmament, das hier in der Steppe alle schöne Landschaft zu sich hinaufgezogen und der Erde nichts gelassen zu haben scheint. — Gewiß sind hier in der Steppe, wo der Himmel oft so reich ist, daß stets die Augen zu ihm fliegen, vom Vater den Trost suchend, den die Mutter versagt, die Meteorologie und Astronomie zuerst erfunden worden, aber unbegreiflich ist es, daß sie noch jetzt hier nicht besser gedeihen, da es hier doch kaum eine andere Aussicht giebt als die in die Perspective der Wolken und Sterne.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der October, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder völlig Skythe und Wüstenbarbar. Trübe verhängt er sein finsternes Angesicht und ist an Nebeln und Regen reich. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne des Altweibersommers ihr zartes Gewebe in die Luft hinaus hängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Biolet der hinsterbenden Wälder. Das Ende Octobers mischt sich schon wieder völlig in das Graus und Braus der Wjugen und Samets und vermischt sich brüderlich mit dem ihm auf dem Fuße folgenden Winter. Der Steppen-November ist fast völlig schon als Wintermonat zu betrachten und führt Lufteignisse herbei, gegen die ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer erscheinen könnte.

So also ungefähr spiette sich seit den Kriegen der östlichen Perserkönige mit den westlichen Hellenenstämmen bis auf den heutigen Tag der Reigen der Jahreszeiten in den Steppen beständig ab. Aus einem langen, rauhen, stür-

mischen, meistens sehr kalten, gewöhnlich nicht sehr schneereichen Winter führen die stets bemäntelten und bepelzten Horen das Jahr durch die schmutzige Zeit der Schneeschmelze, welche Karl's XII. Stulpenstiefeln und Kanonen mit einem zähen dicken Kothe incrustirte, in einen milden, jedoch genußarmen Frühling ein, der nur nomadisch-mongolische Kehlen zum Anstimmen von Frühlingsliedern begeistern kann, und der die Petschenegen und Tataren zur Erhebung ihres blutigen Paniers und zum Beginn ihrer Raubfeldzüge auf frischen und fetten Pferden reizte, — bis er unter matten Gewittern zu einem heißen Sommer vertrocknet, in welchem die Heeresmacht des Persers Darius gelähmt und gebrochen wurde, der den brennenden Boden und den sengenden Himmel der Sommersteppe flüchtigen Fußes mied, ohne den frischen kühlen Herbst abzuwarten, der dann durch einige reizende Wolkenbilder mit raschen Sprüngen der langen Winternacht zueilt.

## III.

## V e g e t a t i o n .

„Sie haben keine Sprache, noch Rede; aber  
 „sie schaffen Zungen und Herzen, durch  
 „die sie fühlen und sprechen.“

Obgleich die Malorossianen allerdings durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch auch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabutschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter und in vielen anderen Chargen im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Gesichte wie auf seinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kazappen \*) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner diesjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf unterhielten wir uns von Diesem und Jenem, und endlich, als ich nichts mehr zu erkunden wußte, fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte ich mir hier gefallen? Was kann hier ge-  
 „fallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unser Russija? Rus-  
 „sija? \*\*) Wie sollte es nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: „Wie so denn?“ — „D in Russija, Herr, da ist von Jeglichem jedes, und  
 „hier ist ja — von Allem nichts. In Russija ist das Brod besser, die Häuser  
 „besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und  
 „alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg, Thal, Wald und Wiese, Brunnen,  
 „Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und Alles ist so schön!“ Ich sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre,

\*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

\*\*) Russija ist das Moskowitenland, der innere Kern von Großrußland.

und er fuhr in der allen Ruffen so eigenen, so bilderreichen, so lebendigen und mimischen Beredsamkeit \*) fort: „Im Lande fließen große, schöne Ströme, „und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die „Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen „und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen die Vögel „von jeglicher Art, der eine so, der andere so.“ (Er pffiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft von „Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie „nahe ist dir das Alles! Siehe, hier ist deine Hausthüre, — du machst sie „auf, — trittst heraus, und da bist Du gleich mitten im schönen Walde\*\*).“ (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre. Er aber schritt einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welche herrliche Musik im Walde,“ sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen „des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her, „Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe, wilde Himbeeren, Brom- und „Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als Du nur wünschen magst. „Du kannst Dich niederlegen, wo du nur willst, rund um Dich herum pflücken, „ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen.“ Dabei warf er sich gar in's Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch noch gegessen, um mir zu zeigen, wie süß und schön die russischen Beeren den Hals hinuntergehen. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von „allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine „mit. Gras und Heu ist noch das Einzige in diesem Lande, überall Gras und „nichts als Gras. Und auch selbst dieß Einzige, was sie haben, wie schlecht „ist es! Holzig, struppig, und den größten Theil des Jahres saftlos und „vertrocknet. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch, bis zu meinem Barte, „und was für Gras, grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick.“ (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unser Moskwa, die „vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von Jeglichem

\*) Die natürliche Beredsamkeit der Ruffen ist ohne Zweifel viel größer als die irgend eines anderen europäischen Volkes, und ihre Mimik dabei weit angenehmer und verständlicher als z. B. die der Italiener, die weit mehr für einen Fremden unverständliche Fragen dabei schneiden.

\*\*) Die Großruffen folgten in ihrer Verbreitung überall den Wäldern, die Kleineruffen den Steppen.

„jedes. Und sagt mir, was ist hier? O! Ruffija wäre gewiß das beste und erste Land, wenn uur Eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben.“ (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen statt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien \*), bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Ueberall Gras, Schilf und Gestrüppe; die Sonne brennt uns auf den Kopf, und das Land giebt uns nicht einen Baum zum Schatten. Wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, so haben wir nicht einen Hügel zum Hinterstehen, und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen.“

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbaue dieses Steppenplateau's so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasstrefker bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen unmittelbar genießbare, oder für seine Hauswirthschaft wesentlich nützliche Pflanzen, nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsche statt der Fruchtbäume, für's Vieh dagegen so unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung der Pflanzen zum Viehe hernimmt. „Trawa“ und „Burian“ sind die beiden großen Klassen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüsten classificirt, und wahrscheinlich von jeher classificirte. Trawa heißt Rasen, und sie verstehen darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann und wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian verstehen sie alle die struppigen, strunkigen, hochausschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen und saftlosen Gewebes nicht frißt.

Nehmen wir zu diesen beiden Klassen noch die einzelnen Büschchen und Bäumchen, von denen man aber ihrer Seltenheit wegen fast nie reden hört, und alsdann das in den feuchten Flußthälern weit verbreitete Schilf und machen aus Diesem wie aus Jenem eine eigene Abtheilung, so können wir bei einer Charakteristik der Vegetation der Steppen die sehr bequeme Eintheilung in folgende vier Classen zum Grunde legen:

\*\*) „Gulaien,“ ein von den russischen Deutschen germanisirtes Wort, von gulatz, das so viel bedeutet, als müßig und scherzend einherwandeln.

- 1) Bäume und Gebüſche.
- 2) Schilfrohr (ruſſiſch Kamuiſch).
- 3) Geſtrüpp (Burian).
- 4) Gräſer (Trawa).

### 1. Bäume und Gebüſche.

Wenn man von den hohen Fichten des oberen Dniepr und des Prypecz ausgeht, deren Gipfel die Rigenſer Kaufleute bewimpeln, und welche ſie, ſie ihrem vaterländiſchen Feſtlandboden entreißend, wie hohe Thürme auf der Meeresoberfläche ſchwankende Wurzeln ſchlagen laſſen, — von den ſchwärzlichen Waldungen Wolhyniens, in denen ſeit Jahrtausenden eine ununterbrochene Nacht dämmerte, und durch deren hochgeborene Zweige ein beſtändiges Geſtüſter rauscht, in denen die Luchſe und Eichhörnchen auf ſchwanken Brücken fröhlich wandern, wo in der Morgendämmerung der eitle Auerhahn ſich ſingend ſeiner Schönheit freut, während die Bären und Auerochſen unter ihnen in wilden Kämpfen ihre Unabhängigkeit genießen, und das ſcheue Elen ſein geliebtes Junge eilenden Schrittes vor den hungrigen Wölfen über den Sumpf hin rettet, — im Weſten von den herrlichen Edeltannen der Karpathen, unter deren grünen Dächern die Polen zu ſo vielen reizenden Kapellen und berühmten Kirchen pilgern, und an deren weißen Stämmen die Huzzulen, Ruſſen, Goralen und andere karpathiſche Völkerſtämme ihre geſchickten Weile üben, — und im Oſten von den Laubbäumen Ruſſija's, die den Moskowiter mit ihrem Vögelgeſange, ihren Schatten und ihrer unendlichen Beerenfülle entzücken, — und durch das laubige Kleiruſſland und die buſchige Ukraine zu den ſtrauchigen Steppen und endlich an die völlig kahlen Küſten des Pontus Eurinus hinabſteigt, — ſo findet man eine allmächtige Abnahme der Belaubung des Landes, welche ſowohl in Bezug auf die ſich mindernde Höhe der Bäume, als auch in Bezug auf die abnehmende Größe der von ihnen gebildeten Geſellſchaften, der Wälder und Haine, auf eine höchſt merkwürdige Weiſe der Verringerung derſelben Verhältniſſe in der entgegengeſetzten Linie von dem mittleren Ruſſland aus nach Norden hin durch die baltiſchen Provinzen und das Land der finnischen Suoma-laima (Sumpfleute) zu den Lappen und den Ufern des arktiſchen Oceans hin entſpricht.

In Wolhynien, dem alten Poleſien, im Minskiſchen, und in Weiß-Ruſſland treiben die Bodensäfte mit einer Kraft aufwärts, die ſelbſt in der Höhe von hundert Fuß noch mächtige Wirkungen äußert, wunderbare Baumkuppen formirt und kräftiges Holzwerk zu Stande bringt. Im Lande der edlen Schwerritter nimmt dieſer Trieb ſchon merklich ab. In Livland liefern die Fichtenwälder keine Maſten mehr, und die elegante, aber niedrige Birke,

ringt mit dem hochstrebenden Nadelgehölze um die Herrschaft des Bodens, die sie in Finnland, wo sie die Seen bekränzt und in allen Sümpfen wandelt, allein behauptet, bis sie bei den Lappen sich unter der Gewalt des Boreas krümmt, und dort ihr edler, schlanker, jungfräulicher Wuchs zu niedrigem Gestrüppe verkrüppelt und mit dem gemeinen Wachholder sich verschwifert, mit dem sie gemeinschaftlich weite Felder überzieht, bis dann endlich auch diese schwachen Laubreste vom ewigen Schnee und Eise aus dem Felde geschlagen werden, und Alles zu schleichenden Flechten und Moosen herabkriecht.

Eben so steigt die Vegetation von jenen mittleren Hochwäldern nach Süden hin vom Hohen zum Niederen herab, zunächst zu den schon bedeutend niedrigeren Nadelgehölzen des Tschernigow'schen und Kiew'schen Gouvernements, alsdann zu den Laubwäldern und niedrigen Laubgebüschern Podoliens, des südlichen Kleinrußlands und der Ukraine und endlich zu den „Derrinas“ (Dorngebüschchen) und den völlig laublosen Grasfeldern der neurussischen Steppen.

Während in Polesien Wälder, wie der Bialowieser, vorkommen, die 6 bis 7 Meilen weit in allen Richtungen ununterbrochen Baum an Baum zeigen, hat Kiew und Tschernigow nur wenige Waldungen, die groß genug sind, um das Elen zu nähren, und die größten Baumgesellschaften haben hier nur noch zwei Meilen im Durchmesser. In der Ukraine, in Podolien und im südlichen Kleinrußland sind freilich auch noch herrliche Waldungen, die schönsten Eichen, Buchen, Ahorne, Erlen, Pappeln, Weiden, Linden (selten Birken), aber theils fehlen nicht nur völlig die hohen Nadelhölzer, sondern es ziehen sich auch bereits so weite, kahle Flächen unter die Wälder, daß die letzteren schon groß genannt werden, wenn sie nur 3 bis 4 Werste im Durchmesser haben. Dabei mischt sich eine Menge von niedrigen Baumgattungen ein, namentlich der wilden Obstbäume, die hier ebenfalls eine Menge kleiner, niedriger Waldungen bilden. Auch zeigen sich weiter nach Süden die meisten dieser Gewächse mehr als Büsche, bei denen ein eigener Stamm verschwindet. Nicht nur Erlen, Weiden, Haselnüsse, sondern auch Birn-, Apfel- und Kirschbäume, zuletzt selbst Eichen, Linden und Buchen zeigen sich in jenen Gegenden gewöhnlich niedrig und vielstämmig in weit ausgedehnten Gebüschern, und man könnte die südliche Ukraine und das südliche Kleinrußland als wahre Buschländer bezeichnen. Noch weiter nach Süden dehnen sich dann die Steppen in immer größeren, ununterbrochenen Strichen aus, und die Wäldchen und Gebüsche liegen nur noch wie Dasen in der Wüste, wie kleine, eingesprenkelte Punkte, oder wie schmale, am Ufer der Flüsse sich hinziehende Linien da, bis denn am Ende auch diese schwachen Schattirungen fast ganz unmerkbar werden, da die Büsche zu Dornesträuch und die Wälder zu einzelnen

meilenweit auseinander stehenden Baumkrüppeln zerschmelzen, die aber für den Betrachter durch ihre Seltenheit nur um so interessanter werden.

Die Büsche und Bäume in den südlichen Gegenden, wo man die Steppe als völlig herrschend annehmen kann, reduciren sich auf einige wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüschen, wilden Birn- und Aepfelbäumen und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten, deren Individuenanzahl aber so äußerst gering ist, daß man das Holz von 10 Quadratmeilen zusammenschmelzen müßte, um ein paar ordentliche Eichbäume daraus gießen zu können. Außer den genannten dürftigen und traurigen Laubträgern giebt es dann in der ganzen Natur kein einziges Gewächs, welches einem Baume oder Busche ähnlich sähe.

Die Steppenflüsse, zu denen wir dann nicht die großen Ströme, den Dniestr, Dniepr, Bug, und Don rechnen können, die große Länder verschiedener Art durchschreiten, vielfache Samereien herbeiführen, mancherlei Erdarten in ihren Rinne n mischen und, sich große Thäler bildend, die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarschaft verwandeln und deren Einfluß besiegen, zu denen wir vielmehr nur die Nebenflüsse dieser großen Ströme und solche kleinere Flüsse rechnen, die ihren Lauf ganz in der Steppe verfolgen, — diese Steppenflüsse sind also durchaus nicht von so wohlthätigem und zauberischem Einflusse auf die Steppenwüste umher, wie die Flüsse Arabiens und der Sahara auf die Sandwüste zu ihren Seiten. Der Jordan, der Drontes, welche den Steppenflüssen Ingul, Ingules und Kujalnik an Größe entsprechen mögen, schaffen immer an ihren Ufern ein kleines Paradies mitten in der Wüste, so daß ihre Thäler, so weit des Wassers heilbringender Einfluß reicht, überall voll reizender Haine und wundervollen Pflanzentwuchses sind. Ja jede kleine zu Tage springende Quelle des verehrten und heilig gehaltenen Wassers schafft dort sogleich eine entzückende Oasis. Es ist das natürlich, denn der einzige Grund, warum jene Länder wüste erscheinen, ist der Mangel an Wasser, dessen Auftreten daher, wie das eines mächtigen Zaubers, sogleich jene Wunder wirkt.

In den Steppen ist es ganz anders. Sie leiden an sehr componirten Gebrechen. Sowohl die ununterbrochene Einförmigkeit ihrer Oberfläche, die sie allen Rauigkeiten des Klimas vollkommen preisgiebt, als auch die unvortheilhafte Lagerung ihrer Schichten, bei denen gleich unter der oberen fruchtbaren Erdschicht gewöhnlich eine sterile Kalkschicht folgt, deren schädliche Einflüsse nur durch eine — hier aber ganz unmögliche — Mischung mit anderen Erdarten zu neutralisiren wäre, sind hauptsächlich die unheilbaren Nachtheile, denen beständig ihre hier und da von der Natur wie von Menschen versuchte Bebaumung hinsterbend unterliegt. Es reicht daher auch die Erscheinung des Wassers allein nicht hin, um in ihnen jene Waldparadiese

hervorzurufen. Neben Neptun und seinen Okeaniden müßte auch Vulcan mit seinen Cyclopen die Steppen durchfurchen, um sie hier und da ihres Wüsten-Charakters zu berauben.

Daher erklären sich denn der traurige Anblick und die geringe Wirksamkeit jener Flüsse, Bäche und Quellen der Steppen. Sie erzeugen durchaus nichts an ihren Ufern, nicht einmal Weidengebüsch, geschweige denn Wälder und Haine von anderen Bäumen. Sie fließen, durchaus alles Schmuckes und aller Reize bar, mit grauem, schmutzigem Wasser im Grabe fort oder liegen im Sommer, schmachkend und selber durstend, geschweige Anderer Durst stillend, wie gescheiterte Fische im Rasen und Schilfe darnieder. Auch die Quellen, die hier und da zu Tage springen, kommen ohne alles schöne Gewand aus dem kahlen Boden hervor, und der einzige Einfluß, den sie auf ihre Umgebung offenbaren, ist Erzeugung von Schilf und von einem etwas erhöhten Graswuchse. Wo hier und da Weidengebüsch an den Flüssen vorkommt, ist es immer mühsam gepflanzt durch menschliche Kunst, deren Wirksamkeit wir hier natürlich von unserer Betrachtung ganz ausschließen, wo wir nur von Dem sprechen, was die Natur in Bebaumung des Landes that.

Die wilden Obstbäume sind von allen den Bäumen, die an den Grenzen der Steppe, in der Ukraine u. s. w. noch in großen Waldungen vorkommen, die einzigen, welche sich in die Steppe hinausgewagt und überall bis zum schwarzen Meere hin ihre Vorläufer, Plänkler und verlorenen Posten vorgeschoben haben. Gewöhnlich stehen sie ganz einzeln, zuweilen aber auch zwei und selten drei beisammen. Wie wunderbar und unerklärlich ist das Alles? Warum sind nur gerade die wilden Obstbäume diese Kühnen? Und warum, wenn einer oder zwei beisammen ausdauereten, konnten es nicht auch viele? Und warum bilden die einzelnen, ihren Samen rundum sich her verstreugend, nicht auch Waldungen, wie im Norden? Und wie und auf welche Weise verbreiten sich diese einzelnen und ersetzen wieder ihre ausgestorbene Mannschaft? Wenn doch ein Botaniker einmal diese Fragen recht deutlich auseinanderlegen wollte!

Freilich sind diese Obstbäume, die überdies noch immer dann und wann in meilenweiten Entfernungen vorkommen, nichts weniger als schön. Vielmehr gewähren sie, großer Himmel, ach! welches erschreckende Bild betrübtester Einsamkeit, diese von Gott und aller Welt verlassenen, von gewaltig und üppig hervorsprossenden, Alles beherrschenden Gramineen und Synantheren umgebenen und überwältigten, dürftig belaubten Birnbaumkrüppel! Ein solcher Steppen-Obstbaum hat selten Laub genug, um sich selber Schatten geben zu können, vielweniger kann er einem Erbhäschen, geschweige denn einem Menschen gewähren. Wie ein Bettler steht er da, der nur Fetzen eines Laub-

mantels um sein Gebein schlägt, und krumm, wie ein Zwerggreis gebogen, wagt er kaum, seine häßliche Gestalt vom Boden zu erheben, um möglichst seine Garstigkeit noch zu verhüllen. Die tiefste Melancholie ergreift den Betrachter eines so verstoßenen Pflanzenwesens. Es ist, als wenn man ein Nachtlämpchen mitten im dunkeln Weltraume fände.

Im Frühlinge erzeugt dieser Bettlerkönig der Steppenzwergbäume, der Schlehdornen und Brombeersträucher, — denn die Krone muß man dem wilden Obstbaume doch immer zugestehen, als dem höchsten unter seinen Brüdern — einige spärliche Blüthen, und im Herbst zeitigt er unter Mühe und Noth einige kümmerliche Früchte, welche die Umwohner einsammeln und trocknen. Die Kosacken, die in der Nähe von solchen Bäumen wohnen, gehen zu ihnen hin und puzen sie aus, schlagen das faule Holz weg und pflegen sie des dürftigen Lohnes jener Früchte wegen, d. h. so verfahren die ordentlichen Wirthe. Aber viele wenden auch diese Mühe nicht an und benutzen das Holz des Baumes nur zu Peitschenstöcken, die sie sich aus den Zweigen schneiden. Die meisten Peitschenstöcke des Landes stammen von diesem Baume, und da immer viel von diesem Artikel verbraucht wird, so kann man denn, von dieser Seite die Sache angesehen, sagen, daß dieß dürftige Holz doch eine nicht unbedeutende Rolle in der Lebensökonomie des Landes spiele.

Es kommen diese Birnbäume, die auch oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, freilich hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; doch sieht man sie auch nicht selten mitten in der Fläche und auf dem breiten Steppenrücken stehen. Sie sollen sehr alt werden, und wenn auch nicht gerade derselbe Stamm immer bleibt, so bleiben doch die Wurzeln, aus denen dann immer wieder neue Stämme hervorschießen. Die deutschen Kolonisten haben alle die wilden Obstbäume, die sie in ihrem Gebiete fanden, in ihre Gärten verpflanzt und durch Pfropfen veredelt.

Weit häufiger und auch in ordentlichen kleinen Gesellschaften sind in den Steppen die Dorngebüsch, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten-, Brombeersträucher u. s. w. Die Kosacken nennen ein dichtes Gebüsch von diesen Sträuchern „Derrina,“ und die Derrinas wären also Das, was die Steppen zum Ersatz für unsere Wälder und Gehölze hätten. Man sieht solche Derrinas oft von 100 bis 200 Fuß Durchmesser, seltener von der Größe einer halben oder ganzen Dissiatine (Morgen Landes). Auf diesem Raume stehen dann die Dornen oft so dicht, daß weder Vieh, noch Menschen durchdringen können, und haben oft eine Höhe von 1 bis 2 Klaftern. Sie stehen gewöhnlich an geschützten Stellen, an Thalabhängen, den schroffen Ufern des Meeres, den Limans u. s. w. Aus den feuchten Thalniederungen aber, wo allein

das Schilf herrscht, sind sie wiederum verbannt. Die Schlehdorne sind entschieden die zahlreichsten unter ihnen, und ihre bittere Frucht wird von den Leuten eingesammelt und getrocknet, so wie auch frisch gekocht und gespeist. Die Deutschen hauen die Dornen weg, wo sie sie finden, und pflanzen auf dem Boden, den sie bedecken und der gewöhnlich das vorzüglichste Erdreich bietet, Gärten, oder machen ihn zum Ackerlande. Die Kinder des Landes dagegen halten viel auf die Dorngebüsch, lieben und schätzen sie, ja achten sie sogar für heilig und unverleglich. Auch die Dürftigkeit der Steppe ist groß und zwingt den Menschen wohl, Schlehdornbüsch den Eichenhainen gleich zu setzen! Im Frühlinge freuen sich die Kosacken über die Blüthe der Dornen und wandern um sie herum, den Duft genießend. Auch sind die Dornen, die bei'm Hause stehen, die beständige Zuflucht ihres Geflügels vor den vielen Raubvögeln der Steppen. Im Herbst schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Dshen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschrecken = Eggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und, sie schleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner eineggen, ist auf diese Weise gemacht.

Der Hollunder steht häufig an den schroffen Ufern des schwarzen Meeres bei Odeffa herum. Die deutschen Kolonisten sammeln hier seine Blüthe, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holberküchle“ davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

## 2) Die Schilfröhre.

Sämmtliche einigermaßen bedeutende Steppenflüsse vom Kaukasus bis zu den Karpathen sind mit großen Schilfwaldungen geschmückt, und eben so auch die der Steppengränzländer. Es bilden sich diese Schilfwaldungen überall da, wo der Fluß ruhiger fließt, sich in Arme theilt und durch häufige Uberschwemmungen den Boden stets feucht erhält, insbesondere also da, wo sich die Ströme ihrem Ausflusse nähern oder wo sie kleine, stehende Seen, Tümpel und Teiche bilden. Fast alle Steppenflüsse aber lösen sich im Sommer zu einer Menge solcher kleinen und großen, stehenden Wasseransammlungen auf, die gewöhnlich gar nicht, oder doch nur durch einen kaum sich regenden Flußstreifen mit einander in Verbindung stehen und von den sich rund umher herandrängenden und frisch emporstießenden Schilfwaldungen fast ausgetrunken und geleert werden. Die Russen nennen diese Schilfwälder „Plawna,“ verstehen aber unter diesem Ausdrucke auch überhaupt wohl die ganze Flußthalniederung, so weit sie den Fluß zu überschwemmen pflegt.

Diese Schilf = Plawnas sind nach den Grasverbrüderungen ohne Zweifel wohl die größten Pflanzengesellschaften, die in den Steppen vorkommen. Sie bedecken in den Thälern des Dniestr, Dniepr und Don große Strecken von vielen Meilen Länge und oft mehr als einer Meile Breite. Den ganzen unteren Dniestr und Dniepr begleiten unabsehbare Schilfwaldungen, in denen Rohr an Rohr steht und die durch nichts unterbrochen sind als durch Flußarme und Seen und durch die schmalen Stege, welche die Wölfe und wilden Vögel durch sie hin sich ausgetreten haben. Sie sind von dem größten Interesse für das Thierleben. Im Sommer sind sie voll Vögel, insbesondere voll solcher, die bei uns im Walde leben und die hier das Schilf als ihren Wald betrachten. Zeisige, Finken, selbst Nachtigallen bauen in Menge ihre Nester im Schilfe und singen dem alten „Borysthenes“ und „Tiras“\*) ihre Melodien vor, die außer diesen Flußgöttern sonst keine Seele vernimmt. Die Schilfrohre stehen so dicht beisammen, daß der Wind sie nicht zertheilen kann und sie nur oben gleichmäßig ein wenig hin und her schwanke macht. Die kleinen Sänger hängen daher ihre Nester in völliger Sicherheit an drei Schilfrohre. Außerdem aber sind die Plawnas beständig voll von Wasservögeln aller Art, von Enten und wilden Gänsen in Fülle, großen Schaaren von Pelikanen, deren es hier zwei Arten giebt und die man oft zu 300 bis 400 bei einander sieht. Die Raubvögel, welche hier fast die einzigen Jäger sind, haben daher die schönste Jagd, und man sieht sie beständig von der hohen Steppe, wo sie ihre Nester haben, herabschweben und über den Schilfrohren kreisen, in denen bei ihrem Erscheinen immer ein Tumult und vielstimmiger Aufruhr entsteht, als wäre in die Arche Noah ein Wolf gebrochen. Mancher kleine Vogel, der im Sommer die Schilfe mit Gezwitzchen belebte, zieht im Winter ganz davon. Dafür aber gesellen sich zu den gefiederten Kehlen, die da bleiben, im Winter noch viele bepelzte Gurgeln. Die Hasen, die Wölfe und überhaupt alle Thiere, die durch die erbarmungslose Kälte von der kahlen Steppe vertrieben werdne, ziehen sich in die niedrigen Plawnas der Flüsse zurück, um Schutz zwischen den Schilfrohren zu suchen, und sie werden alsdann die Sammelplätze alles Lebendigen, was die Steppe hegt.

Nicht minder wichtig ist die Rolle, welche das Schilf der Steppenflüsse in der Dekonomie des Menschen spielt, denn diese schwachen Rohrstämmchen müssen in vielen Fällen hier Das sein, was dem Polen seine Fichtenbäume. Vor allen Dingen werden alle Häuser der Landleute mit Schilf gedeckt, alsdann flechten sie die Zäune der Gärten u. s. w., wenn sie sie nicht von Erde aufwerfen, aus Schilf. Sie stellen dazu ganz einfach dicke Bündel von

\*) Die alten Namen des Dniestr und Dniepr.

Schilf in schmale Gräben in die Erde und flechten sie mit ihren oberen Enden zusammen. Ja in vielen Gegenden bauen sie auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß, wer es nicht weiß, sich eben so gut einbilden kann, er sei in einem steinernen Hause. Endlich dient das Schilf auch noch als in den Steppengegenden weit verbreitetes Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste, denn es hinterläßt selbst noch weniger nachhaltige Gluth als das Stroh.

Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensverhältnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange, mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die hohe Steppe hervor. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, allemal so weit das Gebiet eines jeden Ortes reicht, und ein jeder Ortsbewohner kann so viel herauschaffen, als er zu gebrauchen oder zu verkaufen denkt. Im September nun, wenn das Schilf reif ist, fährt Alles, was da mag und darf, in die Plawna und schneidet Schilf nach Belieben. Es ist eine üble Arbeit, weil die Leute dabei beständig im Wasser stehen müssen. Wo sie mit dem Wagen wegen des Schlammes nicht passiren können, da bilden sie sich Dämme aus über einander gelegten Schilfbündeln. Die Krone besigt auch große Gebiete in diesen Schilfen und schickt oft ganze Regimenter hinein, die dann compagnieweise die Rohre niedermachen, als wären es lauter Feinde.

Das Schilf ist in den Steppenländern das einzige Gewächs, das, wenn der Wind durch die scharfen Blätter hinfährt und sie an einander schlägt, das Gefäusel der Wälder nachahmt. Dem reifen Schilfe, das die Menschen nicht abmähen, bricht der Wind im Winter unter dumpfem Geräusche die Köpfe und Blätter ab, so daß im Frühlinge dann nur noch die nackten Rohrstumpfe stehen, zwischen denen aber das junge Schilf des neuen Jahres grün und fröhlich emporstieft.

### 3) Die Gestrüppe.

Man kann wohl kaum einige Meilen in den Steppen vorgerückt sein, ohne sogleich von dem dort so berühmten Worte „Burian“ gehört zu haben; Burian ist das dritte Wort der Steppenköchinnen. Ueber den Burian jammert der Landmann, auf den Burian schilt der Hirt mit seinen Kindern und Pferden, Burian ist des hiesigen Gärtners Fluch, Burian weckt daher auch bald des Reisenden Neugierde, und er bekommt dann

endlich jene Definition dieses tatarischen Wortes \*), die wir schon oben gaben.

Bei der großen Schärfe und Geilheit des salpetrigen Bodens der Steppe treiben viele Unkräuter dort weit mehr in's Holz und werden weit mächtiger als bei uns, und viele, die bei uns ganz niedrig und klein im Grase bleiben, schießen dort wie Büsche auf und wachsen mit einer Ueppigkeit hervor, die den Gärtner zur Verzweiflung bringt. Da das Vieh sie nicht genießen kann und sie dabei auch nur selten ein dem Menschen nützlichcs Gesäme tragen, so dienen sie während ihres Lebens zu nichts als zur Uebung in Arbeit und Geduld und nach ihrem Tode, um dem Malorossianen seinen Vorschyt zu wärmen, als Brennmaterial.

Eines der allerverbreitetsten Unkräuter dieser Art ist vor allen Dingen die Distel, die so weit sich zeigt, als diese schwarze, salpetrige, südrussische Erdscholle reicht, in allen den Steppenländern und ihren Nachbarlandschaften. Einige Arten der Distel kommen hier zu einer Größe, Entwicklung und Verzweigung, die in der That bewundernswürdig ist. Man sieht zuweilen einzelne Distelstöcke bei den niedrigen Erdwohnungen der Steppen-Troglothyten stehen, von einem Umfange, einer Höhe und Veräftung, daß sie die Wohnung überschatten und daß man sie in der Ferne für Kirschbäume hält. Sie schießen zuweilen auf Bodenstellen, die ihnen besonders conveniren, in Massen eine neben der anderen aus dem Erdreiche hervor und bilden dann förmliche Distelgehölze, in denen ein Kosackenvitter mit sammt seinem Pferde bis zur höchsten Spitze seiner cylindrischen Schafspelzmütze sich verbergen kann.

Ein sehr berüchtigtes Steppenkraut ist auch die von den Deutschen sogenannte Windherc, ein jämmerliches, der Distel ähnliches Gewächs, das alle seine Kräfte darin verspielt, dünne, dürre Zweiglein zu bilden und dieselben nach oben und allen Seiten hin radial zur Formirung von Zweigkugeln auszuschießen. Die wenigen Säfte, welche diese Pflanze selbst in der saftigsten Zeit noch hegt, sind noch bitterer als der Wermuth, und die Thiere rühren selbst in den ärgsten Hungerjahren die Windherc nicht an. Die Kuppeln, welche sie im Rasen zum Verdrusse des Grasmähers bildet, werden oft drei Fuß hoch, haben dabei zuweilen zehn bis fünfzehn Fuß im Umfange und sind so aus lauter feinen Zweiglein gewölbt. Im Herbstc nun fault der Stamm dieses Gewächses unten an der Wurzel ab, und die Zweigkugel trocknet zu einem federleichten, großen Valle aus, den der Herbstwind alsdann vom Boden

\*) Es ist interessant, daß für sehr viele der Steppe ganz eigenthümliche Dinge fast immer die bei den Tataren und vielleicht auch schon seit älteren Zeiten gebräuchlichen Benennungen noch jetzt geblieben sind. So z. B. sind auch in der Perdenwirthschaft alle Kunstausdrücke tatarisch.

trennt und durch die Lüfte über die Steppe hinführt. Es werden oft von einem starken Windstoße hundert solcher Federbälle auf ein Mal losgerissen und dann von heftigen Stürmen so schnell fortgeführt, daß es dem raschesten Reiter unmöglich wäre, den Sprüngen und Tänzen dieser Heren zu folgen. Man glaubt alsdann in der Ferne, es käme ein Tabun wilder Pferde herangebraust. Die Deutschen hätten ihnen keinen passenderen Namen als den der Windheren geben können, und haben dabei ohne Zweifel an den Ritt der Heren auf den Blockberg gedacht, der hier alle Herbsttage auf dem weiten, kahlen Tanzplatze der Steppe von diesen Pflanzen treuer dargestellt wird als irgend wo. Bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen, als wären sie lebendige Hirsche, über den Boden dahin, bald machen sie große Kreise auf dem Rasen, eine hinter der anderen und eine über die andere wegzugelnd, als wollten sie Tänze ausführen. Plötzlich steigen sie auf den Fittigen eines starken Wirbelwindes zu Hunderten hoch in die Luft, als wollten sie unmittelbar auf den Gipfel des Blockberges hinauf fliegen. Zuweilen setzt sich eine Here auf die andere, und noch zwanzig häkeln sich dazu an zu einer großen, flüchtigen Masse, die nun, immer vom Winde herumgekugelt, wie ein Niese daher stelzt. Zu Tausenden werfen die Steppenstürme sie im Herbst vom hohen Meeresufer hinaus, welcher Salto mortale ihnen aber nicht wohl bekommt, denn als Nereiden, auf dem Meere geschaukelt, nehmen sie sich nach gar nichts aus, und dort ist die Windhere, die in der Luft die Phantasie so angenehm ergözte, bloß ein häßlicher Strauch. — Die Russen nennen sie „Perekatipole“ (Springinsfeld).

Auch der *Wermuth* macht sich unter dem *Burian* der Steppe sehr bemerklich. Er wird mannhoch oder noch viel höher und nimmt ebenfalls oft große Flächen ein. Das Vieh frist ihn in der Regel nicht. Nur im Julius und August, wenn alle anderen Kräuter vertrocknen, benagt es auch seine Blätter. Alsdann wird alle Milch und Butter in der Steppe ungeschmackhaft und bitter. Ja, die Bitterkeit dieses auch dadurch mit Recht so berühmten Krautes ist so groß, daß in manchen Gegenden, wo es häufig ist, wo die Leute es mit einernten und wo bei'm Dreschen alsdann Staubtheilchen an den Weizenkörnern sitzen bleiben, das Brod ganz ungenießbar wird. Wie weit man doch oft reisen muß, um manche Kleinigkeiten recht deutlich verstehen zu lernen! So war es für mich immer ein todt's Bild, wenn mir Jemand vom *Wermuth* dieses Lebenskelches sprach, bevor ich noch das bittere Brod der Steppe, mit *Wermuthsbutter* bestrichen, gekostet und *Wermuthsmilch* dazu genossen hatte.

Unter den *Wermuth* mischt sich gern „das Steppenlicht, die *Rösig*“

Kerze<sup>e</sup> \*), deren Blätter jedes Vieh unberührt läßt, und die daher immer Gelegenheit erhält, sich völlig zu entwickeln, alle ihre gelb leuchtenden Blumen zu entfalten, sie auf klasterhohen Stengeln als Leuchter aufzustecken und sie im Herbst gewöhnlich eine nach der anderen abzubrennen. Obgleich die Formen dieser Königskerze nicht unschön sind, denn schlank und kerzengerade schießt sie mit ihrem mittleren Hauptstengel empor, aus welchem hübsch gebogene Arme wie aus einem Candelaber hervorranken, alle mit Blüthenflämmchen besetzt, und große Blätter legt sie an ihrem Fuße zur Basis über einander, die sich wie Schilder über einander hinschieben und nach oben hin immer mehr und mehr sich vorhängen, — obgleich dieß Alles so elegant ist, daß die Proportionen der Königskerze der Steppe den Künstlern zum Muster bei ihren Arbeiten dienen könnten, so ist sie doch eine gemeine Pflanze, erstlich wegen ihrer kraßgelben Blüthen, die dem Auge schreiend weh thun, und dann, weil sie sich ohne Scham und Scheu überall auf Schritt und Tritt zeigt und selbst in großen, unübersehbaren Feldern wie das gemeine Volk in Haufen erscheint.

Auch selbst der wilde Klee wird mit zum Burian gerechnet. Doch diesen frist das Vieh, so lange seine Stiele noch jung und zart sind. Bleiben dieselben aber zu lange ungeschissen, so schießen sie jählings empor und treiben so holzige Stengel, daß man sich Spazierstöcke daraus schneiden könnte.

Ein sehr geschätzter Burian ist die Schafgarbe, die da, wo der Boden recht mastig ist, zwei bis drei Ellen hoch wird. Sie steht als Brennmaterial unter den verschiedenen Steppen-Unkräutern obenan, denn man muß wissen, daß jedes Unkraut hier in Bezug auf seine Hitzfähigkeit genau taxirt ist, wie sich denn das aus dem Mangel an gutem Brennmaterial natürlich erklärt. Die trockene Blume der Schafgarbe brennt herrlich und püffelt beständig im Feuer, da sie so salpêtrig ist, als wenn ein Pulverkorn in jedem Blüthchen stäke. Die Schafgarbe kommt ebenfalls oft in großen, mit anderen Kräutern unvermischten Gesellschaften vor, so daß man sie rein haben kann und dann theuer bezahlt, da auch ihre Asche trefflich dient und nicht nur den Seifensiedern die allererwünschteste ist, sondern auch von den Steppenbewohnern, mit Taback vermischt, geschnupft wird.

Ferner rechnet man noch zum Burian die wilden Pastinaken, den wilden Hanf, die Wolfsmilch, die Gehlrüben und eine Menge anderer Pflanzen, die, wie gesagt, alle so üppig wachsen, daß sie wahre Wälder bilden. Ein Wanderer, der einen halben Schuh zu kurz ist, fühlt sich in solchen Wäldern oft verlorenener als im dunkelsten volhynischen Fichtengebüsche, da bei der Ebenheit des Bodens die Aussicht eben so völlig verschwindet, und

\*) Ein Verbascum.

diese jämmerlichen Waldbäume nur einem Däumlinge das Klettern gestatten würden.

Es ist viel Sonderbares und Eigenthümliches bei dem Wachsen dieser Pflanzen. Ihr Vorkommen scheint hauptsächlich von dem Zustande der Lockerheit und Härte des Bodens abzuhängen. Wo der Boden hart ist, wächst der Burian nie, so wie aber entweder die Natur oder der Mensch den Boden irgendwo ein wenig auflockert, schießen sogleich diese Pflanzenunholde aus dem Erdreiche hervor, das überall mit ihnen geschwängert ist. Sie wachsen daher hauptsächlich da mit großer Ueppigkeit, wo man sie am wenigsten zu haben wünscht, auf den Aeckern, in den Gärten und in der Nähe der Menschenwohnungen, wo beständig die Erdscholle zertrümmert und mit allerlei Flüssigkeiten angefeuchtet wird. Wehrt sich daher der Mensch nicht tapfer gegen diese immer wieder auftauchenden Ungethüme, so ersticken sie ihn mit sammt seinen Cerealien. In schlecht gehaltenen Feldern sieht man in der Ernte oft die Leute um die armsdicken Distelpflanzen und andere Unkrautstämme, deren sie sich nicht mit der Sense bemeistern können, herummähen und bei spärlichen Häufchen die nützlichen, korntragenden Gewächse herausholen. Ein Königskerzen- und Windheyergarten und ein Distel- und Wermuthswald sind der widerliche Schmutz, unter dem sich die gewöhnlichen Wohnungen der „Steppen-Chamäkoiten“ \*) begraben. Daß eine Wohnung vorhanden sei, erkennt man gewöhnlich von Weitem nur an dem Unkrautgebüsch, das sie umgiebt.

Wenn schon im Sommer ein Burianfeld kein erfreulicher Anblick war, so ist es im Winter ein völlig trauriger, alle diese struppigen, strauchigen, strunkigen, ausgetrockneten, gespenstischen Pflanzengerippe neben einander zu sehen. Aber noch schmerzlicher ist es dann, in Hungerjahren auf dem Schnee mitten in Kälte und Wind die lebendigen Thiergerippe an diesen dürrn Gesträuchen, an denen sie nun wohl die bitteren Blätter vergebens zurückwünschen, die sie im Sommer verschmähten, nagen zu finden. Für die Menschen gewinnt aber im Winter der Burian gerade seinen vorzüglichsten Werth. Sie sammeln ihn alsdann, binden ihn in Bündel, führen ihn zu Markte und wissen viel von den mehr oder minder trefflichen Eigenschaften, welche diese Strünke im Ofen entwickeln sollen, zu erzählen.

#### 4) Die Gräser.

Ich habe viele Lehrer in der Steppenbotanik gehabt, der beste war aber

\*) „Erdböhlenbewohner.“

ein alter Paskuch \*), der schon seit 70 Jahren mit seinem Viehe die Steppe beweidete. Er hatte selbst noch zur Türkenzeit auf dem Bodenflecke im hohen Grase geweidet, wo damals noch Niemand ein so nahes Ereigniß, wie die Geburt der prächtigen Stadt Odeffa war, prophezeite. Es waren die Herden eines reichen Bulgaren, die er unter dem Scepter des Padiſchah hütete. Als später der Muskal \*\*) in's Land kam, verkaufte sein Herr einen Theil seiner Herden und zog jenseits des Dniestr. Der Muskal brachte auch die Deutschen in's Land, und mein Paskuch stand nun seit dreißig Jahren als Herdentreiber in dem Dienste einer deutschen Kolonie. Mit der den Slaven eigenthümlichen Gewandtheit hatte er sich nun während der Zeit seines Dienstes aus einem türkisch sprechenden Russen fast ganz in die schwäbisch-deutsche Form umgegossen, sprach vollkommen deutsch wie ein Schwabe und hatte auch alle Fehler und Provincialismen dieses Dialektes so angenommen, daß man darauf geschworen hätte, er wäre am Neckar geboren. Doch standen ihm auch noch die türkischen und tatarischen Zeiten sehr nahe, die er nicht wenig lobte. Er behauptete, zur Tatarenzeit sei das Gras in der Steppe viel besser und reichlicher und auch die Winter seien viel milder gewesen; er erinnerte sich, daß sie einmal sechs Jahre hinter einander Winter und Sommer mit ihren Herden im Freien campirt hätten, ohne ein Winterquartier zu suchen. Die Moskowiter aber hätten Eis und Schnee mitgebracht \*\*\*) , und seitdem sei es nicht mehr möglich, Winters in der Steppe auszubauern. Ich besuchte ihn recht oft in seiner Steppeneinsamkeit, und wir setzten uns an dem Abhange eines Mongolen-Grabhügels nieder, wo er mich dann über die Eigenheiten jeder Pflanze belehrte.

„Ja, seht, Herr,“ sagte er dann, „ich kenne so ziemlich Alles, was in der Steppe wächst; dieß ist natürlich, denn ich habe schon fast zehn Pferdealter zwischen den Gräsern gewandelt und viel über sie gesprochen und von ihnen gesehen. Freilich hat man oft was Anderes zu thun; aber wenn Wind, Regen und Wölfe sich in ihren Höhlen still verkriechen und das Vieh so ruhig weidet, so legt man sich dabei nieder in den Nasen und greift zu den Pflanzen, zerkaut ihre Blätter, spricht mit dem Burschen über diese und jene schädlichen oder nützlichen Säfte, sieht auch dem Viehe zu, was es gern frißt und was es klüglich vermeidet. So weiß ich denn so genau wie das Vieh selbst, wie hier Alles schmeckt, was bitter und was sauer, was süß

\*) Paskuch heißt ein Hirt im Allgemeinen, insbesondere aber der Hirt einer gemischten Herde.

\*\*) Muskal nennen die Kleinrussen den moskowitischen Grobrussen.

\*\*\*) Bemerkenswerth ist es, daß so viele von den Russen unterjochte Völker ihnen dasselbe Schuld geben, die Tataren, die Türken, die Moldauer, die Grusier.

„und was ohne Saft ist. Ich kenne jedes Kraut, wie es aussieht, so lange es jung ist, und wie, wann es altert und abstirbt. Ich weiß, was das Schaf verwirft, was die Ziege, was die Kuh sucht und was dem Pferde wohlbe- kommt; wir kennen selbst die Neigungen der Kräuter und wissen, wo das „Seidenkraut“ zu stehen liebt und wo die „Bärenohren“ wachsen, wo wir mit Sicherheit den wohlriechenden Thymian finden können und wo den Del- samen tragenden „Heberich.“

Des Alten belehrende Reden flossen dann in dieser Weise fort, und ich hebe noch einiges allgemein Interessante daraus über die Gräser und Kräuter hervor.

Der giftigen Kräuter giebt es unter denen der Steppe im Ganzen sehr wenige, gewiß viel weniger als in Deutschland. Schierling und den giftigen Hahnenfuß findet man zuweilen, doch äußerst selten, und in der Regel bekommt dem Vieh Alles, was es nur beißen kann, recht wohl. Der dem Menschen unmittelbar besonders nützlichen Kräuter sind aber auch nicht sehr viele, obgleich damit nicht gesagt ist, daß der Mensch, der hier so häufig bloß auf Gras reducirt ist, dasselbe nicht ungleich mehr als bei uns in seine Lebenskreise hineinziehe und, sowohl um sein Leben zu erhalten, als auch ins- besondere, um es zu schmücken, den Gräsern und Kräutern eine Menge nützlicher Seiten abzugewinnen wisse, die wir nicht an ihnen kennen oder nicht benützen.

Um mit diesen dem Menschen unmittelbar nützlichen Kräutern zu be- ginnen, so lassen sich unter ihnen etwa folgende namhaft machen:

Eine Art von *Salvia Austriaca*, welche die Russen „Bärenohren,“ die Deutschen „Schweinsohren“ nennen. Die Blätter dieser Pflanze sind breit und dick und mit einem dichten, äußerst feinen, sammetartigen Filze überzogen und dienen in allen Erdhütten der Steppe als die schönste, zarteste und kühlendste Charpie. In allen Semlanken, wo sich eine Wunde oder ein Geschwür befindet, sieht man diese Bärenohren hübsch reinlich abgepflückt und sauber über einander geschichtet auf dem Tische des Kranken liegen, der all' sein Heil und seine Linderung von seinen Bärenohren erwartet.

Alsdann, als hätte die Natur geahnet, welch zwiebeleessendes Volk sich in den Steppen festsetzen würde, wilder Knoblauch, dessen Zwiebeln beide, Groß- und Kleinrussen, mit Begierde essen.

Auch wilden Sellerie, wilden Kümmel bringt die Steppe hervor, die von den Hirten, den Zigeunern, den Tschumaks und sonstigen Steppen- Nomaden gegessen werden.

Sehr viele Kräuter haben die Russen in der Steppe, aus deren Blüthen sie Thee brauen. Eines der vornehmsten davon ist die „Süßholz- wurzel,“

von deren Blättern sie einen Absud machen, den sie, anstatt mit Zucker, mit der Wurzel desselben Krautes veräßen. Besonders findet sich diese Süßholzwurzel häufig in den Thälern der Flüsse.

Manche kleine Pflanzen verschaffen sich in diesem oft ganz ausgetrockneten Boden dann und wann eine kleine Wichtigkeit durch den säuerlichen Saft ihrer Blätter. Wenn die Steppenbewohner des Sommers über Land gehen, so kennen sie immer eine Menge von Pflanzen, die saftig und säuerlich von Geschmack sind. Beständig rupfen sie dann den langen Stengel der Bärenohren, dem sie das saftige Mark aussaugen, und die Blätter der „Honigblume,“ des „Hafermauch,“ und vieler anderen Pflanzen, die ihnen das Wasser ersetzen, dessen oft auf 30 bis 40 Werste Weges kein Tröpflein zu finden ist.

Auch dem Hauptgerichte des Landes, dem „Borscht,“ werden so vielerlei Kräuter beigemischt, daß er eigentlich nichts ist als eine Kräutersuppe und für das ächte National-Steppengericht gehalten werden muß, dessen geographische Verbreitung so weit reicht als der südrussische Steppencharakter, und mit Variationen in den weiter östlichen Steppen wiedergefunden wird.

Giftige Pilze giebt es in diesem Theile der Steppe selten, wogegen ihrer in den asiatischen Steppen viele sein sollen. Die Leute essen hier alle Pilze, die vorkommen; es sind deren bei der gewöhnlichen Trockenheit des Bodens weder vielerlei Arten, noch auch sind sie in der Regel in großer Menge vorhanden. Den größten Theil des Jahres sind in der Steppe keinerlei Pilze zu sehen und zu finden; allein zuweilen erscheinen sie wie die Heuschrecken in großen Massen, der Art, daß im Herbst mitunter ganze unübersehbare Striche der Steppen von Pilzen bedeckt und wie mit einer weißen Farbe davon überzogen zu sein scheinen. Sie bleiben indeß nur so bis zu Mittag, wo dann die Hitze Alles vertrocknet, während über Nacht wiederum bei starkem Regen die wundersame Zauberkraft des Bodens aus formlosen Stoffen eine unzählige Menge von bewundernswürdig geregelten Organismen bildet.

Auch bringt die Steppe einige Delppflanzen hervor, jedoch ebenfalls nicht in Ueberfluß, wenigstens nicht in solcher Menge, wie es der ölhungerige Gaumen der fastenden Russen wünschen möchte. Die hauptsächlichste Delppflanze ist der „Hederich.“ Die Russen sammeln ihn sorgfältig und bringen ihn in die Delmühlen, welche gewöhnlich Deutsche für sie gebaut haben. In diesen Delmühlen muß man sie beobachten, um zu sehen, wie sie sich freuen, daß ihre Steppe das Land ist, wo Milch und Hederichöl fließen.

Dies möchten ungefähr die vorzüglicheren von den wenigen Pflanzen sein, die dem Menschen unmittelbar nützlich werden. Was das Dulce betrifft, ich meine die Dienste, welche die Steppenkräuter bei Verschönerung

und Ausschmückung der Personen und auch der Wohnungen leisten, so sind die Steppen allerdings nicht arm an vielen bunten Blumen, mit denen das schöne Geschlecht des Landes sich schmückt. Die kleinrussischen Mädchen sind so große Liebhaberinnen des Blumenschmuckes, daß sie fast beständig, Sonntag und Alltag, große Blumenkronen auf dem Haupte tragen. Freilich könnte man ihren Geschmack etwas tadeln und nicht classisch sein finden; denn sie begnügen sich nicht etwa mit einem Weilchen am Busen oder einer Rose in den Locken. Dergleichen zarte Dinge kennt die Steppe nicht. Hier heißt es: „Je gelber, desto besser, und blutroth das Schönste.“ Die Mädchen pflücken sich daher auch beständig in der Steppe, wie in ihren Baschtans (Gärten), eine Menge schöner blauer, gelber, rother Blumen, die sie immer ihrer grünen Blätter berauben und aus denen sie sich dann Hauptkränze winden, die ihnen so prächtig stehen wie einer Schauspielerin ihr falsches Diadem. Ja, die jungen Kosacken selbst sind so leidenschaftliche Liebhaber von Blumenschmuck, daß sie selten durch die Steppe reiten, ohne sich und ihrem Pferde dicke Büschel von Blumen und Gras hinter beide Ohren zu stecken. Die Tulpen, Hyacinthen, Mohnblumen, Tuberosen und die gelben Ringelblumen scheinen ihnen die schönsten dazu.

Auch das Innere ihrer kleinen Erdwohnungen ist beständig mit allerlei Gräsern und Kräutern geschmückt, besonders an großen Festtagen, wie z. B. um Pfingsten, wo die Zimmer im Norden an der Ostsee mit zerhackten Tannenzweigen bestreut und mit Birkenlaub ausgeschmückt sind, und auch sonst bei allen anderen festlichen Gelegenheiten, wo man in Persien die Zimmer einen halben Fuß hoch mit Rosenblättern füllt, bei Hochzeiten, bei Empfang ehrender Besuche u. s. w. streuen die Steppen-Troglodyten in ihren Semlanken grünes Gras, mit Blumen untermischt, so daß es dann immer in ihren Wohnungen duftet wie in einem Kleearten. Eben so stecken sie um Pfingsten große Gras- und Blumenbündel vor ihren Thüren auf, schmücken damit ihre Wagen und binden sie auch auf den großen Flüssen Dniepr, Dniestr u. s. w. an die Mastbäume ihrer Schiffe.

Außer diesen Pfingst- und Festzeiten aber hängen auch noch sonst immer ihre Wohnzimmer voll von allerlei Pflanzen und Kräutern, frischen und getrockneten. Ueber der Thüre stecken Büschel von Balsam, den sie gelegentlich zum Branntwein thun und wovon sie auch Thee trinken. Auf dem Ofen liegen allerlei Färbepflanzen, der „Molotschai“ für's Färben der Eier zum großen Ostertage, die „Materinka“, die schön kaffeebraun färbt, und andere. Keine Ecke des Zimmers aber ist so mit Kräutern und Blumen ausgeschmückt als die, wo sie ihre Heiligenbilder hängen haben. Die kleinen, offenen Schränkchen, die sie für diese Bilder bereiten und auch mit hübschen Vorhängen

versehen, sind rund umher mit Blumenbüscheln besetzt, die gewöhnlich kreuzweise über einander genagelt werden. Insbesondere suchen sie hierzu auf der Steppe eine hübsche röthliche Immortelle, die sie gewöhnlich unmittelbar über den Bildern anbringen und mit der sie auch sonst noch ihr Haus gegen Blit=schaden und anderes Unglück schützen zu können meinen. Zuweilen auch garniren sie rund herum ihre Zimmer mit solchen kreuzweise über einander genagelten Pflanzenbüscheln von Thymian, Lavendel, Krausemünze, Salbei, Quendel und Pimpernell, die zum Theil, selbst wenn sie ganz vertrocknet sind, einen hübschen Geruch und pikanten Geschmack beibehalten, welchen letzteren sie insbesondere wohl benutzen, indem sie immer beim Essen von jenen Büscheln die vertrockneten Blüthen abplücken und sie zerrieben auf alle möglichen Speisen streuen.

Die Zahl derjenigen Pflanzen, die dem Menschen nicht unmittelbar dienen, sondern die er nur als Milch, Butter und Kalbfleisch in seiner Haushaltung empfängt, ist am größten, und wir heben daraus natürlich nur die hervor, welche auch außerdem, daß sie Butter geben, noch sonst einiges Interesse gewähren. Vor allen Dingen gehört dahin das Gras, welches die Botaniker „*Stipa pinnata*“, die Russen „Seidenkraut“ (Scholkowoi trawa), die Deutschen aber sehr plumpe „Bocksbart“ nennen. Dieß Kraut giebt ziemlich harte Grashalme, die nur die Pferde gern fressen. Späterhin, wenn seine Samenkörner reifen, bildet sich an jedem Korne eine sehr dünne, hübsche und zierliche, über einen Fuß lange Feder aus, die mit kleinen, kurzen Seidenhärchen besetzt ist. Mehre dieser artigen Federn, zusammengelegt, bilden äußerst hübsche, schwanke Büschel, wie die Schweife der Paradiesvögel, und ich denke in der That lieber dabei mit den Russen an Seide als mit den Deutschen an den Bart eines Ziegenbockes \*). Diese seidenen Federn des Krautes machen im Winde die elegantesten Bewegungen, die dem Auge besonders wohlgefallen, wenn ganze Strecken davon wie der sanfte Wellenschlag der Seeen hin- und herwogen. Dieß Seidenkraut ist ein ächtes Steppengras und wächst nur immer da, wo schon seit langen Jahren kein Pflug den Boden berührte; es kommt in Mittel- und Nordrußland gar nicht vor. Es ist

\*) Ich begreife gar nicht, wie unsere guten Deutschen auf eine so plumpe Benennung verfallen konnten; warum dachten sie nicht lieber bei solchem eleganten Kraute an Menschenlocken, Vogelfedern, Reiherschweife u. s. w. und nannten das Kraut nicht lieber das Locken- oder Federgras, oder den Reiberbusch, warum gerade Bocksbart? Eine Parallele dazu geben die Schweinsohren von oben, die man auch weit passender Spinnwebblatt oder den Sammetfleck benannt hätte. Die Russen haben in der Regel viel zartere Blumenbenennungen, von denen mir hier gerade nur noch zwei einfallen: „*Matkina Duscha*“ (Mütterchens Seelchen) nennen die Russen das Weilchen und „*Annettini glaski*“ (Annettinchens Augenchen) das Stiefmütterchen.

daher gewissermaßen zum Wahrzeichen der Steppe erhoben, und die reisenden Kaufleute und Obofenführer, die wohl wissen, daß da, wo sie das Seidenkraut zuletzt sehen, das Schaf- und Pferdeland aufhört, nehmen sich immer davon einen Federbusch mit, den sie wie eine schwanke Fahne vorn an den Wagen nageln. Auch die Postillons der Steppe binden zu Zeiten oben an das Krummholz ihrer Pferde einen solchen Busch. Der Same des Bocksbartes ist aber den Thieren oft gefährlich, besonders den Schafen, denn er ist hitzig und dabei so hart, als wäre er von Eisen. Er hängt sich dem Pelze der Schafe an, bohrt sich in ihre Haut und arbeitet sich sogar, als wäre er etwas Lebendiges, durch das Fleisch in die Eingeweide hinein. Auch den Grassmähern macht das Seidenkraut viel zu schaffen, nicht sowohl durch seinen Samen, als vielmehr durch seinen harten, oft hoch aus dem Boden hervorguckenden Wurzelknollen. Diese Wurzeln dauern nämlich viele Jahre, und je älter die Pflanze wird und je mehr Halme sie schon hervorgetrieben hat, desto dicker ballt sich ihr Fuß in die Höhe, so daß der Boden der alten Steppe dadurch ganz uneben wird, und die Leute, um bequem mähen zu können, die Wurzeln ausgraben und aushauen müssen. Man kann nach diesen Knollen ungefähr das Alter der Steppe bemessen, d. h. ausrechnen, seit wie lange kein Pflug darüber hinging.

Das Seidenkraut ist bloß für die Pferde gut, aber es giebt auch noch andere Pflanzen, die Liebhaber unter allen Thiergattungen haben; solche sind die Wicke, die Quecken, der Steinklee u. s. w. Der Steinklee bedeckt oft weite, unübersehbare Flächen; die Wickeln wachsen meistens in den Thälern, die sie oft mit einem so dichten Filze überdecken, daß, wenn man daran an dem einen Ende zerrt, das ganze Uebrige sich mit bewegt, als hätte man an einem Teppiche gezogen. Verschiedene Arten der *Artemisia* endlich sind die Gräser, die dem Schaffleische der Kleinrussen und Tataren einen so ausgezeichneten Wohlgeschmack geben, wie wir ihn bei uns gar nicht kennen.

Streckenweise sind die Steppen auch mit einer Menge von Salzkräutern bedeckt, so mit der *Salsola cal.*, der *Salsola prostrata*, die hier und da den Boden ganz blutroth überziehen, namentlich in der Nähe der Limans. Sie sind die häßlichsten Gewächse der Steppe; dagegen die schönsten die *Krokos*, *Zeis*, Tulpen und Hyacinthen, die im Frühlinge weite Felder schmücken.

Dies wären denn nun ungefähr diejenigen unter den Steppenspflanzen, welche den Menschen am nächsten berühren. Natürlich giebt es noch eine Menge nicht genannter; doch ist im Ganzen die Mannfaltigkeit der Geschlechter und Arten sehr gering. Die Botaniker zählen nur 500 Arten von Steppengewächsen, was denn im Vergleich mit den Floren anderer Länder offenbar Armuth ist. Freilich könnte man, wenn man es geschickt anlegte, mit 500

verschiedenen Blumen immer noch einen recht artigen Wiesenteppich stücken. Allein diese Geschicklichkeit geht nun der einförmigen Steppennatur ganz ab. Es ist wenig bei ihr vorhanden, aber wenn es da ist, so ist es immer in zahllosen und ungenießbaren, eintönigen, unschönen Massen da. Der Steppenteppich ist äußerst grob gewebt, ohne alle übersehbare, bunte und wohlgefällige Mischung. Der Reisende wird es daher nirgend inne, daß die Steppe noch so viele Pflanzenarten nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier Arten von ihnen im Besitze des Bodens sieht, oft gar nur eine. Ein paar Werste weit sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tausend Millionen nickende Häupter, eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Nesselbeet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmel und Krausemünze, unbegranzte Bergrücken mit Windhere und sechs Tagereisen mit vertrockneten Grashalmen. So ungefähr ist die Vegetation der Steppe vertheilt, so unerfreulich, so anmuthlos und alles Schmuckes bar. Auch ersetzt die Schönheit der Blumen, wie man bei ihren Namen vielleicht denken könnte, ihre unvortheilhafte Mischung nicht, denn weder sind die Steppentulpen lauter *Duc = Victoires*, noch die Hyacinthen lauter *Nonpareilles*. Letztere leiden gewöhnlich an der Gelb- und Grünfucht und verhalten sich zu unserer schönen, mit Kunst entfalteten Topfhyacinthe ungefähr wie das ruppige, wilde Pferd vom Uralsee zu einem geschniegelten und gebügelten englischen Renner. Als Sommerkäser möchte ich viel lieber im Kelche jeder anderen unserer Wiesenblumen wohnen als in dem einer solchen Steppenhyaicinthe, an der nur der Name vornehm ist.

Wir bemerkten schon oben bei den Burianpflanzen, daß man nicht im Boden der Steppe wühlen müsse, weil es sonst sogleich wie aus einem aufgestörten Erdsinnen-Neste mit hundert Armen strunkiger Unkrautgewächse hervorkröche. Wühlt man aber doch, wie dieß denn z. B. bei'm Beckern des Landes durchaus nöthig ist, so finden folgende bemerkenswerthe Erscheinungen statt. In den Jahren, wo das Feld von den Menschen mit nützlichen Pflanzen besät wird, ringt das Unkraut mit diesen, kann aber nicht die Oberhand gewinnen, weil der Mensch es durch allerlei künstliche Mittel zurückhält, so wie aber der gelockerte Boden brach liegen bleibt, bemächtigen sich seiner die Unkrautpflanzen und wuchern auf ein paar Jahre in üppiger Fülle fort; im dritten und vierten Jahre des Brachliegens wird das Unkraut schon geringer und kleiner, im fünften und sechsten Jahre wird der Boden durch die einschlagenden Regen u. s. w. fester und die struppigen Gewächse verschwinden; endlich klärt sich eine ganz reine Grassteppe ab. Je älter diese

wird, desto besser wird sie, indem das Gras mit jedem Jahre feiner, kürzer und zarter wird; jedoch geht diese Verbesserung auch nur fort bis zu einem gewissen Grade, denn zuletzt wird doch der Boden so hart und dürr, daß sich nichts Rechtes mehr hervorthun will, das Gras wird äußerst spärlich, und das Erdreich verküchert, so zu sagen, ganz, indem das Seidenkraut mit seinen holzigen Wurzelknollen am Ende Alles überzieht. Dieser Verkücherung der Steppen helfen die Leute alsdann dadurch ab, daß sie das Ganze anzünden und ausbrennen, indem sie mit der Asche der verbrannten Gräser den Boden düngen und ihm gleichsam wieder die Poren seiner Haut öffnen.

### Steppenbrände.

Die hauptsächlichste und einzige Maßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbesserung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe,“ wird vorzüglich im ersten Frühjahr sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des Weggebrannten auf schnell hervorsprossendes Neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das Alte ein wenig zur Weide benützt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müsse von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, d. h. unbeaufsichtigte Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, 50 bis 60, ja bis 100 Werste und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen Verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich ganz nackt ohne weitere Vorrede mitten im Steppenrafen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes, und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in klasterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen hin und her hoch empor, bis sie Alles eingedäschert haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin; kommt sie aber auf alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpfst sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gewalttheit, sei es mit, sei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarter Federchen im Nu versengend. Zuweilen zieht sie sich, wenn sie zwischen zwei Wege oder zwischen zwei Thäler geräth, eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verlöschen nahe; allein sie überschreitet den Isth-

mus und kommt plötzlich wieder auf eine weite, unabsehbare Dürngrasfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt und auf einmal wieder wie ein Feuermeer aus einander geht. In tausend Legionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen fast ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Wasserstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Partien taumeln wie leichte Kosakenpolks weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblicke stecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiele der Winde auf großen Wasserflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; so gedämmt, schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche er es zu umgehen. Dabei bombardirt er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind besflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden, gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen postiren sich nun gewöhnlich die Menschen, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinübersfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Position gut zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Flammen = Ungethüm zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hier und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Bruderschaft nach und leuchten nun in den dürrn Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder besflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner sprühen und verpuffeln! Ein Ausleuchten! — und alle auf eine Weizenflur gebauten Hoffnungen sind hin! Jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Geknister eines ganzen Dorfes Winterfutter!

Auf langen, unberechenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher verwüstend als der Drache von Rhodos, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise, und meint, sie sei verschwunden, nach ein paar Tagen aber sieht man sie wieder vor einem anderen Winde zurückfliehen, fliehend wie siegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte und Dörfer, die, ohne Scheunen, immer all' ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herumliegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet

und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halb vermodertem Schilfe bestehen, glimmen wie Zunder mit stinkendem Dampfe weg und sinken in die Höhlung ein; die häuserhohen Stroh- und Heuhaufen rauchen mit gigantischen Rauchsäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, so umziehen sie schnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und vernichten das Gras rund umher, um dem Brande so Gränzen zu stecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe ersteigen die Flammen, und da die Gipfel derselben gewöhnlich etwas eingesunken und mit höherem Grase und Unkraute bewachsen sind, so weilen sie eine Zeit lang dort oben, und man sieht dann in der Nacht diese Grabhügel-Flammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufsteigen, wie Freudenfeuer, welche sich die alten vermoderten Leichname selbst angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer überwältigt, dem ganzen Schauspiele ein Ende und rettet die noch übrigen Gräser.

Die zahlreichen Herden der Steppen werden durch solche Steppenbrände oft nicht wenig in Aufruhr und Schrecken gesetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, so daß Hirten und Thieren oft nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurchzusehen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umständen wird nicht nur manches Haar, sondern manches Leben dabei versengt, wenn z. B. die dummen Thiere schnurstracks in brennende Gebüsche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Flammenlinie herreiten, denn sie läßt wenig Gluth im Rasen zurück; doch muß man sich immer dabei in Acht nehmen, denn neckisch schlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Ross und Reiter empor und versengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die ich zugleich als einen merkwürdigen Beweis der Barbarei anführe, in welcher noch das ganze Landwirthschaftswesen hier begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirth zu seinen Leuten so: „Auf unserem Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber voll Mäuse steckt; auch liegen große Haufen alten Heu's dabei, das uns aber bei den starken Frühlingregen dieses Jahres halb versault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz für's frische brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöfte unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt sein muß. Kommt, laßt uns daher Alles, das Stroh mit sammt

„den Mäusen, das verfaulte Heu mit sammt dem Unkraute in Brand stecken!  
 „Wir schlagen so auf eine sehr bequeme Weise gewiß mehr als zwei Fliegen mit  
 „einer Klappe.“ Sie ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um  
 das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und lassen  
 Alles mitsammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch  
 Alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen und nennen das „ihr Gehöfte  
 reinigen.“ Gewöhnlich geht das nun freilich so ab, wie sie es wünschen, zu-  
 weilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, springt  
 über die Gränzen und prasselt in die Saatfelder und weit über die Steppe  
 hin. Indes trösten sich die Leute auch dann damit, daß sie ja wieder dünge,  
 und aus der Asche noch bessere Kräuter wieder hervorstüßten. Die Historiker  
 werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, wie schwer es  
 dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen,  
 und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem sie ja dabei nur „ihr Gehöfte rei-  
 nigten“ und „ihre Felder düngten,“ die Skythen ihm eine völlige Wüstenei  
 in ihrem Lande darstellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei denjenigen Steppenbränden, die sie mit Fleiß  
 veranlassen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchse für heil-  
 sam halten, ist interessant, und die Vorkehrungen dabei sind eigenthümlich.  
 Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen großen Theil seiner  
 Steppe, und ein solches Stück kann oft 50 bis 60 Werste im Umfange ha-  
 ben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbessern, so läßt er alsdann  
 zunächst das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit gesetzten Pflügen  
 mit Furchen umziehen, um seine Nachbarn, die Aecker u. s. w. vor dem  
 Feuer zu schützen, mit drei-, vier- bis achtfachen Furchen, je nach der Größe  
 der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden  
 sich auf der so umzogenen Steppe noch Enclaven, die ebenfalls geschützt wer-  
 den sollen, als z. B. Häuser, Heumagazine, Ackerfelder u. s. w., so wer-  
 den sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vor-  
 sichtsmaßregel begeben sich alsdann ein paar Duzend Menschen mit Heuwischen,  
 die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und stel-  
 len sich in gleichen Entfernungen in einer Linie auf, welche die Richtung des  
 Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an.  
 Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um sich her-  
 um, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr und verbindet  
 sich mit der Flamme des Nachbarn, bis dann alle nur eine große, unabseh-  
 bare Rauch- und Feuerlinie bilden und so regelmäßig und ruhig mit dem  
 Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorschreiten. Alle harten Kräuter  
 brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem

Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Gluth nachschürend, wo er etwas ungenossen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht Alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald darauf ein Regen, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich je nach der Beschaffenheit des Bodens häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

So wie auf der hohen Steppe das Gras, eben so werden auch an den Flüssen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können als die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte. Allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerströmen auf. Dniestr und Dniepr sieht man in der Nacht oft auf langen Strecken hin von rothem Scheine erleuchtet, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flösse. Die Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die, wie schon oben bemerkt, sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Ratten wären, und dann zweitens, um dem jungen, aufsprossenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt dasteht, in seinem Wachstume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehre Klaftern hoch aufloodernde Flamme giebt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Stellen zugleich in Brand gesteckt werden, und die Flamme sich weit und breit in den Fluß-Plawnas verbreitet, so giebt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, die, wie der Dniestr, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann, den Flußlauf mit einem feuerigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, gleichsam als hätten

große Vulcane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänfeschaaen und die Pelikane sammeln sich auf den See- und Flußarmen zwischen dem Schilf und schreien und schnattern, als wollten sie sich gegen den Flammenstrom zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler, Geier und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer vor allen nicht dulden können, stürzen sich truppweise in's Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergessend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie aus Qualm und Feuer in die Fluthen zurückstürzt. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnüchlich zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Wasser zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abspringen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gefesselt, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von der Nahrung gebenden Basis und schwingen sich frei und ungebunden über dem Wasser, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft thurmhoch über dem ganzen Feuermeere erheben. Viele schädliche Wölfe, die dabei vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um. Aber auch viel nützlichcs Geflügel verbrennt sich dabei das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlassen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreisen und wohl gar mitten in die Flamme hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaen sich willig in dem Feuer braten.

Trog aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich diese Schilfbrände des Dniestres und Dnieprs alljährlich so pünctlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden mit dem Borsythenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender ist es, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingseuchten der Steppenflüsse gesprochen hat.

### Heuernte in den Steppen.

So viel also von den Arten der Gräser und der Weise, den Steppentrasen zu bedingen. Was nun aber das Trocknen der Grasshalme zur Conservirung ihrer nährenden Säfte, „das Heumachen,“ betrifft, so ist die gewöhnliche Zeit dafür in den Steppen der Anfang und die Mitte des Junius. Es kommen dabei viele kleine Eigenheiten vor, die als Folge von Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Vegetation dasselbe charakterisiren und die daher hier eine Erwähnung verdienen.

Zuerst mähen sie durchweg nur einmal im Jahre, denn die Steppe hat in den trockenen Monaten Junius, Julius und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit vielmehr fast eben so todt wie im Winter daliegt; im September und October giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieß Herbstgras zum Mähen nicht hoch genug, und man läßt es daher blos vom Viehe abweiden. Es macht die Heuernte den Steppenbewohnern nicht halb so viel Umstände als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder auseinander breiten und wieder trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, es als Heu heimfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen und Burschen her, die das gleich trockene Heu in kleine Haufen, welche sie „Kopfen“ nennen, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren oder für die Ueberwinterung zu größeren Haufen aufgesetzt, die sie „Skirten“ heißen. Ja, in der Mitte oder Ende des Junius ist die Trockniß gewöhnlich schon so groß, daß die Sache noch kürzer wird. Sie fahren alsdann nämlich mit einigen Wagen auf die Grasssteppe, mähen und packen unmittelbar auf und fahren entweder sogleich heim, oder auch wohl, wenn sie Geld nöthig haben, auf der Stelle von der Heuwiese zu Markte und verkaufen das Heu noch am Tage der Ernte. Sie fürchten auch gar nicht, das Heu selbst noch ein Bißchen feucht aufzustapeln, denn sie behaupten, es trockne schon von selbst nach, und wissen nichts davon, daß die Gräser sich so erhizen und in Brand gerathen können, wie sie es bei uns thun.

Jene großen Haufen, in welchen sie das Heu aufspeichern, die „Skirten,“ errichten sie entweder auf ihren Gehöften, oder auch in Mitte der Steppen. Es haben dieselben immer ein bestimmtes Maß: in den südlichen Steppen 10 Faden Länge, 2½ Faden Breite, 2½ Faden Höhe und 7½ Faden im Ueberwurf, d. h. wenn man von dem Fuße der Skirte auf der einen Seite zum Fuße auf der anderen einen Strick über sie hinwirft, so muß dieß gerade 7½ Faden betragen. Eine solche Skirte hält 20 bis 25 Fuder

Heu und kostet 80 bis 100 Rubel; in Hungerszeiten aber steigt ihr Preis auch auf 1000 bis 1500 Rubel \*). Solche häuserhohe Skirten setzen sie nun eine hierhin, eine dorthin, wenn sie auf baldigen Verkauf rechnen. Wollen sie das Heu aber länger aufbewahren, so setzen sie 50, 60, ja bis 100 Skirten in parallelen Reihen bei einander und umziehen sie mit einem Walle und Graben. Das Ganze hat dann, da die Skirten so hoch und lang sind wie große Gebäude, das Ansehen eines Dorfes. Das Heu setzt sich in diesen hohen Haufen mit der Zeit so fest, daß es darin gegen Wind und Unwetter fast so gut geschützt ist wie in unseren Scheunen.

Da es in den noch schwach bewohnten Steppen gewöhnlich an Arbeitern fehlt und daher der Tagelohn hier immer bedeutend hoch ist, dabei aber die Gränzländer der Steppen auf der anderen Seite gerade zu den allerbevölkersten des russischen Reichs gehören, so namentlich das nördliche Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, so wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen aus diesen Gränzländern in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen. In der Regel beträgt der Lohn eines Mannes, eines gewöhnlichen „Kossar“ (Mäher), der weiter nichts als Heumähen versteht, in der Zeit der Heu- und Körnernte einen bis anderthalb Rubel, der eines Weibes 70 bis 80 Kopeken (5 gute Groschen), der eines Kindes 20 bis 30 Kopeken. Allein in Jahren gesegneter Ernte steigt dieser Lohn bedeutend, bis auf 3, ja auch 5 Rubel (1½ Thaler) für einen Arbeiter; solche Jahre waren 1825, 1826, 1829 und andere. Im Jahre 1829 stand der Tagelohn so hoch, daß selbst die kleinen Bürgerleute aus Odeffa auf die Steppe hinauswanderten, und die Diener der Kaufleute, die Mägde und die Bedienten wegliefen, um sich als Knechte bei den Bauern einen höheren Lohn zu erwerben. In solchen Zeiten nehmen dann die Bauern Alles in ihren Dienst, was da nur mit zwei gesunden Armen kommt, Panskije ludi (Herrenleute), wie Kasakki (freie Leute) aus Poltawa und Kiew, Schlachtigen (kleine Edelleute) aus Polen, wie Meschtschanine (kleine Bürger) aus Odeffa. Wenn es in der Ukraine nun heißt: „In der Steppe waltete dieses Jahr Gottes Segen, und es wird auf Feldern und Wiesen viel Arbeit geben,“ so wandern dann die Leute in langen Zügen hin, und Alles schafft und rafft auf der Steppe, wie es mag und kann.

Man miethet diese „Kossari“ (Mäher) auf den Bazaren (Märkten) von Odeffa, Zekaterinoslaw, Nikolajew und Baltta, wo die sich Anbietenden sich versammeln. Da stehen sie dann, von der Sonne und dem Steppenstaube

\*) Es fragt sich wohl, ob die Intensität des Viehhungers bei uns in Deutschland je in dem Verhältniß von 1 zu 15 verstärkt wird, wie in den grasreichen Steppen.

geschwärzt, wie die Mohren auf den Sklavenmärkten herum, Mann, Frau und Kinder, Freundin mit Freundin, Landsmann mit Landsmann, und warten ab, daß sie Jemand kaufe. Doch hängen immer mehre zusammen und wollen sich nur cliquenweise verkaufen. Dann kommen nur die deutschen Kolonisten und die Beamten der Edelleute mit zwei oder drei Wagen zur Stadt gefahren, laden auf, was sie fortbringen können, und jagen damit in die Steppe, wo sie ihnen ihre Arbeit anweisen. Die „Panskije Ludi“ nehmen sie lieber als die „Kasakki,“ weil sie mit der schlechtesten Kost, ja mit Allem zufrieden sind. Die „Schlachtigen“ bekommen von allen den geringsten Preis, weil sie träg, stolz und voll Ansprüche sind; so classificiren die Landwirthschafter sie. Der Reisende aber kann sie nur alle mit einander in die Classe der sorgen- und harmlosesten Menschen setzen, die ein weit zufriedeneres Gemüth haben als ihre reichen Steppenherren. Die Weiber besonders singen beständig bei ihren Arbeiten, ja sie treiben es in dieser Hinsicht weiter als die Leuten; denn sie hören selbst in der Mittagshize nicht auf zu singen, auch bei der schwersten Arbeit nicht, wenn sie z. B. in beständig gebückter Stellung Garben binden. Und wenn die Männer sich des Abends auf ihren Pelzen mitten auf der Steppe neben ihren Sensen und Heuhaufen zur Ruhe legen, so hört das Geschwäg die halbe Nacht nicht auf. Während der Reise sieht man sie oft auf ihren Ruheplätzen singen und tanzen. Einmal setzte ich mich zu einer solchen Gesellschaft Kossari, die aus der Ukraine gewandert kam; sie sückten ihre zerlumpten Pasteln \*). Als sie damit fertig waren, legten sie sie an, betrachteten unter allerlei Späßen und Faren ihr Werk und singen dann auf das Lustigste an zu tanzen, indem sie dabei immer mit großer Freude auf ihre neugeslickten Sandalen blickten.

Wie glücklich, daß gerade ein so genügsames Volk in die sonst so öden und unwirthlichen Steppen kommen mußte!

\*) Die russischen Sandalen.

#### IV.

### T h i e r l e b e n .

„Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,  
„Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten  
„Mächtig zurück.“

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, — daß fast jeden Strauch seine eigenen ihm angehörigen Thierchen umschwirren, — daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen wieder andere, — ja daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird, — und betrachtet man dann nun die Steppe und ihre großartige Einförmigkeit, diese unbegranzte Ebene, diesen Mangel fast aller Bäume und Sträucher, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die Alles verdeckt, die keine Sümpfe bildet und ohne Seen und Quellen bleiern da liegt, die Vulcan mit nicht der geringsten befruchtenden Furche seines erweckenden Feuerflugs auslockerte, — wo Alles zugleich unter einem und demselben Sturme leidet, — wo Trockenheit das Ganze dursten und Kälte Alles zur selben Zeit erstarren läßt, — wo keine Verstecke und Zufluchtsorte sich bieten und keine verborgenen Hülfquellen von der Natur bereitet sind, an denen sich zarte Lebenskeime nähren und conserviren könnten, — faßt man dieß Alles zusammen, so wird man es natürlich finden, daß eine solche Boden-Einförmigkeit, welche eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte. Nur solche Thiergeschlechter mögen in der Steppe weilen, die alle auf gleiche Weise eine gleiche Bodenbeschaffenheit, dieselbe Temperatur, dasselbe Klima, dieselbe Vegetation gleich gut ertragen, und deren sind natürlich nur wenige. Die Steppen-Fauna erscheint daher in Vergleich zu der anderer mehr begünstigter Erdstriche so arm an Geschlechtern und Arten wie die Steppen-Flora.

Auf der andern Seite aber ist es wiederum nicht weniger erklärlich, daß, so gering die Anzahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Cultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Die Familien derselben daher, welche einmal die Steppe vertragen konnten und in ihr herrschend geworden sind, finden einen um so freieren Spielraum in ihr und dominiren um so gewaltiger. Es ist daher nur der Forscher, der die Steppe thierarm findet, wenn er vergleichend die Anzahl der verschiedenen Arten summiert. Der Reisende, wenn er die Steppe betritt, glaubt vielmehr, in einem der lebensreichsten Striche der Erde zu streifen. Zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht, und sich theils die einheimischen Thiere in lustigster Lebendigkeit regen, theils fremde Pilgrimme sich auf der Steppe sammeln, die sich nachher bei der Sommerluth in benachbarte und entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunte Haufen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in den ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streifen zahlreich umher. Lerchen, Kibize, Tauben, Drosseln und Dohlen mischen sich allenthalben ein, und selbst die Insecten zeigen sich in großen Massen, die Schmetterlinge in Verhältniß zu der Anzahl von Blumen, die Mistkäfer in Verhältniß zu der Größe der Viehherden, und in für den Landmann schlimmen Jahren Heuschreckenheere, von denen jede Compagnie eine Legion ist.

Nur wenige von diesen Thieren sind den Steppen ausschließlich eigenthümlich, vielmehr theilen sie die meisten derselben mit andern Erdstrichen, und das Allgemeine ihrer Art und Lebensweise ist daher überall bekannt genug. Allein das Leben jedes Thieres kommt in jedem Himmelsstriche in andere Verhältnisse, unterliegt andern Bedingungen und wird daher überall in seinen Lebensäußerungen besonders modificirt, und obgleich die Natur der Thiere nicht so biegsam ist wie die menschliche, die sich noch weit mehr allen verschiedenen Verhältnissen zu accommodiren weiß und eben daher auch weit mehr Varietäten zeigt, so lebt doch ein und dasselbe Thier auf den Bergen anders als auf der Ebene, in waldiger Gegend anders als in waldlosen, in den südlichen warmen Theilen seiner Verbreitungs-Region anders als in den nördlichen. Es ist daher der Zweck der folgenden Blätter, einige Reisebemerkungen über das Leben der Steppenthiere, wie es durch die Eigenthümlichkeit der Steppen bedingt wird und wie es sich auf diesen Grasplateaus bewegt, zusammenzustellen.

## 1) Bierfüßer.

Kaum hat man den Dniepr bei Kremenschug überschritten, und kaum ist man durch die jenseitigen Granitblöcke auf der hohen, reinen und walddlosen Steppe angelangt, so sieht man überall an den Wegen und selbst auf den Wegen ein kleines Thier im Grase schlüpfen, das die Russen „Susslik“, die deutschen Kolonisten „Erdbäschen“ und die Gelehrten *Cytilus vulgaris* nennen. Dieses allerliebste kleine, zierliche und bewegliche Nagethier scheint diesen Gegenden ganz eigenthümlich anzugehören; denn selbst in den bebusheten Gränzländern der Steppe sieht man es kaum. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, so wie die vielen dort Nahrung gewährenden Zwiebelgewächse und Gräser sagen ihm besonders zu und lassen es hier in Menge gedeihen. Es hat in seinem Wesen und seinen posselichen Manieren am meisten Aehnlichkeit mit den Murmelthieren und Eichhörnchen und steht in gewisser Hinsicht zwischen beiden in der Mitte. Das Murmelthier müßte man bedeutend kleiner und schlanker machen, um ein Susslik daraus zu gestalten, und dem Eichhörnchen müßte man seinen Schwanz verkürzen und sein Fell sprenkeln, um das Susslik zu erhalten, welches man das Eichhörnchen des baumlosen Steppenbodens nennen könnte. Es gleicht ganz einem jungen Häschen, wenn man ihm die Ohren beschneidet und den Schwanz etwas verlängert.

Die Höhlen, welche sich das Susslik im Boden macht, gehen anfangs schräg hinab und dann wieder aufwärts zu ihrem Neste, haben zwei Ausgänge und außer dem Neste noch eine Vorrathskammer. Man kann sie leicht mit eingeschüttetem Wasser daraus vertreiben und so fangen. Denn das Wasser können sie durchaus nicht vertragen, weshalb sie sich auch in trockenen Jahren außerordentlich vermehren, während in feuchten ihre Anzahl abnimmt. Sie siedeln sich daher am liebsten an Abhängen der Thäler an, wo der Regen schnell abfließt. Jedoch sieht man sie auch auf der flachen Steppe selbst so häufig, daß man meilenweit hinsfährt und jeder Blick in's Gras auf ein Susslik trifft, auf das eine, wie es in sein Nestchen schlüpft, auf das andere, wie es vor seiner Höhle sitzt, neugierig sich umschauend, auf ein drittes, wie es im Grase manierlich frist. In den tiefen Thalgründen selbst aber, wo die Kröten in Schaaren wandeln, sieht man die Sussliks nie.

Die Sussliks scheinen allerlei kleine wohlgefällende Launen und Leidenschaften zu haben, die ihrem zierlichen Aeußeren entsprechen. Sie scherzen und spielen mit einander wie die Murmelthiere und beißen und kreischen im Grase herum wie die Wiesel. Sie sind auch neugierig, was immer bei Thieren wie bei Menschen ein Zeichen von innerem Geistesleben ist. Wenn ein Mensch oder sonst etwas Neues sich ihnen nähert, so richten sie sich erst im

Grase auf, anfangs nur ein wenig; tritt man noch näher heran, so schliessen sie mit jedem Schritte höher empor und stehen endlich ganz kerzengerade und unglaublich lang im Grase da, über alle Halme und Blumen wegguckend und das Köpfchen wie ein Vogel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Dieß allmähliche ruckweise stattfindende Aufschließen des Thierchens geschieht auf eine sehr merkwürdige Art, ganz so, als wenn es inwendig wie ein Perspectiv aus lauter in einander geschobenen Theilen bestände, die es eins nach dem anderen durch starke elastische Federn hervorschießen ließe. Nähert man sich ihm noch mehr, so verwandelt sich die Neugierde in Besorgniß, und es schießt eben so ruckweise wieder nieder, die Besorgniß geht endlich in Furcht über, und es springt zu dem Eingange seiner Höhle. Hier setzt es sich aber wieder hin, blickt sich um und berechnet die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, so kommt es auch sogleich wieder hervor und thut unbefangen. Schreitet man aber noch näher rasch heran, so wird es dann von Angst und Schrecken befallen und stürzt sich in sein Nest hinab.

Der Ton des Sufliks ist ein sehr melancholischer. Man könnte ihn dem Gezirpe des Heimchens vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß er feiner und gezogener ist und am Ende sich mollartig einen halben Ton höher schleift. Er klingt äußerst leidend und rührend, fast wie der eines in den letzten Zügen liegenden Wesens, wodurch er auffallend mit der Lebhaftigkeit des Erdhäschens contrastirt.

Es ist aber auch dieser Ton das Einzige, das an ihm wie alle Töne der Steppe melancholisch ist; denn selbst seine Freude an seines Gleichen und seine Liebe zur Geselligkeit bezeichnen sein Wesen als freundlich und nicht eremitisch. Wo die Sufliks sich zeigen, da erscheinen sie immer in ganzen Gesellschaften, und es giebt Gegenden in der Steppe, die meilenweit von ihnen unterminirt sind und in denen sich Höhle an Höhle befindet. Sie fressen das Gras und die Samereien des Grases, auch die Zwiebeln und Wurzeln, sind daher auch den Aeckern und Fruchtsammlungen gefährlich, jedoch bei Weitem nicht in dem Grade wie die Mäuse, da sie sich nicht wie diese in dem lockeren Boden der Aecker oder in den Speichern und Fruchthäusen der Menschen ansiedeln, vielmehr weit lieber frei in offener Steppe wohnen und den allzu gelockerten Ackerboden schon des leicht eindringenden Regens wegen meiden. Nur einer Art menschlicher Ansiedelung werden sie besonders gefährlich, den kleinrussischen Melonen- und Arbusengärten nämlich. Sie lieben außerordentlich die süßen Kerne dieser Früchte und tragen sie aus der Erde hervor, weshalb auch die Kleinrussen und Bulgaren ihre Waschtans zur Zeit der Einsaat rund umher mit Fallen umstellen, in denen dann manches naschhafte Suflik sein zierlich gestrecktes Fell einbüßt. Die Leute bewahren auch, wenn sie viele fangen, wie ihnen denn dieß ein Leichtes

ist, die Felle auf, und ihre Weiber benutzen sie zur Verbrämung ihrer Kleider. Ja man setzt auch zuweilen ganze Pelze und Schlafröcke daraus zusammen \*).

Das Susslik ist wohl ohne Zweifel das verbreitetste von allen vierfüßigen Thieren in der Steppe und muß als solches außerordentlich vielen anderen Steppenthieren zur Nahrung dienen. Es macht daher auch eigentlich Alles, was mehr Kraft hat und seiner Meister werden kann, Jagd auf das Susslik, der Wolf wie der Fuchs, der Adler wie der Habicht. Einige Habicht-Arten scheinen besonders darauf angewiesen zu sein; denn man sieht sie beständig über der Steppe flattern und auf die vor ihren Höhlen spielenden Erdhasen herabschießen. — Auch der größte Theil der Steppenhunde hat keine andere Nahrung als das Susslik.

Außer dem Susslik giebt es noch mehre solcher nagender Höhlenbewohner in der Steppe, wo eigentlich Alles, selbst der Mensch Troglodyt werden muß. Keiner unter allen aber tritt mit dem Menschen in nähere Beziehung als die Maus, deren Vermehrung in den Steppen-Kornmagazinen oft in's Ungeheuere steigt. Für die Kinder der Mäuse haben sich hier die Mährchen vom Pfannenkuchen-Berge verwirklicht; denn die festen Mauern der großen Skirten (Getreidehaufen), in denen sie ihre Gänge und Nester ausarbeiten, bestehen ganz aus Korn, das ihnen Brod und Zucker ist. Sie vermehren sich daher auch in den alten Skirten, die zuweilen Jahre lang stehen bleiben, auf unerhörte Weise und lassen oft kaum die Hälfte der Körner darin. Daher greift denn der slythische Landmann nicht selten zu der Wirthschaftsmaßregel, die ganzen Magazine anzuzünden und mit sammt den Mäusen zu verbrennen. Nach feuchten Jahren sollen sie sich immer in größerer Anzahl zeigen als nach trockenen, was aber doch wohl weniger auf den häufigeren Regen als auf die gesegnetere Ernte der feuchten Jahre zu deuten ist.

Vom Wolfe der Steppenländer behauptet man, daß er minder hoch und dabei länger sei als der Wälderwolf. Merkwürdig ist es, daß er hier in den Steppen, wie so vieles andere Lebendige, auch Höhlenbewohner geworden ist, und zwar haust er nicht etwa nur in solchen von der Natur ihm vorbereiteten Höhlen, was er auch anderswo thun mag, sondern er gräbt sich auch — und das ist eben das Besondere — selber wie der Fuchs große Löcher, nicht nur an den schroffen Wänden der Regenschluchten und Meeresufer, sondern auch nicht selten mitten in der flachen Steppe, wo man oft die jungen Wölfe klastertief aus der Erde hervorgegräbt.

Aus der Umgegend von Odessa haben sich die Wölfe natürlich des vermehrten Unbaues wegen schon bedeutend zurückgezogen, und überhaupt kann

\*) Auf der Leipziger Messe ist das Pelzwerk der Sussliks unter dem Namen der „Susselichen“ bekannt.

man annehmen, daß sie sich von dem nördlichen Kleinrußland her gegen das schwarze Meer hin immer mehr und mehr vermindern. Denn die kahlen Steppen sagen ihnen natürlich nicht so zu als die bebusheten und bewaldeten Felder der Ukraine und Kleinrußlands. Ich glaube, in keinem Theile Rußlands und folglich wohl der ganzen Welt ist der Wolf so häufig als in diesen nördlichen Gränzländern der Steppen. Weil die Viehzucht hier fast eben so groß ist, die Waldlosigkeit aber geringer als auf der Steppe, dabei jedoch zugleich die Waldungen weniger hohes Holz als in Polen und mehr niedriges Gebüsch, wie es der Wolf liebt, enthalten, und weil endlich noch die Nachlässigkeit und Indolenz der Leute in Bezug auf die Ausrottung der Wölfe größer als irgendwo ist, so ist es das wahre Vaterland derselben, wie Polen das der Juden. Jede Wohnung und jedes Gehöft ist in diesem Lande eine Festung gegen die Wölfe, gegen welche sie Alles mit 12 bis 14 Fuß hohen, aus Dornen geflochtenen Mauern umgeben. Ich sprach eines Tages mit Weibern aus Uman, einem Städtchen der Grafen Potocki im Kiew'schen, von der Menge der Wölfe in ihrem Lande. „O ja deren giebt es die Fülle bei uns“, sagten sie. „Sie kommen in die Dörfer wie die Hunde und holen unsere Kinder aus den Wiegen“.

Der großen Anzahl der Wölfe in den Steppen und besonders in den Steppen-Gränzländern entspricht die Menge ihrer Hauptverfolger, die der Schöpfer, nach der so großen Aehnlichkeit ihrer Naturen zu schließen, zu ihren Brüdern bestimmte, die der Mensch aber mit ihnen entzweite und zu ihren unverföhnlichen Feinden machte, — der H u n d e. Es giebt, glaube ich, kein hündischeres Geschöpf auf diesem Erdenrunde, als es der S t e p p e n h u n d der Kosacken und Tataren ist. Da in der That Manches dabei vorkommt, was Land und Leute charakterisirt, so verdient, glaube ich, dieß südrussische Hundeleben eine besondere Darstellung, die ihm, so viel ich weiß, noch Niemand widmete.

Das Geschlecht der südrussischen Steppenhunde ist gewiß das gemeinste und tugendloseste aller Hundegeschlechter der Erde. Man muß dabei alle Gedanken an unsere treuen Phylare, unsere kräftigen doppelnasigen Sultane und Tolpatsche, unsere lebendigen Spitze und komischen Möpfe verbannen. Diese Geschlechter existiren nicht in den Semlanken und Chaten der Steppen, und ihre guten civilisirten Physiognomieen, die wohl nur ein Ergebniß von tausendjähriger menschlicher Pflege und Cultur sind, sind durchaus in den wilden gottigen Steppenhunden nicht erkennbar. Durch den ganzen russischen Süden von der Ukraine bis an die Gränzen der Türkei und noch weiter in's Innere Bulgariens und Thraciens hinein hat der Hund durchweg dasselbe wilde Außere. Es ist überall ein großes, langhaariges, langmauliges, langbeiniges und langschwefiges Thier, das unter seinen Vorältern mehr Wölfe als Hunde

zu zählen scheint, mit so wenigem Racen-Unterschiede, daß selbst kaum ein Farbenwechsel unter ihnen stattfindet. Ein schmutziges Graubraun ist unterschieden die herrschende Farbe. Ihre Verwilderung, so wie ihre Anzahl, kann im türkischen Reiche nicht ärger sein, als sie es in diesen ehemaligen Gränzprovinzen der Türkei ist. Denn obgleich der Kleinrusse den Hund nicht liebt und ihn keiner Aufmerksamkeit würdigt, ja ihn überall aus seiner Wohnung vertreibt und nie mit seinem Hunde zusammen in demselben Zimmer essen würde, während er seine Kage und seinen Hahn beständig bei schlechtem Wetter sorgsam in sein eigenes Zimmer aufnimmt und ihnen den besten Platz am Ofen anweist, so umgiebt er sich doch immer theils der Wölfe wegen, theils vermöge seiner Nachlässigkeit, die keine Aufsicht über die Vermehrung der Hunde führt, mit einer Menge dieser Wächter. Bei jeder Steppen-Chate springt dem Fremden ein halbes Duzend zottiger Bläffer entgegen. Ja nicht selten findet man 10 bis 12 großer Hunde, nicht etwa auf einem großen Gehöfte, in einer weitläufigen Wirthschaft, sondern bei dem erbärmlichsten Erdhause, bei dem man mit Mühe suchen muß, was da zu bewachen sein könnte. Sie füttern die Hunde nicht, und diese müssen sich ihre Nahrung auf der Steppe rauben, sie belehren sie in nichts, sie schmeicheln ihnen nicht und geben ihnen nur Scheltworte als Namen. Dabei aber läßt man sie sich auch gatten und nähren, wie sie wollen, und tödtet nie ihre zahlreiche Brut.

Im Frühlinge, wo in den Steppen Alles, selbst das zahme Vieh, in einen Zustand halber Wildheit verfällt, die Pferde in den Tabunen (Pferdeherden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenherden), und wo Alles die freie Steppe sucht, thun dasselbe auch nicht selten die Hunde. Die Hündinnen gehen alsdann in die hohe Steppe, scharren sich eine Höhle und werfen ihre Zungen fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen den Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, — so wie der Frühling mit seinem Ueberflusse sogar das Zahme wild machte und den Hund zu den Wölfen jagte — im harten Steppenwinter, sage ich, erinnern sich erst die wilden Hunde wieder ihrer alten Herren und kommen zu ihren ehemaligen Wohnungen zurück.

Im Sommer machen sie Jagd auf die Mäuse, Ratten und Erdhäschen, saufen die Eier der Vogelnester und lernen selbst flügge Vögel im Laufe erhaschen. Im Winter aber kommen sie in die Dörfer, und aus diesen füllen sie wieder die Städte. Hier sieht man alsdann überall scheue, hungerige und herrenlose Hunde mit gesenktem Schweife umherstreifen. Insbesondere er-

füllen sie die Plätze vor den Städten, auf denen die Einwohner den Unrath und Kehricht ausschütten und durchstreichen die Regenschluchten, in die man das gefallene Vieh hinabstürzte. Hier sieht man sie oft geschäftiger als die Würmer an den gefrorenen Muskeln eines Aases zu Duzenden nagen.

Die Hundepolizei ist natürlich, wie vieles Andere in den Steppen, noch in der Kindheit. Freilich gehen wohl in einigen Städten, wie Dessa, Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Steppen nicht verstopfen kann. In gewisser Hinsicht üben die Hunde selbst eine Art von wohlthätiger Gesundheitspolizei, ganz wie in der Türkei. Denn wie dort verzehren sie sogleich Alles, was an todten und faulenden Fleisch-Substanzen auf die Straßen geworfen wird, und verwandeln so das stinkende Fleisch, dessen üblen Einflüssen nicht so leicht zu entrinnen ist, in lebendiges, dessen Bissen man unschwer ausweicht.

Die Hunde in den Steppen sind ihrer großen Anzahl wegen weniger eine Hauswohlthat als vielmehr eine wahre Landplage. Sie sind Allen zur Last, und selbst den Gärtnern fallen sie beschwerlich. Denn sie lieben erstaunlich das Obst und durchstreifen beständig die Weingärten, um Trauben zu speisen. Sie klettern sogar wie die Bären auf die Bäume, um süße Pflaumen und Birnen zu naschen. Je mehr sie Fleisch essen, desto mehr ver-speisen sie auch nachher vom Obste, das ihnen, wie die Leute sagen, zur Kühlung der durch das Fleisch veranlasteten Hitze dient. Bei Viehseuchen machen sie neue Noth; denn theils verschleppen sie den Krankheitsstoff in die Häuser und Ställe, theils bricht gewöhnlich nach einem großen Viehsterben die Hundswuth auf eine äußerst heftige Weise unter ihnen aus. Vor einigen Jahren war am Dnieste hinauf ein großes Viehsterben, und es brach darnach im folgenden Frühlinge eine so heftige Wasserscheu unter den Hunden der Gegend aus, daß die Pferdeherden sich nicht auf die Steppe hinauswagten, und daß Boten und Couriere sich überall nur zu zwei und drei Mann und bewaffnet auf den Weg machten, um sich gegen die zu fürchtenden Anfälle der tollen Hunde besser vertheidigen zu können.

Wie die Wölfe machen sich auch die Hunde Höhlen in der Steppe, und zwar nicht etwa bloß kleine, wenig tiefe Löcher, sondern weite, tiefe Räume mit engem Ausgange, in denen sie bei der Hitze Kühlung und bei der Kälte des Winters Wärme finden.

Die halbe Wildheit, in der die Steppenhunde leben, ist auch Ursache ihrer Vermischung mit den Wölfen. Daß diese Vermischung hier in den Steppen so wie in der Ukraine stattfindet, wird allgemein als ausgemacht angenommen. Die Leute sagen darüber Dieses: Freilich vermische sich der Hund

nie der Art mit den Wölfen, daß er sich ganz unter ihnen einbürgere und mit ihnen lebe; die noch viel wildere Natur der Wölfe dulde das nicht. Die Wölfe seien so eifersüchtig auf die Reinheit ihres Blutes, sagen die Leute, daß eine Wölfin ihre Zungen allemal nach der Geburt zum Wasser führe, saufen lasse und auf der Stelle den zerreiße, der nach der Art der Hunde das Wasser mit der Zunge emporziehe und es nicht wie der Wolf schnappend hinein-fresse. Die Race der Wölfe in den Steppen und Wäldern bleibe auf diese Weise immer rein. Allein es ereigne sich oft, daß eine Wölfin, entweder weil sie von den anderen Wölfen verjagt oder vielleicht durch eine Jagd ver-sprengt wurde, sich ganz aus ihren heimischen Gegenden verlaufe und in Steppengebiete komme, wo sich eben keine Wölfe befinden. Träfe sie hier nun etwa einen in der Wildniß einsiedlerisch hausenden Hund, so gehe sie wohl mit ihm eine Verbindung ein, aus der ein hündisches Wolfsgeschlecht entspringe. Die Deutschen nennen die so zur Welt gebrachten Kinder der Wölfin Wolfshunde \*). Diese Wolfshunde bleiben nun wohl bei der Mutter, so lange sie mit ihrem hündischen Gemahle lebt, sie nimmt sie aber nie mit sich, wenn sie ihren friedlicheren Ehemann wieder mit jenem wilden Herrn vertauscht, und diese Wolfshunde halten sich dann zur Partie der Hunde. Sie haben im dicken Kopfe, in den spitzen Ohren und dem starken Gebisse am meisten Aehnlichkeit mit dem Wolfe, und eben so auch in den Haaren. Ihr Fell wird fast zu demselben Preise wie das eines ächten Wolfes bezahlt. Obgleich sie nicht so viel bellen und nicht so bissig sind wie die Hunde, so hält man sie doch an der Kette, weil sie die blutigen Neigungen ihrer Mütter doch manchmal nicht ganz verläugnen können. Die Leute wollen die Spuren der Wolfsbildung sogar noch bis in's dritte Glied wahrnehmen. Erst bei'm Urenkel, sagen sie, verschwinde sie völlig, und dieser ist wieder ein reiner Hund. Der Wolfshund soll der ärgste Feind des Wolfes sein und ihn mit noch weit größerer Wuth verfolgen als der Hund, weshalb sie ihn auch dieser geschätzten Eigenschaft wegen immer aufziehen und ihn erst, wenn er alt geworden ist, seines Felles wegen erschlagen.

Von den Katzen der Steppen wüßte ich weiter nichts Besonderes zu melden, als daß es die wilde Katze nirgends giebt, die zahme dagegen, eben so wie der Hund, oft wild wird. Von fünf Katzen, welche die Leute im Winter haben, bleibt ihnen im Sommer oft nur eine. Doch kann man im Durchschnitte wohl annehmen, daß nur etwas über die Hälfte der Hauskatzen Sommers in die Steppe wandert. Es ist dieses „Steppenwandern“ indeß eine besondere Eigenschaft einiger Katzen, und es giebt in jedem Hause

\*) Sie nennen aber auch die auf die Wolfsbege abgerichteten Hunde so.

eine oder einige, die es nie thun, andere aber, die es jeden Sommer thun. Sie machen sich Lager in den Steppen und haben ihre Jungen dort, und man jagt oft, spazieren reitend, ganze Gesellschaften scheuer Kagen auf. Im Winter aber, wo nichts auf der Steppe aushalten kann, zeigt sich eine große Kagenfülle in den Dörfern. Alles, was draußen ausgeheckt wurde, läuft dann hier zusammen.

## 2) V ö g e l.

Von Allem, was in der Steppe lebt, macht sich dem Reisenden, besonders wenn er ihre Fluren im Frühjahr betritt, nichts mehr bemerklich als Das, was der Classe der Vögel angehört. Die wenigen Vierfüßer des Landes sind wie die Steppenmenschen Höhlenbewohner und kommen mit wenigen Ausnahmen selten zu Tage, und die Insecten sind zu klein, um von dem vorübereilenden Reisenden als Staffage der Landschaft angesehen werden zu können. Die Wasserbewohner aber verbergen sich so, daß sie fast nur der Phantasie erreichbar bleiben. Die gefiederten Vögel sind es daher allein, die sich am häufigsten und lebendigsten zeigen und dabei an Figur, Farbe und Größe so beschaffen sind, daß man sie überall leicht mit den Augen erfaßt. Bald ist es ein Taubenpärchen, das die Gefühle der Liebe und Freundschaft erregt, bald ein schöner silberweißer Falke, der, über dem Grase sich in eleganten Kreisen schwingend, für ein armes Erdhäschen besorgt macht. Hier sind es Schaaren von Kibitzen, die tänzelnd und schreiend sich in den Lüften jagen, dort Kraniche, die, in geregelter Phalanx pilgernd, an ferne Länder erinnern. Dann ist es wieder ein Adler, der, für seine Jungen mütterlich sorgend, Fraß heranschleppt, und um den die arme Lammutter vergeblich im Grase schreit. Vor dem Wagen läuft beständig wie ein Courier der kleine weiß gefleckte „Podoroshnik“ \*) her, und hinter ihm flattern Staare, die in dem Mist der Pferde Nahrung suchen. Zuweilen sieht man eine Schaar großer Trappen im Felde weiden, und hier und da stelzen die zierlichen Jungfrauen aus Numidien auf einem Grasrücken ihren geselligen Tanz. Und über all' diesem Vögelgetümmel zwitschert beständig die hoch in den Lüften schwebende Steppenlerche, Alles mit ihrer lustigen Musik begleitend, Tanz und Tod, die Liebe wie den Mord. Dabei darf man nicht etwa denken, daß wir hier, langgedehnte Linien verkürzend, ein buntes Bild erkünstelten und in kleinem Raume gäben, was sich uns auf weiten Strecken darstellte. Nein, es wechseln so, wie wir sagten, fast auf jedem Schritte und Tritte die Scenen, und immer treten neue Vögel-Akteure in neuen Situationen und anderen Gruppierungen

\*) D. h. zu Deutsch der an den Wegen und Straßen hausende Vogel „der Straßenvogel.“

auf die Bühne. Insbesondere aber ist der Vögelreichthum groß, wo sich in den nördlichen Steppen und in den bewaldeten Steppenländern ein Gehölz zeigt, oder wo in den völlig kahlen Steppen breite Schilfwaldungen an den Flüssen hinziehen. In jenen Gehölzen nimmt das Taubengegurre, das Eulengeschrei und das Gezwitzchen der sperlingsartigen Vögel und anderer gefiederter Laubbewohner, die hier, von Menschen wenig gestört, nisten, brüten und sich mehren, so viel als es ihre eigenen Freundschaften und Feindschaften zulassen, fast kein Ende, und in jenen Schilfen paaren und schaaren sich die Enten, Gänse und Pelikane in unglaublich großen Massen.

Greifen wir nun auf's Gerathewohl in dieß Vögelgeflatter und erlegen wir wie ein Jäger, was der Zufall der Flinte bietet, mit den schmerzlosen Federpfeilen der Betrachtung, so ist gleich zunächst einer der von den Schützen am meisten gesuchten und gejagten Steppenvögel die *Trappe*, welche die Russen „*Drachwa*“ nennen, ein ächter Steppenvogel, der, ohne sich in Schilf und Dorngebüsch zu verstecken, nur auf der hohen kahlen Steppe lebt und beständig auf den nacktesten Grasrücken nistet, wo man ihn überall finden kann. Seine Figur, Größe und Nahrung ist hier wie anderswo, doch muß er wohl in den Steppen mehr Gras als bei uns fressen, das man ihn beständig abweiden sieht. Die Anzahl der Trappen ist aber weit größer als bei uns, und man macht selten die kleinste Spazierfahrt, ohne einige von ihnen zu erblicken. Jedoch sind sie im Süden häufiger als im Norden und in Kleinrußland und der Ukraine schon merklich seltener. Aus diesen Ländern wandern sie noch im Winter auf einige Zeit — von Mitte November bis Anfangs März — aus, bleiben aber am südlichen Dniestr und Dniepr und um Odeffa herum auch selbst im Winter. Gewöhnlich sieht man sie in Trupps von zwölf bis zwanzig. Im Winter aber, wo sie sich mehr associiren, zeigen sie sich auch in Schaaren von achtzig bis hundert Stück, wahrscheinlich, weil dann die Nahrung nur auf beschränkten Räumen zu finden ist. Denn irgend ein besonderer Zweck scheint ihre zahlreichen Versammlungen nicht zu veranlassen, vielmehr allein nur der Umstand, daß sie an einem und demselben Orte gemeinsames Futter finden. Sagt man jene großen Gesellschaften von achtzig bis hundert Vögeln auf, so sondern sie sich alsbald in drei bis vier kleinere Trupps zu zwanzig bis dreißig, die nach verschiedenen Richtungen auseinander fliegen, indem sich dabei die, welche ungefähr in derselben Gegend wohnen, vereinigen. Sie wohnen übrigens nur paarweise und sehr zerstreut. Verfolgt man nun jene kleineren Haufen von zwanzig zu dreißig Vögeln, so sieht man auch diese nie zusammen bleiben, sondern vielmehr bald völlig in einzelne Familien sich auflösen. Bei diesem geringen Triebe zur Geselligkeit verrathen sie doch zugleich auch wenig feindschaftliche Gesinnung,

und man sieht sie nie unter einander sich streiten, wie die Auerhähne, Störche und andere Vögel. Auch selbst die Männchen vertragen sich friedlich über die Weibchen, mit denen sie immer in strenger Monogamie leben. Wie bei den Menschen liegt auch bei den Trappen die Hauptforge für die Beschützung der Familie den Männchen ob. Wenn man sie im Juni und Juli familienweise mit ihren Jungen fressen sieht — erst im August und September löst sich das Band der Familie, — bemerkt man den Hahn, während seine Frau und Kinder sorglos speisen, beständig dabei aufblicken und umschauen und bei sich nähernder Gefahr das Zeichen zum Ausbruche geben. Es ist unglaublich schwer, ihnen beizukommen, da der Hahn die aufmerksamste Wache hält und sehr wohl die Tragweite der Jagdflinten kennt, denen er immer eben zur rechten Zeit entflieht. Dennoch gelingt es natürlich den Menschen auf mancherlei Weise, ihn zu überlisten. Theils kriechen die Steppenjäger, die Kosacken, wie die Schlangen im hohen Grase zu ihnen heran und senden den Körnersuchenden aus dem Nasen Körnlein zu, die sie nimmer verdauen, theils wissen sie auf einem aus der Gurgel des Ochsen gemachten Instrumente frappant die Töne des Weibchens nachzuahmen und äffen so den liebend nahenden Gatten, dem sich die süßen Lebenslaute in brüllende Todesdonner verwandeln. Auf andere Weise wiederum nahen die Jäger sich mit friedlichem Ochsengepanne, als wären sie harmlose Landleute, knien auf ein mit Nädern versehenes Gestell nieder, das sie wie sich selbst mit Heu bedecken, und schieben diesen wandernden Heuhaufen dem nichts Böses vermuthenden Vogel immer näher, über dem alsdann das Heu mit Feuer und Hagel schrecklich zerplatzt.

Die merkwürdigste Jagd der Trappen findet indeß in den südlichen Steppen im Winter statt. Es verkriechen sich nämlich alsdann diese Vögel in großer Anzahl in die Burianfelder und unter Dorngebüsch, unter dem sie sich wenigstens einigermassen gegen die Rauheit der Witterung schützen können. Hier aber begegnet ihnen nun zuweilen ein eigenthümlicher Unfall. Bei Rauchfrösten belegen sich nämlich ihre Flügel so stark mit Eisteis, daß sie nicht fliegen können. Dieß geht so zu: So lange der Vogel unter dem Busche sitzt, ist er so ziemlich sicher, allein bei sehr starken Rauchfrösten werden die Federn von der Last des Eises zu Boden gedrückt, dann müssen die armen Trappen nun das unbeschützte Freie suchen. Da wehren sie sich dann freilich tapfer gegen das niederschlagende Eis, schütteln sich und ziehen sich beständig die Federn durch den Schnabel. Gewöhnlich bleiben sie auch flügge. Wenn aber das nebelige Frostwetter einen ganzen Tag oder eine Nacht über anhält, so ermatten sie auch, und der fatale schwarze Krystall überzieht ihre Flügel und verklebt die Fächer ihrer Federn. Sie werden in diesem Zustande eine

leichte Beute der Füchse, Wölfe und Menschen und alles Dessen, was auf sie Jagd macht. Die Menschen insbesondere passen solche unglückliche Momente ab. Auf scharf beschlagenen Pferden galoppiren die Kosacken zu zwei bis drei Mann über das Glatteis der Steppe zu den Dorngebüschchen heran, nur mit einer langen Peitsche bewaffnet. Die schüchternen Vögel laufen, schon aus weiter Ferne ihre Feinde erblickend, mit lahmen und schwer herabhängenden Flügeln in der Steppe umher, kreischend und vergebens an ihren den Dienst versagenden Federn lüpfend. Die Jäger sprengen mitten unter sie, schlagen den einen mit einigen kräftigen Hieben nieder und lassen den anderen das fatale Leberschlangengeflecht sich um den Hals schlingen und erwürgen ihn, im schnellsten Laufe des Pferdes ihn zu sich heranreißend.

Wissen die Jäger die Zeit recht abzapassen und die Rauchfrostnächte gut zu wählen, so ist die Jagd bei der Größe der Gesellschaften, in denen die Trappen im Winter zusammensitzen, oft außerordentlich ergiebig. Man findet Leute in den Steppen, die ihren Wohlstand allein durch ein paar solcher guten Trappenjagden begründet haben. Ich kannte einen Bauer, der blos an einem Morgen mit seiner Peitsche 150 Trappen erschlagen hatte, für die er in Odessa über 500 Rubel löste. In Odessa gilt eine Trappe im Winter gewöhnlich drei Rubel, in der Ukraine sechs, ja zehn bis fünfzehn Rubel. Hier läßt man die zuletzt im Herbst geschossenen gefrieren und bewahrt sie so für die späteren hohen Winterpreise auf.

Es ist merkwürdig, daß sonst keinem Vogel der Steppe das Beglatteisen der Flügel geschieht. Vielleicht ist ein besonderer Mangel an Federfett bei den Trappen daran Schuld. Nur mit den Enten ereignet sich etwas Aehnliches. Wenn sie nämlich, aus dem letzten offenen Wassertümpel auch noch durch den Frost vertrieben, endlich auf dem Eise selber niederhocken, so frieren sie bei nächtlicher Weile mit den Füßen und den Federn des Bauches an's Eis fest, und sie werden alsdann ebenfalls mit Peitschen und Stöcken erschlagen.

Sehr merkwürdig ist das Vorkommen des Birkhühns in den Steppen. Dieser Vogel, der seinen Namen von einem Baume bekommen hat, welchen man rings herum auf der ganzen Steppe nirgends findet, und der im Norden sich blos auf den eleganten Birkbäumen nährt, zeigt sich hier mitten in der baumlosen Steppe und accommodirt sich ihrer Natur. Es läßt sich diese Bemerkung noch weiter ausdehnen, und im Allgemeinen behaupten, daß freilich viele Vögel die Steppe meiden, weil ihre Oberflächengestaltung, ihre Vegetation u. s. w. ihnen nicht zusagt, — viele natürlich die Steppe, als ihnen vorzugsweise convenient, geradezu aufsuchen, — viele dagegen aber

auch, so zu sagen, mit der Steppe fürlieb nehmen, ihre Lebensweise der Natur derselben anpassen und daher hier ein ganz anderes Leben führen, auf andere Weise ihre Nester bauen, andere Nahrung zu sich nehmen u. s. w., als sie es in solchen Gegenden thun, wo ihnen eine Wahl des für sie Passendsten gestattet ist. Wenn man nur dieß Eine bedenkt, wie selten in den quellenlosen Steppen ein Vogel zum Saufen kommt, zu wie viel Hitze und Kälte sie sich bequemen müssen, wie vielerlei Insecten und andere Nahrung sie hier vermissen, so leuchtet schon daraus zur Genüge ein, wie sehr hier die Natur und Lebensweise aller Vögel eine andere sein muß als in anderen Ländern, gewiß in einem noch weit größeren Verhältnisse als die Natur der aus fremden Ländern hier acclimatisirten Menschen, die es am Ende doch noch immer so ziemlich durch Kunst so einrichten können, daß sie ihren alten Gewohnheiten nachzuhängen vermögen.

Adler finden sich in den Steppen ohne Zweifel eben so häufig, wenn nicht noch häufiger, als in den Alpen. Die Adler suchen auch hier die Felsen auf, und in den meisten Thälern finden sie solche, indem die Flüsse Theile der unteren Kalkstein- und Granitlagen entblößten und zerrissen. Hier nisten sie denn und beherrschen von da aus die hohe Steppe, die sie in so viele Gebiete unter sich theilen, als sie im Thale Nester gebaut. Ich glaube, daß fast kein Theil der Steppe ist, den die Adler nicht unter sich vertheilt hätten. Denn man sieht sie fast immer und überall in allen Gebieten kreisen, Hasen, Lämmer, Trappen und selbst Füchse jagend. An die letzteren machen sie sich jedoch immer nur, wenn sie zu zweien sind. Sie dulden in dem Gebiete, von dem sie sich als die Herren ansehen, keinen anderen Adler, obgleich Falken, Habichte, aasfressende Geier und eine Menge anderer kleinerer Raubvögel darin noch wiederum ihre kleineren Kreise und Provinzchen finden.

Des Aases giebt es ja in den Steppen überall. Es bleibt auf allen Wegen und Stegen Todtes genug, das die Jahr aus, Jahr ein hier herumwandernden Herden liegen lassen. Den Geiern ist daher hier überall ihre widerliche Tafel servirt. Sie erscheinen besonders in den besarabischen Steppen in großen Schaaren. Hier beißen sie sich mit den Füchsen, Wölfen und halbwidren Hunden um das todte Vieh herum, das ihnen bei vielen Gelegenheiten, z. B. wenn Hunderte von Pferden durch Stürme in die Kimans und Flüsse gejagt wurden, oder wenn ganze Schaf- und Ochsenherden in Regenschluchten untkamen, so großartig und in solcher Fülle aufgetischt wird, wie wohl selten in anderen Ländern.

Die großen Viehherden erwecken nicht nur durch ihren Tod eine Menge von Aasvögeln, sondern in ihrem Leben auch schon füttern sie, damit sie nicht selber zum Futter werden, viele andere Vögel mit den Würmern und

Larven der Bremsen, die ihre Haut bedecken. Im Frühlinge sind hier die Kinder allerlei Arten von Bremsen besonders stark geplagt, die überall ihr Fell durchbohren und ihre Brut unter die Haut der Thiere bringen. Wenn das Ei der Bremsen ausgebrütet ist, und der Wurm nun wächst, so schwillt an hundert Stellen die Haut auf, bis der Wurm sie endlich durchlöchert, als Larve noch eine Zeit lang in den Haaren des Thiers wohnt und endlich als Bremse davon fliegt. Das Fell des Steppenviehs ist wegen dieser vielen Durchlöcherungen im Frühlinge nichts werth. Im Sommer wachsen sie wieder zu, und im Herbst ist Alles wieder ganz. Schaaren von Wiedehopfen, Dohlen und Staaren folgen und umflattern die Viehherden jener Larven und Würmer wegen beständig, setzen sich den wiederkäuenden Thieren auf den Rücken und hacken an ihnen herum, wie die Spechte an den Baumstämmen. Die Pferde sind zu ungeduldig, um diese wohlthuenden Vögel zu ertragen. Doch folgen auch den Tabunen (Pferdeherden) einige Vögel, namentlich Schwalben, die auf die Mücken Jagd machen, deren Schwärme das Vieh umsummen.

Der Staare giebt es in den Steppen viele Arten, die zum Theil eben so schöne Federn und Namen tragen, als sie gemeine Nahrung suchen, so der „buntfarbige Staar,“ der „Goldstaar,“ der „Rosenstaar.“ Der letztere widmet sich insbesondere den Heuschrecken, denen er beständig folgt. Es läßt sich denken, wie sehr er dafür von den Einwohnern des Landes geschätzt wird, und wie inständig sie Gott um seine Erscheinung bitten.

Doch lassen wir diesen Thieren ihren gemeinen Fraß und wenden wir uns lieber zu der nur den feinsten Weizen pickenden eleganten „Jungfrau von Numidien,“ welche die Zierde und der Stolz der Steppen ist. Zierlich mit zwei Federlocken hinter den Ohren, — so ist es stets bei ihr uralte, nie wechselnde Mode gewesen — mit feinem, angenehm gefärbten und zart schattirten Gefieder, mit schlankem Schwanenhalse und ihre Füße hoch und vorsichtig hebend, sieht man häufig diese vornehme Dame in der Steppe wandeln. Die Leute lieben den Vogel, und er gewöhnt sich leicht an die Menschen, bei denen man ihn häufig in der Gefangenschaft trifft, wo er sich immer friedlich mit dem zahmen Geflügel der Gehöfte mischt. Die numidische Jungfrau ist eine Liebhaberin des Tanzes, wie alle Damen und denkt wie diese: „Die Philosophie ist etwas, aber der Tanz ist mehr.“ In der Steppe sollen sie in großen Schaaren zusammenkommen und fröhliche Tänze aufführen, besonders in mond hellen Nächten. Leider müssen sie nur eine sehr schlechte Tanzmusik dazu haben, wenn ihnen nämlich keine andere Kehle als ihre eigene dazu aufspielt, denn ihre eigene Stimme steht in nicht weniger schreiendem Widerspruche mit ihrem Aeußeren als die des Pfau's mit seinem Kreischweife. Doch giebt

es Momente, in denen man der Demoiselle gern ihr unangenehmes Organ verzeiht und ihre Stimme sogar lieb gewinnt, mit der sie liebend ihren theueren Schwestern zuruft, wenn sie aus ihrem Gefängniß dieselben in freien Lüften schwebend vorüberziehen sieht.

Diese Numidierinnen tanzen seit alten Zeiten so in den Steppen, so wie die Geier schon das Vieh der Hunnen, Gothen, Mongolen, Petscheneger und Tataren fraßen. Auch die Kibitze, die Falken, die Dohlen und andere Vögel mögen schon alte Steppenbewohner sein. Es giebt jetzt aber auch eine Menge von Vögeln in den Steppen, die erst mit dem seit 50 Jahren eingeführten Garten-, Wald- und Ackerbau sich zu verbreiten angefangen haben. Spechte sind z. B. erst seit 10 Jahren in der Umgegend von Odessa erschienen. Alle körnerfressende Vögel, Sperlinge u. s. w. haben sich natürlich nach jener Zeit ebenfalls sehr vermehrt oder zum Theil erst neu eingeführt. Bei dem Allen herrschen doch auch jetzt noch die Fleischslucker bedeutend vor. Insbesondere sind der Falken und Habichte unendlich viele. Es giebt von ihnen äußerst elegante und schön gefiederte Arten, vor allen den schönen mitchblauen „*falco cyaneus*“, der ein wahrer Wolf im Schafskleide ist, denn sein äußeres Gewand gleicht ganz dem der unschuldigsten und lieblichsten Taube, während sein Inneres beständig voll Blut und Mord ist; dann den prächtigen „*falco rufus*“, der in Rußland blos den Steppenlandschaften eigenthümlich ist. Sein Gefieder ist mit allen Farbenschattirungen zwischen Braun, Feuerroth und Goldgelb geschmückt, und er macht sich ein Vergnügen daraus, es dem Beschauer zu entfalten und in allen Beleuchtungen zu zeigen. Denn wenn man sich, zumal in der Nähe seines Nestes, in's Gras setzt, so beginnt er ein Spiel von Aëronauten-Künsten, das seines Gleichen sucht, schwingt sich auf und ab, schießt mit einem schön geschweiften Bogen auf den Beschauer herab, als wolle er ihn erschrecken, wirft sich wieder herum und zieht Kreise umher, kleine und große, wie ein Mathematiker, steigt dann senkrecht in die Höhe, als wollte er von der Erde fliehen, fällt aber, wie ein geflügelter Stein wieder herab, als befiele ihn auf ein Mal frische Angst um seine Zungen. Man sieht auf der ganzen Steppe überall Habichte und Falken. Insbesondere nisten sie viel in kleinen Löchern am schroffen Rande der Meeresküste und in Regenschluchten.

Auch Eulen schließen sich an dieses Raubgesindel an. Denn selbst die große Lichtfülle der Steppen hat diesen Vogel nicht abhalten können, sich ebenfalls unter die fröhliche Gesellschaft aller übrigen Vögel zu mischen. Doch muß er die kurze Nacht rascher benutzen als unsere Eule, da ihm hier bei Tage auch nirgends eine Waldnacht hülfreich bereitet ist, und er muß wohl im Ganzen in der hellen schattenlosen Steppe mehr leiden als bei uns. In

den kleinen Wäldern der nördlichen Steppen vergnügen sie sich desto mehr. Eulen aller Art sind in ihnen äußerst zahlreich, und sie benutzen sie als Haltpuncte, von denen aus sie ihre Nachtstreifereien in die Flächen machen. Man sieht ganze Gesellschaften kreischender Eulen in jenen Wäldern, in denen des Nachts ihr und der Unken melancholisches Geseufze die einzigen herrschenden Töne sind.

Die Steppe selbst hat sonst wenig Tönendes. Denn der einzige ordentliche Singvogel, der hier vorkommt, ist die Lerche (*alauda calandrea*), die überall schwirrt und zwitschert, und deren Gesänge sich von hier im Frühlinge über die ganze grüne Steppe bis in's Mongolenreich hinein verbreiten. In den Dniestr-Schilfwäldern sollen auch Nachtigallen, aber nur von Wolfsöhren belauscht, schon seit alten Zeiten gesungen haben. Erst jetzt fangen sie an, sich auch durch die Dnessa'schen Gärten und in der Umgegend der deutschen Kolonien zu verbreiten.

Von den Höckerschwanen, von den Pelikanen, deren es zwei Arten giebt, und von den Löffelgänsen, die alle in den Schilfen des Dniestr und Dniepr vorkommen, sage ich weiter nichts, da ich nichts Besonderes von ihnen gesehen und gehört habe, als daß die Pelikane zuweilen in Herden von 200 bis 300 erscheinen sollen, daß die kleinere Art allein einen Schnabel von einer Elle Länge hat, und daß der nordische Schwan hier im Lande nicht bleibt, sondern im Frühlinge nur durchwandert, in Gesellschaft sehr vieler anderer Wandervogel, die alle über die unheimliche Steppe, wie über eine Fortsetzung des Meeres hinziehend, den nördlichen Waldungen zuwallen. Die meisten dieser Waller pilgern an der Küste des schwarzen Meeres hin von Konstantinopel her. Ein zweiter großer Zug geht aber in der Mitte über's schwarze Meer, wo es am engsten ist, zwischen der Krim und Kleinasien.

### 3) Amphibien.

Von Amphibien sollte man im Ganzen wenig oder gar nichts in den Steppen vermuthen, da man hier, wo fast Alles trockenes Land ist, fast nicht von einem „Amphi“ der Elemente sprechen kann, und doch sind Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Frösche äußerst häufig. Ja nach den Nagethieren, den Mäusen und Erbhäschen, scheint fast keine Thiergattung eine so große Individuen-Anzahl in diesem Lande aufzuweisen zu haben als die Batrachier, die zu Homer's Zeiten so arge Feinde jener Nager waren und beständig in allen Teichen, Tümpeln und Pfügen der Steppen so ununterbrochen schreien, als ob die Batrachomyomachie noch jetzt keinen Augenblick cessirte.

Von den verschiedenen Batrachiern, die in den Steppen wohnen, ist keine häufiger als die Unke, die hier in allen Gewässern seufzt, und deren melancholische Musik sich vom Frühlinge bis in den Herbst Tag und Nacht über das ganze Land hinzieht. Es ist dieser trübe Unkenton, dessen tiefe Melancholie kein Laut in der ganzen Natur erreicht, weder das hinsterbende Zirpen des Sufliks, noch das Klagen der Eulen, einzig in der Natur. Es gleicht ihm allein die Melancholie der einförmigen, trauernden, schwärzlichen, von mongolischgrauem Himmel überhangenen Herbst-Steppe. Sämmtliche Gewässer, die nicht, wie nur wenige, klare lebendige Flüsse sind, sowohl in der Ukraine als in Kleirussland, als auch auf der ganzen „nastajaschtschi step“ (ächten Steppe) bis zum schwarzen Meere hin, sprechen und schreien unaufhörlich in diesen ächzenden, stöhnenden Lauten, und so lange man in der Steppe weilt, bekommt man das Unkengeschrei, diese traurigste aller Trauermusiken, nicht wieder aus den Ohren. Es muß wohl so seit alten Zeiten gewesen sein. Die Hellenen von Olbia müssen sie auch gehört haben, und ich möchte wohl wissen, welche hübsche Mythe ihre rege Phantasie von diesen Steppenunken dichtete. Vielleicht sind es die verwandelten Kinder der Flora, die in dieses wilde Land kamen, wo sie nicht zum Gedeihen gelangen konnten und nun mit Sehnsucht erwarten, daß des Landes Busen sich öffne und Vulcan ackernd den Boden mit Bergreihen und Gebirgsthälern befurche. Oder sind es vielleicht die gebannten Geister der Hamarobiten und Mongolen, die den jetzigen Anbau der Steppe beklagen und harren, daß das Land ihren Pferden- und Herdenfluthen zurückgegeben werde?

Die Kröten müssen den zähen, schwarzen, fetten Steppenboden erstaunlich lieben. Denn man findet sie fast auf jedem Schritte in den Gärten. Ja auch auf den Aeckern und mitten in der hohen Steppe sieht man sie häufig kriechen, fern von allem Wasser, oft auf dem trockensten Boden bei der größten Hitze. Hat aber gar etwas Regen den Boden geseuchtet, so erscheinen sie in unglaublich großer Anzahl. Es beleben sich dann mit dieser ekelhaften Amphibie alle feuchten Thalgründe, und man hat zuweilen Noth, einen Schritt zu thun, ohne ein paar unfreiwillige Morde zu begehen.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was die Leute von dem sogenannten „Krötenregen“ einmüthig erzählen. Ich habe über diese Erscheinung sowohl mit abergläubigen Kleirussen, als mit erklärungsüchtigen und vorwitzigen, als auch mit vernünftigen und vorurtheilsfreien deutschen Landleuten gesprochen, und alle stimmten darin überein, daß häufig im Sommer in den Monaten Juni und Juli und selbst auch noch im August nach einem kurze Zeit anhaltenden starken Regenschauer, bei dem der Regen mit dicken Tropfen

herabfielen, und bei dem auch gewöhnlich die Sonne schiene, urplötzlich der Boden stellenweise mit einer ungeheueren Anzahl kleiner Kröten bedeckt erscheine, von denen Niemand gesehen hätte, woher sie kämen, oder bemerkt, wohin sie nach kurzer Zeit wieder verschwänden.

Der Regen, sagen sie, müßte ein solcher dicktropfiger heftiger Regen sein, bei dem die Tropfen so recht in den Staub klatschten. Ein allgemeiner und großer Landregen brächte die Kröten nie zum Vorschein. Daher hätte auch die Erscheinung im Sommer 1838, in welchem ich mich in den Steppen aufhielt, gar nicht stattgehabt, weil der ganze Sommer so feucht gewesen wäre.

Von der Anzahl der Kröten erzählen sie Wunderdinge. Millionen über Millionen bedeckten den Boden, wie ein Heuschreckenheer. Es wären so viele, daß man sich ekle, durch sie hinzugehen; denn man könnte wohl 40 bis 50 mit einem Male unter die Fußsohle bekommen. Einer sagte, er habe einmal einen Kleineruffen mit bloßen Füßen durch einen solchen Krötenhaufen laufen gesehen, und es sei ihm unwohl geworden bei dem widerlichen Schauspiel der an seinen Füßen hängenden und zappelnden, ganz und halb zerquetschten Thiere. Wenn man mit einem Wagen durch den Haufen hinführe, so würden die ganzen Radselgen mit ihren Säften und Leibern bedeckt. Ein Anderer sagte, es erschienen gerade eben so viele Kröten, als Regentropfen herunterfielen, denn aus jedem Tropfen entstände eine. Die Thäler zumal wären vom Anfange bis zum Ausgange mit Kröten bedeckt.

Ueber die Größe der Kröten bemerkten sie, daß sie ganz klein seien wie die jungen Kröten im Frühlinge und dabei sehr lebendig herumhüpften, daß sie alle von gleicher Größe seien und daß man nie große dabei fände.

Unmittelbar nach dem Regen, sagten sie, fände man sie am zahlreichsten. Bieulich schnell verlören sie sich auch wieder noch selbigen Tages. Gegen Abend sähe man sie in den Gräben, in den Spalten des Bodens oder überall, wo sonst an vertieften Stellen Nässe geblieben, eine über der anderen in großen Massen sitzen. Den anderen Tag sei aber nirgends mehr eine Spur von ihnen zu finden, und selbst, wenn man bald darauf den Boden umgegraben oder beackert habe, habe man nie eine etwa im Boden verkrochene Kröte aufgeworfen. Auch sei nie bemerkt worden, daß nach einem solchen Regen die Kröten in den Flüssen und Teichen sich andauernd vermehrt hätten. Vielmehr seien nachher die schon früher vorhandenen großen Kröten in ihrer gewöhnlichen Anzahl, wie auch zuvor, herumgekrochen.

Wenn man die Leute fragt, was sie von den Ursachen dieser Erscheinung denken, so antwortet der Kleineruffe: „Bog snajet“ (Gott weiß es). — Ein Grieche sagte mir: „Tschort snajet“ (Der T. . . . weiß es). Ein etwas

vorwärtiger Deutscher machte mir eine weitläufige Explication und sagte dann: „Es ist ausgemacht, daß der Regen die Kröten erzeugt. Vom Himmel herunter regnen sie freilich nicht, denn man müßte sie doch sonst in den Tropfen bemerken, sondern wenn die dicken großen Regentropfen durch die Sonnenstrahlen fallen, so saugen sie von der Electricität der Sonne das Gift ein, und fallen sie dann in den Staub des Bodens, der ganz voll ist mit Salpeter, so entstehen daraus die Kröten. So meine ich einmal,“ setzte der kluge Redner hinzu.

„Ich kann nicht wissen,“ sagte mir ein anderer sehr verständiger Deutscher, „wie die Sache sich macht. Aber das Ganze erscheint mir höchst wunderbar und unerklärlich, und ich kann auf keinen Fall glauben, daß die bei einem solchen Krötenregen erscheinenden Thiere nur die Jungen der bei uns herumlaufenden Alten seien. Denn erstlich haben ja die Jungen ihre bestimmte Zeit im Frühlinge, wo sie erscheinen, und wir sehen sie dann beständig bei trockenem Wetter in und außer dem Wasser hüpfen und können täglich bemerken, wie sie an Größe zunehmen. Die Regenkröten aber kommen selbst noch im August vor. Alsdann scheint es mir unmöglich, daß die bei uns lebenden Kröten eine so ungeheure Anzahl von Jungen sollten erzeugen können, da die, welche sie im Frühlinge ohne Regen hervorbringen, unendlich viel geringer an Zahl sind, und endlich, woher kommt es, daß wir die Regenkröten nachher nirgends mehr zu Gesicht bekommen? Ich glaube so viel, daß sie mit dem Regen kommen und verschwinden; aber ich weiß nicht, wie es zugeht.“

Was mich selbst betrifft, so will ich — obgleich ich allerdings glaube, daß, wenn irgend ein Boden Kröten erzeugen kann oder geheimen Krötensamen birgt, dieser zähe, schwarze, fettige, salpetrige Steppenboden dazu geneigt ist, — die Ansicht der guten Steppenbewohner den Naturforschern nicht aufdringen und überhaupt die ganze Sache mehr den Psychologen und Ethnographen als den Naturforschern erzählt haben, obgleich allerdings auch diesen noch manche Frage sich dabei aufdringen könnte.

An Eidechsen findet man ebenfalls in der Steppe, wenn auch keinen Ueberfluß, doch Reichthum. Es schlüpfen in großer Anzahl mehre Arten von Eidechsen herum, sowohl von den Gelehrten mit prachtvollen Namen: „*Phrynocephalus caudivolvulus*“, oder noch schöner: „*Phrynocephalus helioscopus*“, ferner: „*Pseudopus Pallasii*“, als auch von der Natur in prächtige Farben und wohlgefälliges Wesen wunderbar schön mit vielen Schattirungen von hellem und zartem Grün und Gelb gekleidet. Ich sah diese „Ringelschweife“ (*caudivolvuli*), die dem Helios in's blügende Auge blicken, zuweilen bis zu einer Länge von  $1\frac{1}{2}$  Fuß. Sie werden natürlich von den Kosacken ge-

fürchtet, die fast Alles in der Natur fürchten, was anders als ihre Dachsen gebildet ist. Jedoch soll man auch, wenn nicht offenbar und ausgesprochen giftige, doch solche unter ihnen finden, deren Biß sehr schwer heilt. Die Helioskopi sind sehr reizbar und werden, wenn man sie neckt, sogleich böse und fast wüthend. Wir umzingelten einmal einen und zerrten ihn mit einer Schaufel, auf deren Eisen er beständig außer sich vor Wuth losbiß. Er packte das Eisen zuletzt so fest, daß wir ihn damit emporziehen konnten.

Weit zahlreicher aber als die Eidechsen scheinen noch die Schlangen der Steppe zu sein. Ihre Anzahl ist Unzahl, oder war es wenigstens noch bis vor 30 Jahren. Denn mit der Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues in den Steppen haben sie natürlich bedeutend abgenommen. Da indes die Kleinrussen sie gewöhnlich gar nicht tödten, so sind sie noch hier und da sehr häufig, der Art, daß sie in vielen Gegenden mit den Menschen gemeinschaftlich in den Semlanken hausen. Die Kleinrussen gehen ihnen nur aus dem Wege und sprechen: „Läßt du die Schlange gehen, so läßt sie dich gehen. „Tödest du sie aber, so werden dich auch die anderen beißen und ihre „ganze Verwandtschaft dir keine Ruhe lassen“. Sie glauben an eine Art von Blutrache unter den Schlangen und berufen sich dabei — wahrscheinlich haben ihnen dieß die Priester in den Kopf gesetzt — auf das acht- undzwanzigste Capitel der Apostelgeschichte, wo es im dritten und vierten Verse so heißt: „Da aber Paulus (auf der Insel Melite) einen Haufen „Reisig zusammenraffte und es auf's Feuer legte, kam eine Otter von der „Höhe und fuhr Paulo an seine Hand. Da aber die Leute ihn sahen das Thier „an seiner Hand hängen, sprachen sie: Dieser Mensch muß ein Mörder sein, „welchen die Rache nicht leben läßt, obgleich er dem Meere entgangen“. — Sie deuten dabei das Wort „Mörder“ entweder auf Schlangenmörder insbesondere, oder auf alle Mörder überhaupt und folglich auch auf Schlangenmörder und das Wort Rache auf Blutrache der Schlangen und fürchten sich so vor den Schlangen als vor Rächern jedes Mordes.

Die deutschen Kolonisten dagegen wurden in den Steppen, als sie vor dreißig Jahren hierher versetzt wurden, wahre Schlangen- und Drachen-Ueberwinder. Sie fanden bei ihrer Ankunft fast überall Schlangen in großer Menge, besonders aber unter den Dornen der Thäler und an den Meeres-ufern. Hier fanden sie oft, gleichwie in der Steppe Mugan im Kaukasus, ganze, mehre Fuß hohe Haufen über einander in der Sonne liegen, 200 bis 300 wie ein Knäuel durch einander geflochten. Sie mußten auf den ihnen angewiesenen Aekern einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen die Schlangen führen und haben ihn siegreich beendet. Die Alten erzählten noch viel von ihren damaligen Schlangenkämpfen, die sie als Burschen unternommen,

und sagen, daß sie es noch jetzt nicht begriffen, wie sie durch die Gewohnheit, mit den Schlangen herumzustrreiten, so großen Muth erlangt hätten, daß, wenn sie z. B. aus dem Bade gekommen wären und Einer am Ufer geschrien hätte: „Schlangen! Schlangen!“ sie gleich nackend, wie sie gewesen, zwischen den Schlangenhäufen gesprungen wären und mit Steinen und Dornstöcken nicht eher unter ihnen zu wüthen nachgelassen, als bis sie alle umgebracht hätten. Es seien damals fast in allen Häusern Schlangen gewesen, und einige Deutsche hätten sich auch schon wie die Kleinarabier so daran gewöhnt, daß sie gar keinen Anstoß daran genommen, wenn dieselben wie die Mäuse aus ihren Löchern hervorgekrochen wären, um die vom Tische herabgefallenen Brotsamen zu benaschen. Kleine Kinder hätten Schlangen im Grase ergriffen, die von ihrem Butterbrode gespeist, und sie zu ihren erschreckten Aeltern gebracht \*).

Die Schlange, welche in den Steppen die größte Länge erreicht, ist die „*Coluber trabis*.“ Man sprach während meiner Anwesenheit in den Steppen von einer, die, drei Klaftern lang, sich bei Dvidiopol am Dniestr gezeigt haben sollte. Die deutschen Kolonisten erzählen hier von fünf bis sechs Ellen langen, als von einer gar nicht seltenen Erscheinung. „Einmal badeten wir uns,“ erzählte mir Einer, „unserer vier, lauter junge Burschen. Als wir uns nach dem Bade ankleiden wollten, rief Einer: „Seht! Was ist da zwischen den Kalkfelsen? Wir erkannten bald eine, wenigstens sechs Ellen lange Schlange (*Coluber trabis*). Obgleich wir uns nicht vor Schlangen fürchteten, so stugten wir doch, und Einer sprach: „Es ist besser, daß wir diese große zufrieden lassen. Jedoch fürchteten wir die Schande noch mehr als die Schlange, und wir ließen bald Kalksteine, genug auf sie herabregnen. Sie, in einem gewissen Bewußtsein ihrer Kraft, wich durchaus um kein Haar breit, sondern richtete sich, wie die großen, immer thun, vorn anderthalb Ellen hoch auf, beständig züngelnd und so laut wie eine Gans zischend. Die Steine trafen entweder nicht recht, oder sie glitten an ihrem glatten Leibe ab. Wir wagten nicht, sie mit unseren kurzen Stäben, die wir bei uns hatten, zu attackiren, gingen also Einer nach dem Anderen abseits, um uns längere Stäbe zu holen, während die Uebrigen die Schlange beschäftigten, und setzten nun dem Thiere schärfer zu. Der Eine hieb hier auf sie, der Andere dort, und wenn sie auf Einen los, schoß und dieser floh, so waren wir Anderen wieder schnell hinterdrein und

\*) Schon Herodot spricht bekanntlich von den vielen Schlangen in den Gegenden zwischen dem Dniestr und Dniepr und erzählt, daß die hier wohnenden Neuren der Häufigkeit dieser Thiere wegen ihr Land verlassen hätten. Es ist bemerkenswerth, daß die deutschen Kolonisten dazu bestimmt waren, einem so lange Zeit bestehenden Verhältnisse ein Ende zu machen.

„zielten auf ihre glatte Haut; wo wir eben konnten. Wir mußten sie einige Male schwer getroffen haben, denn sie nahm nun am Ufer hin Reißaus. Wir verfolgten sie mit Steinen, und ein dicker Stein traf sie am Kopfe, so daß sie matt liegen blieb und auf dem Sande sich krümmte, wo wir ihr dann völlig das Garaus machten. Wir maßen ihre Länge, welche nahe an zehn Schuh betrug, und ihr Leib hatte die Dicke einer Weinflasche.“

Die „Plawnen“ (sumpfigen Schilfwälder) der Flüsse sind der Hauptsitz der Schlangen, und insbesondere die „Plawna“ des Dniestr. Aus ihr tauchen zuweilen bedeutende Schlangen hervor, von denen man in der That wunderbare Geschichten erzählt. Die von einer Schlange, welche vor dreißig Jahren bei Dvidiopol gehaust und Thiere und Menschen getödtet haben soll, und vor der selbst ein Reiter kaum entfliehen konnte, will ich lieber unberührt lassen, weil ich aus der dritten Hand von ihr gehört habe. Die Erzählung von einer anderen Schlange aber verdient einige Aufmerksamkeit, weil ich sie von Augenzeugen und sogar von obrigkeitlichen Personen, den Schulzen der betreffenden deutschen Kolonien, mitgetheilt erhalten habe.

In der Nähe dieser Kolonien, Franzenthal und Petersthal am Dniestr, bemerkten die Leute — es war im Anfange der zwanziger Jahre — zu wiederholten Malen sonderbare Spuren in ihren Kornfeldern, als wenn ein Mehlsack durch sie hingeschleift wäre, die Halme dicht an den Boden gedrückt und einen förmlichen Weg durch den Acker gebildet, und sie sprachen unter einander: Wer verschleift uns denn unsere Felder so unerhört? — Es wurden diese Spuren hier und dort und am Ende an vielen Orten bemerkt. Nach einiger Zeit fand man auch ein Füllen auf dem Felde, halb getödtet, und zwar mit ganz eigenthümlichen Wunden, die nicht von einem Wolfe herzurühren schienen. Und viele Leute sprachen schon: Es muß irgend eine große Schlange die Dörfer beschleichen. Diese Vermuthung wurde Gewißheit, als eines Tages vier bis fünf Wagen in voller Carrière in's Dorf hereinfuhren mit Leuten, die noch erschreckter waren als ihre Pferde. Sie hatten in der Nacht auf der Steppe campirt, wie das die Feldarbeiter wegen der oft sehr großen Entfernung ihrer Aecker hier gewöhnlich thun, die sie zwingt, um das viele Hin- und Herfahren zu vermeiden, die ganze Arbeitswoche auf der Steppe in ihren Wagen zuzubringen und erst zum Sonntage heimzukommen. Jene Leute hätten nun eine so lebhaft Schilderung von einer ungeheueren Schlange, durch welche sie und ihre Pferde erschreckt worden seien, gemacht, daß sich nun der Schulze des Dorfes bewogen gefühlt habe, die ganze Gemeinde zur Jagd auf die Schlange aufzubieten und ebenfalls die beiden benachbarten deutschen Kolonien zur Hülfe einzuladen. Es wären darauf mehr als hundert junge Leute bewaffnet in's Feld gerückt, hätten aber den ganzen

Tag vergebens gespürt und gesucht. Sie wären heimgekehrt, und die beiden Nachbarbödler hätten sie verlacht und verspottet wegen ihrer Schlangenfurcht. Doch habe der Schulze Alles in Bereitschaft halten lassen, Flinten und Pulver, um erforderlichen Falles seine Pflicht erfüllen zu können. — Als nun an den folgenden Tagen wiederum die Schaf- und Pferdehirten von der großen Schlange erzählt hätten, die ihre ganzen Herden erschreckt und ihnen ein Pferd getödtet, so hätte man gleich nach diesem Berichte wiederum in der bezeichneten Gegend Jagd machen lassen, und sie hätten denn nun das Thier auch wirklich entdeckt. Die Schlange habe sich zwar anfangs aufgerichtet, als wolle sie sich widersetzen, sogleich aber ein paar Schüsse erhalten, die sie wohl verwundet, aber nicht getödtet hätten, und habe sich dann auf die Flucht begeben. Man habe sie verfolgt und noch mehre Male nach ihr geschossen, allein sie sei nun so eilig und in so ungeheuer großen Sägen gradessweges dem hohen Ufer des Dniestrthales zugeeilt, daß man sie nicht mehr habe erreichen können. Hier habe sie sich denn, Allen sichtbar, am Berge herabgelassen und sei in den Schilfrohren des Dniestr verschwunden, wo sie entweder gestorben sei, oder noch hause. Man habe ihre Spur, die blutig gewesen sei, weit verfolgt, ihr selbst aber in dem großen Schilfrohre nicht weiter beikommen können. — Einige sagten, sie sei so lang gewesen wie der längste Wiesbaum (das Holz, das die Würtemberger auf das Heu legen). Der Schulze, der mir die Sache erzählte, sagte, sie sei wenigstens  $3\frac{1}{2}$  Klaftern lang gewesen.

In manchen Gegenden der Steppe sind noch jetzt die Schlangen so häufig, daß die Pferdehirten darauf Rücksicht nehmen und mit ihren Tabunen (Pferdeherden) sorgfältig solche Stellen vermeiden. Die gewöhnliche Speise der größeren Steppenschlangen sind die kleinen Erbhäschen, auf die, wie schon oben gesagt, fast alles Fleischhungerige in den Steppen fällt.

In den besarabischen Steppen giebt es eine Schlange, die sich den Kühen an die Euter setzt und ihnen die Milch aussaugt, so daß diese oft ohne Milch nach Hause kommen. Anfangs, wenn dieß einer Kuh zum ersten Male passiert, scheut sie sich vor der Schlange und schlägt mit den Hinterfüßen danach. Dieß hilft ihr aber zu nichts, denn die Schlange windet sich alsdann mit dem Schwanze oberhalb des Knies um den einen Hinterschinkel des Viehes und saugt mit dem Maule am Euter ruhig fort. Das Vieh wird die Sache zulezt gewohnt, und da die Schlange noch viel sanfter saugt als das Kalb, so macht es den Kühen zulezt Vergnügen, auf diese Weise ihrer Last entledigt zu werden, und sie streifen dann wohl selbst in die Dorngebüsch, um die wohlthätige Schlange aufzusuchen und zum Saugen zu reizen.

Verkürzen und verbreitern wir den Leib der Schlange, lassen wir ihm vier Füße wachsen und hängen wir das Ganze in ein oben und unten deckendes Hornschild, so haben wir ein neues Schreckbild für die Kleinrussen, die Schildkröte. Es kommen derselben nicht wenige und oft ziemlich große in den Steppen vor, die von den Kleinrussen so gefürchtet werden, als seien sie Kinder des Bösen. Ich fing einmal eine ziemlich große auf einer Wolfsjagd mitten auf dem Felde. Ich brachte sie in die Küche, um den Koch zu fragen, ob er einen Teller voll Suppe davon machen könne. Es arbeiteten in derselben Küche fünf bis sechs Kleinrussen. Diese stoben in demselben Augenblicke alle sechs auseinander, so wie sie waren, die einen mit Tellern, die anderen mit Schüsseln in den Händen, und liefen, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, davon. Ich verfolgte sie zum Scherz mit der zappelnden Schildkröte. Aber sie schriean, ich sollte das Ding wegthun, das wäre der Teufel, wenn es Einen bisse, so müßte man auf der Stelle ohne Rettung sterben. Dies war in der Ukraine. Dieselbe unbegranzte Furcht vor den Schildkröten, bei deren Anblicke sich kleinrussische Männer wie Kinder benehmen, fand ich im Süden bei den Dnessa'schen Kleinrussen und Kosacken. Die Großrussen wissen dagegen nichts davon. Es ist doch höchst sonderbar, daß ein so unschuldiges Thier zahlreich und weit in einem Lande verbreitet ist, und daß eine so ungegründete Furcht Jahrhunderte lang (denn ohne Zweifel hat diese Furcht vor den Schildkröten die Kleinrussen nicht erst vor Kurzem befallen, da sie mit ihnen schon Jahrhunderte lang zusammen leben) sich unter einem Volksstamme halten konnte! Ich habe nicht erfahren, ob sie für diese Schildkrötenfurcht auch eine Bibelstelle citiren.

#### 4) Insecten.

Von allen Insecten der Steppe erscheint keines in so ungeheuren Massen, und keines tritt deswegen und wegen seiner ungemein großen Fressgier mit dem Menschen und der Cultur in so gefährliche Berührung wie die Heuschrecken. Ich kann mich — leider! für mich, Gott sei Dank! für den fleißigen Steppenbewohner von 1838 — nicht rühmen, viel eigene Beobachtungen über diese merkwürdigen Thiere gemacht zu haben. Allein es gelang mir doch, Manches über das Verhältniß zu erkundschaffen, in welchem dieselben zu diesem Lande und zu den Bewohnern und Pflanzen desselben stehen, was zum Theil als neu betrachtet werden und einiges allgemeine Interesse haben könnte, und was ich daher hier mittheile.

Die Heuschrecken sind keinesweges eine alljährliche Plage der südrussischen Steppen. Es giebt Jahre, wo sie ganz ausbleiben, oder wenigstens sich nicht zu jenen verheerenden Wanderungen vergesellschafteten, ja, es giebt sogar

ganze Perioden von Jahren, in denen sie nicht erscheinen, und dann eben so aber auch wieder Perioden, in denen sie jedes Jahr in größeren oder geringeren Massen zum Vorschein kommen. Als die deutschen Kolonisten vor dreißig Jahren in diese Gegenden kamen, wußte und sprach kein Mensch von Verwüstungen durch Heuschrecken. Man hatte freilich immer schon zwei Sorten derselben im Lande, allein sie nährten sich wie andere Insecten und mehrten sich mit Maßen. Erst in der Mitte der zwanziger Jahre bemerkten die Leute, daß die Heuschrecken häufiger wurden und in kleinen Trupps umherflogen, die man sonst nicht gesehen hatte. Hier und da richteten dieselben schon 1824 und 1825 kleine Zerstörungen an, doch kamen sie erst 1828 und 1829 in großen Herden, die die Sonne verfinsterten und die Ernten ganzer Dorfschaften ruinirten. Die deutschen Kolonisten wußten nicht, wie ihnen geschah, und geriethen über dies unerhörte Uebel so in Schrecken, daß Viele vom Untergange der Welt redeten. Die Prediger weissagten und citirten Bibelstellen und sprachen, dieß sei eine neue Strafe Gottes für die Sünden der Menschen. Man sah Züge und Zeichnungen auf den Flügeln der Thiere, die man für Buchstaben hielt, und es traten Propheten auf, welche diese Schrift vom Himmel deuteten. Indesß blieben die Deutschen nicht bei diesem Schrecken stehen, sondern dachten auf Abhülfe der Noth. Sie kamen zu den Russen und Tataren gelaufen und fragten sie über die Heuschrecken und was man dagegen thun müsse. Diese aber konnten selbst nichts angeben, denn nur die Ältesten unter ihnen wußten sich zu erinnern, durch ihre Väter von Verwüstungen der Heuschrecken gehört zu haben. Die Deutschen machten sich also selbst an's Werk, jagten, scheuchten, tödteten und schossen, wo sie konnten, erfanden Schleifen und andere Maschinen, um diese Plage los zu werden, und kamen so endlich, da die Heuschrecken auch in den folgenden Jahren wiederkamen und sie in Thätigkeit und Uebung erhielten, zu einem geregelten Verfahren, welches hier vielleicht dargestellt zu werden verdient, weil doch wohl von allen Nationen, die im Reiche der Heuschrecken wohnen, die deutsche die denkendste und sinnreichste ist. Zuvor indesß nur noch dieß, daß in den Jahren 1828 und 1829 die Heuschreckennoth in Bessarabien und Neurußland am größten war; 1830, 1831 und 1832 erschienen sie auch wieder, nahmen indesß schon merklich ab und thaten 1833 nur noch geringen Schaden. Seit 1834 sind sie gar nicht wieder in großen Trupps erschienen, und man findet sie nun nur wieder wie zuvor hier und da einzeln in den Weingärten und Aeckern, wo sie ihre Eier legen, ohne jedoch sich stark zu mehren.

Wenn Jemand in einer deutschen Kolonie auf deren Gebiete oder in ihrer Nachbarschaft ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, so ist er verbunden, es

so schnell als möglich dem Schulzen der Kolonie anzuzeigen. Dieser entbietet alsdann flugs die ganze Gemeinde, und alsbald bewaffnet sich Alles mit Glocken, Kesseln, Flinten, Pistolen, Peitschen, Trommeln und anderen Dingen, die knallen und schallen und vor deren starken Tönen die Heuschrecken fliehen. (Als die Kaiserin von Rußland 1828 auf dem Landgute des Herrn Reynaud am schwarzen Meere bei Odeffa wohnte, wurden die Heuschrecken mit Trommeln aus den Gärten verscheucht.) Wenn die Heuschrecken schon niedergefallen und nicht gar zu matt sind, so werden sie von den Tönen aufgeschreckt, wenn sie aber noch fliegen, vom Niederlassen abgehalten und zum Höherfliegen gezwungen.

Außer diesen klangreichen Dingen schleppen die Leute auch Stroh mit, trockenen Mist und Alles, was brennend einen starken Rauch macht. Denn den Rauch leiden die Heuschrecken noch weniger als den Lärm, insbesondere fliehen sie den von trockenem Mist und Weinrebenzweigen. So ausgerüstet rücken sie in's Feld und ergreifen nun verschiedene Maßregeln, je nach der verschiedenen Lage und Stellung, in welcher sie den Schwarm finden. Hat er sich bereits auf dem Gebiete der Nachbarn niedergelassen und schreitet er nun beständig grasend gegen das Gebiet, das sie schützen wollen, vor, so machen sie schnell an den Gränzen rund herum kleine Feuer, die von besonderer Wirkung sind, wenn der Wind den Heuschrecken den Rauch entgegenführt. Es gelingt dadurch oft, den fressenden Wanderern eine andere Richtung zu geben, oder sie wenigstens zum Halten zu bringen. Können sie aber nicht schnell und scharf genug feuern, oder ist der Heuschreckenschwarm zu mächtig — sie liegen oft drei bis vier Zoll hoch — so geschieht es wohl, daß, wenn die vordersten auch halten, doch die hinteren nachflattern, zu Tausenden in's Feuer fallen, das sie mit ihren Leichnamen löschen, und dem Reste zum Weiter-schreiten so Bahn schaffen.

Finden die Leute den Schwarm schon auf ihren eigenen Feldern niedergelassen, so umzingeln sie ihn sogleich und machen rund herum ebenfalls kleine Feuer, um ihn zuvörderst in dieser Feuerkette zu fesseln und zum Anhalten zu bringen. Alsdann zünden sie kleine Strohbüchel und andere Feuerbrände an und werfen sie in den eingeschlossenen Haufen hinein, schießen und scheuchen darin herum, um ihn so, da er weder vorwärts schreiten noch sitzen bleiben kann, zum Auffliegen zu zwingen.

Glückt ihnen dieß, oder fanden sie ihn gleich bei'm ersten Anzuge noch in der Luft, so beginnen sie nun ein Lärmen wie die Jagd des wilden Jägers. Einige haben große Lächer an Stangen gebunden, Andere tragen brennende Strohwische an langen Fackelstäben in die Höhe. Sie wedeln, flaggen, schießen, jauchzen, trommeln, klingeln und bringen die ganze Atmosphäre in

Aufruhr. Die erschreckten Heuschrecken, die vielleicht schon im Fallen begriffen waren, steigen dann wieder etwas höher, und indem die Leute, im lärmenden Tumulte über Thal und Hügel springend, ihnen beständig folgen, gelingt es ihnen nicht selten, den Schwarm über ihre Aecker und ihr Dorf so schwebend hinwegzuführen. Haben sie das Meer oder einen Liman in der Nähe, so suchen sie ihn allmählig auf die Seite in's Wasser zu treiben. Führt ein starker Wind die Heuschrecken in's Meer hinaus, so ist es merkwürdig, daß sie, darin niederfallend, sich nicht in einer breiten Schicht darauf hinlegen, vielmehr sich pyramidenweise anhäufen, so daß, wo zuerst einige Millionen niederfielen, sich eben dahin auch die anderen setzten, wie auf einer gleichsam durch die Leiber der anderen gebildeten trockenen Insel. Indem sich dann alle auf solchen einzelnen Inseln anhäufen, bilden sie so verschiedene im Meere schwimmende, anderthalb bis zwei Fuß hohe Berge, die durch alle die sich anklammernden Beinchen und Gebisse fest zusammenhängen und mehre Zoll tief im Wasser gehen. Ist ihnen der vom Lande wehende Wind nun stark entgegen, so werden diese Heuschreckengegel immer weiter in's Meer hinausgetrieben und kommen allmählig um.

Doch muß der Wind stark sein, denn können sie ihm nur einigermaßen entgegenarbeiten, so kehren sie wieder um. Die, welche oben auf dem Trockenen der Inseln sind, fliegen wieder auf und kommen gegen den Wind an's Land zurück. Die, deren Flügel genäßt sind, suchen sich schwimmend an's Ufer zu arbeiten, und kommen sie dazu, — die Heuschrecken haben, so wenig sie das Wasser lieben, doch ein zähes Leben und ertrinken nicht leicht — so sitzen sie nun zu Millionen auf dem Sande des Ufers, schlagen mit den Flügeln, trocknen sich schnell und schließen sich dem Zuge der Uebrigen an. Die Ertrunkenen aber werden auch allmählig an's Ufer getrieben, färben hier den Schaum der Brandung schwarz und bedecken den Rand des Wassers in langen Dämmen wie ausgeworfener Seedünger.

Es sind mir mehre Geschichten von Heuschreckenschwärmen, die auf diese Weise aus dem Meere zurückkehrten, erzählt worden. Zuweilen sogar, wenn sie merken, daß es jenseits kein Ufer giebt, machen sie, ohne sich auf dem Meere hinzusetzen, Schwenkungen und kommen trotz alles Schießens und Scheuchens der Menschen an's Ufer zurück. „Wir jagten,“ erzählte mir ein deutscher Kolonist, „einmal einen großen Heuschreckenschwarm von unserem Gebiete weg. Ein starker Wind half uns, ihn dem Meere zuzutreiben. Sie flogen hier, von dem hohen Rande des Steppenplateaus geschützt, am niedrigen Ufer hin. Wir ließen sie in der Tiefe ziehen und jagten hinter ihnen her, ihnen zur Seite am Rande der hohen Steppe hin. Wir brachten sie, so bis zu der Oeffnung eines Limans, aus dessen Mündung ein starker

„Wind in's Meer hinausbrauste. Dieser Wind faßte den Schwarm und trieb ihn weit in die hohe See hinaus, wo wir die Teufelsbrut bereits in den Wellen geborgen glaubten. Auf ein Mal aber bemerkten wir, daß die Wolke sich auf die Seite schwenkte, und sahen nun zu unserem größten Schrecken sie wie ein rückkehrendes Gewitter wieder geradezu auf das Ufer fliegen. Wir wedelten mit unseren Fahnen, verschossen unser letztes Pulver, setzten alle Kessel und Glöckchen in Bewegung, aber vergebens. Die verzweifelnden und matten Heuschrecken waren taub und blind gegen unser Drohen und fielen wie ein Plagregen in Schaaren zwischen und neben uns am hohen und niedrigen Ufer nieder und erholten sich von ihrer Reise durch die Speisung der Früchte unserer Arbeit.“

Gelingt es nicht, auf die eben angegebene Weise den im Felde liegenden Schwarm in die Höhe zu bringen, was z. B. bei Regen, oder auch nur bei feuchter Luft durchaus unmöglich ist, weil dann die Heuschrecke matt am Boden liegt und kaum dem sie zertretenden Fuße ausweicht, vielweniger den sie blos schreckenden Tönen, so bleibt dann nichts Anderes übrig, als die bereits bedeckten Aecker preiszugeben und so viele als möglich zu erschlagen, um wenigstens das Uebel zu mindern. In den Gärten zertritt und erschlägt man sie auf alle mögliche Weise. Es ist kein Fuß und keine Hand in der ganzen Steppengegend, die nicht schon viele Tausende dieser Unholde gemordet hätten. Auf den Aeckern gebraucht man dazu großartigere Mordinstrumente, insbesondere aber Walzen und Dornscheifen. Die Walzen, wenn es nicht sehr schwere steinerne sind, sind von geringem Effect. Die Dornscheifen aber, die sehr practikabel sind, richten sie so ein: Sie binden an einen zehn Fuß langen Baumstamm so viele und große Dornbüsche, als daran sitzen mögen, beschweren dann den langen Schweif mit Steinen und Balken, spannen zwei Pferde vor, und damit geht's über den Acker hin und her. Die Heuschrecken werden dabei nicht nur gedrückt, wie bei den Walzen, sondern auch gerollt und geschleift und so sicherer umgebracht. Natürlich ist bei diesem Verfahren nicht mehr daran zu denken, die Frucht zu retten. Allein man sorgt doch für den Nachbar und für's nächste Jahr, da die Heuschrecken sich doch mindern und am Eierlegen gehindert werden.

Ist es schon spät im Jahre, zu Ende Augusts oder Anfang Septembers, wo die Thiere mit Eiern schwanger gehen, so pflügt man auch nach dem Schleifen noch den Acker um, um die Eiernester zu zerstören und nach oben zu bringen, wo dann im Winter die Brut von der Kälte getödtet wird.

Die Heuschrecken wissen, daß sich in den Gärten der Dörfer Vieles findet, was ihnen besonders mundet. Sie erkennen dieselben von Weitem und lassen sich daher bei den Dörfern vorzugsweise nieder. Man kann

sich denken, in welches Schrecken und in welche Beängstigung ein solches armes, von einem Heuschreckenschwarme überfallenes Dorf geräth. Alles wie bei einem Schneeflockenestöber von gierigen kleinen Ungethümen umhüllt und überschwärmt! Himmel und Erde verschwinden! Die Dächer, die Mauern, der Boden sind mehre Zoll hoch mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt und die Luft ist unmeßbar tief damit erfüllt! Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt! Man muß alle Thore und Oeffnungen verschließen und verstopfen, denn sie fallen in Massen in die Schornsteine herab und schlagen wie Hagel an die Thüren und Fenster. Mehre Male stürmte ein solches Heuschreckenheer auf die Stadt Odeffa herein und bedeckte Dächer, Straßen und öffentliche Plätze. Da fiel es zappelnd und zuckend in die Töpfe der Küchen, lebendig und zischelnd auf die Kornböden und Hausräume und flatterte in ungehümen Gestalten und schreckhaften Figuren in die eleganten Zimmer der Vornehmen.

Ist nun ein Heuschreckenschwarm so in das Dorf selbst und seine Gärten eingedrungen, so löst sich die ganze Verbindung der Treiber auf, und Jeder eilt mit seinen Kindern und Knechten in seine Wein- und Gemüsegärten, das Eigene zu retten, jagt und scheucht so viel er kann — die Kinder führen diesen kleinen Krieg am besten — und unterhält kleine Feuer um die Beete, Bäume und Pflanzen herum, die man vorzugsweise gern schützen möchte. Vieles wird verjagt oder getödtet, das Meiste aber bleibt, wüthet und frißt.

Dies also über das Verfahren bei'm Kriege gegen die Heuschrecken. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, was wir über die Heuschrecken selbst und ihr Leben bemerkt und erfahren haben. Denn wenn das Meiste davon auch im Allgemeinen schon genugsam bekannt ist, so wird doch Alles wieder durch die Natur des Landes eigenthümlich bedingt, und über Manches berichten die Leute hier wieder in einigen Puncten anders, als man sonst hört.

Es giebt in den südrussischen Steppen hauptsächlich zwei Arten von Wanderheuschrecken, eine kleine anderthalb Zoll lange und eine große von zwei Zoll Länge. Die kleine nennen die Russen „Russaki“ (*Gryllus migratorius*), die große aber „Saranni“ (*Gryllus vastator*).

Beide sind gleich gefräßig und gleich gefürchtet, und beide entstehen, wie bekannt, aus Eiern, welche das Weibchen im August und September mit der schon oft beschriebenen Bohr- und Eieröhre in die lockere Erde legt. Dies Thier bohrt indeß keineswegs mit dieser äußersten Spitze seines Leibes allein, sondern auch mit dem Leibe selber. Es dient jene Röhre dem ganzen bohrenden Leibe nur gleichsam als erhärtete Stahlspige. Es kommt hier Alles auf die Weichheit des Bodens an. Ist dieser sehr hart, so bleibt es bei einem kleinen Loche, das kaum die Eier faßt, ist er aber weich — und gewöhnlich

suchen sie sich einen solchen aus — so kommt die Heuschrecke mit dem halben Körper und, wenn er sehr weich ist, mit dem ganzen in das Loch hinein, so daß sie fast völlig darin versteckt ist, indem sie sich, beständig bohrend und höhlend, in dem Loche herumdreht.

Wenn das Loch endlich so weit ist, als es ihr ihre Kräfte und der Zustand des Bodens zu machen erlauben, so legt sie 50 bis 70 Eier hinein und verwendet zu dieser ganzen ämßigen Arbeit zwei bis drei Tage. Alsdann ermattet sie und giebt, wenn sie so ihr Werk vollendete, ihren Geist auf. Konnte sie das Loch groß genug machen, so bleibt sie mit sammt ihren mit Erde etwas verdeckten Eiern darin und deckt und schützt dieselben noch sterbend mit ihrem verwesenden Leibe. Die Eier der Heuschrecke sind weiß und an Form und Größe denen der Ameisen ähnlich. Sie sind alle mit einer weißen, klebrigen Masse zu einem Haufen oder Neste zierlich verbunden. Zieht man sie aus dem Loche hervor, so bilden sie ein zusammenhängendes Klümpchen, wie die Eiernester einer Spinne. Wenn man sie in ein Glas thut und so einer mäßigen Wärme aussetzt, so kann man in kurzer Zeit die kleinen Heuschrecken hervorkriechen sehen. Draußen geht es nicht so schnell. Die Eier liegen den ganzen Herbst und Winter über bis spät in den Frühling, wo dann zu Ende Aprils oder Anfang Mais die Jungen hervorkriechen. Selten werden die Eier, wenn sie auch nur ein wenig mit Schnee bedeckt sind, im Winter vom Froste getödtet, obgleich sie doch nur einen bis anderthalb Zoll tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Wenn man sie aber umackert, so tödtet sie, wie gesagt, die Kälte leicht.

Im Frühlinge also bei den ersten recht warmen Tagen kriechen sie aus und erscheinen alsbald in ungeheurer Menge. Wie viele Millionen Mütter fielen nicht im Herbst mit ihrer Eierlast nieder, und diese erscheinen nun alle versechzigfach! Sie haben anfangs keine Flügel, sogleich aber rasche Füße zum Marschiren. In den ersten Tagen nähren sie sich still in ihrer Nachbarschaft, bald aber gewinnen sie an Stärke und an Zahl, und es stoßen Haufen zu Haufen. Sie fressen ihre Umgebung — vielleicht ein ödes, grasreiches Steppenfeld, wo Niemand sie bemerkte und störte, — kahl, oder sie werden aus den Gärten verschucht und begeben sich nun auf die Wanderung. Es rafft sich Alles auf und ruschelt über und neben einander weg. Sie gehen immer in einem geraden Striche und lassen sich durch nichts aufhalten. Sie schreiten über die Dächer der Erdwohnungen weg und klimmen über die Zäune und selbst an nicht allzusteuilen Mauern hinauf. Sie schreiten mitten durch die Dörfer und durchfluthen die breiten Straßen derselben, sie weichen weder Menschen, noch Vieh, noch Wagen aus, und man wadet bis an die Knöchel in Heuschrecken. Wenn man mit einem Wagen durch sie hinfährt, so tödtet

man Tausende. In großen Massen stürzen sie in die Regenschluchten und an den steilen Ufern des Meeres hinab.

Denn, indem eine immer die andere drängt, haben sie nicht Zeit zum vorsichtigen Hinabklettern und fallen zu ganzen Regimentern in den Abgrund hinab, wo dann die Last der Oberen die Unteren erstickt. Es fällt Regen und Erde auf diese lebenden Massen herab und macht durch Druck und Hunger Alles zu Staub. Gott, warum erzeugt sich dieses Geschlecht mit so unbeschränkter geiler Fruchtbarkeit, um jeden seiner Schritte mit so ungemessenem Tode und solcher Verstümmelung zu bezeigen?! Der Marsch dieser kriechenden jungen Heuschreckenheere ist noch viel gefüchteter als der Flug der alten. Denn theils ist es nicht möglich, sie aufzuschrecken, und es giebt kein Mittel, sie zu vertreiben, theils fressen sie weit gieriger noch als die Alten, da sie zu ihrem Wachstume mehr bedürfen, theils endlich fallen ihre Wanderungen gerade in die schönste Zeit der jungen Frucht und des jungen Grases, das sie ganz mit Stumpf und Stiel wegfressen. Jedoch bleiben sie nur in kleinen Bezirken und kommen nicht weit, denn ein großes Heer kann kaum in einem Tage mehr als zwei Werste von der Stelle kommen.

In 3 bis 4 Wochen sind die jungen Heuschrecken völlig ausgewachsen, haben nach 4 bis 5 Wochen auch vollkommen ausgebildete Flügel erhalten und fangen alsdann an, sich zu erheben. Sie schwärmen nun durch das Land kreuzend hin und her, sowohl im Juli als auch August, bis in den halben September hinein. In der Mitte des Septembers ist nach einem Leben von etwa 4 Monaten dann Alles wieder todt und die Bervielfältigung der Brut für's nächste Jahr vorbereitet. Die größten Heere erscheinen in den neurussischen Steppen erst im August, vielleicht weil dann aus südlichen Ländern noch andere zu den einheimischen hinzustoßen.

Was die Art, Zeit und Schnelligkeit des Fortbewegens dieser alten beflügelten Heuschrecken betrifft, so ist der Flug einer jeden wie der eines unbehülflich fliegenden, flatternden Vogels. Sie machen dabei ein beständiges Geräusch mit den Flügeln, welches, wenn es von der ganzen Masse gehört wird, wie das Rauschen des Windes durch die Pappelbäume klingt. Sie fliegen nicht nur mit dem Winde, sondern auch gegen den Wind, dann aber nicht direct gegen die Richtung des Windes, sondern, wie die Leute sich ausdrücken, um den Wind herum, wie die Schiffe, was denn wohl eben nichts weiter ist als ein Laviren gegen den Wind. Die Höhe ihres Fluges läßt sich schwer genau ermitteln, auch ist sie nach Wind und Wetter und nach der Dauer des Fluges sehr verschieden. Bei schönem, heiterem Wetter fliegen sie sehr hoch, wohl 20 bis 30 Faden hoch, nämlich die, welche am niedrigsten sind, d. h. auf der hohen Steppe. Von der Tiefe der Thäler aus gesehen, über die sie hinüberfliegen,

sind sie noch weit höher. Bei trübem Wetter fliegen sie viel niedriger, kaum einen Faden hoch. Man kann alsdann durchaus nicht durch ein auf diese Weise über den Boden hinflatterndes Heer hindurchgehen, denn sie verstehen nicht, im Fluge auszuweichen, und stoßen mit so großer Kraft gegen Nase, Stirn und Wangen, daß es heftig schmerzt, und man, für die Augen besorgt, sich wendet. Aus der großen Höhe, in der sie bei klarem Wetter fliegen, lassen sie sich ganz allmählig herab und neigen sich, wenn sie von fern einen Weideplatz entdecken, allmählig zu ihm herab. Sind sie aber bis auf die Höhe einer Kletterpflanze oder etwas mehr über den Pflanzen und Bäumen herabgestiegen, so lassen sie sich fallen und schießen so heftig herunter, daß man glauben möchte, es fielen Steine. Wenn plötzlicher Regen sie überfällt, so schlagen sie sogleich herunter. Gewöhnlich merken sie aber den Regen schon vorher, wenn er noch im Anzuge ist, und sitzen bereits am Boden, wenn er herabkommt. Sie fliegen nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht, besonders bei schönen stern- und mond hellen warmen Nächten, wie sie im Juli und August auf den hohen Steppen gewöhnlich sind. Auch in solchen Nächten fliegen sie sehr hoch. Man hat sie noch selbst um 11 und 12 Uhr Nachts flattern gesehen und besonders gehört, — später als 12 Uhr aber nicht. Des Morgens erheben sie sich erst wieder von ihrem Nachtlager um 8 oder 9 Uhr, wenn der Thau vom Grase und von ihren Flügeln völlig abgetrocknet ist. Im Fluge bilden sie immer eine Figur, die einem länglichen Ovale gleicht, und bei einer Breite von  $\frac{1}{4}$  Werst oft 2 bis 3 Werste lang ist. Jedoch sieht man die Schaaren häufig sich theilen und trennen und wieder verbinden, ja das Ablösen und Zustoßen verschiedener kleineren Partien dauert fast unaufhörlich fort, und es finden in diesem großen Heere beständige Parteilungen und Evolutionen statt. Was die Dimension eines solchen flatternden Haufens von unten nach oben betrifft, so ist sie nicht in bestimmtem Maße zu ermitteln, jedoch ist der Schatten, den eine Heuschreckenwolke wirft, so stark, daß er an heißen Sommertagen höchst angenehm kühlt. Man sieht nicht eine Spur von Sonne hindurch, und die Verfinsterung am hellen klaren Mittage ist stärker als die von einer schwarzen Regenwolke veranlaßte. Was die Schnelligkeit des Fluges betrifft, so ist auch diese natürlich je nach Wind und Wetter sehr verschieden. Doch ist es ausgemacht, daß ein Heer von mittlerer Größe bei ruhigem Wetter in acht Stunden drei Meilen machen kann. (Es liegen in der Nähe von Odeffa zwei deutsche Kolonien drei Meilen auseinander, und diese Distanzen haben sie oft in acht Stunden gemacht). Eigen ist das Zusammenhalten dieser Thiere. Denn wenn auch viele auf mancherlei Weise unterwegs getrennt werden, so bleibt doch immer die Hauptmasse zusammen, und die Nachgebliebenen selbst raffen sich auf und schließen sich wieder an. Da ihnen der Wind jedenfalls unangenehm ist, selbst wenn sie vor dem Winde fliegen, so lassen sie sich

überall an windstillen Stellen, hinter Bergen, in Thälern u. s. w. nieder. Können aber nicht alle da sitzen, so heben sich auch die wieder, welche sich schon gesetzt haben, und fliegen den anderen nach. — Eben so schließen sich auch die Nachzügler wieder an, wenn auch nicht an denselben, doch an einen anderen großen Haufen. Es sieht nämlich überall, wo die Heuschrecken einmal Rast und Mittag hielten, nicht anders aus als wie auf einem Schlachtfelde. In dem Geraufe und Gereise bei'm Fressen, auch selbst im heftigen Herab- und Nebeneinanderfallen sind viele flügelahm oder auf andere Weise verwundet, auch selbst von anderen Heuschrecken angebissen worden. Andere haben, indem ihnen die Vorgänger Alles weggefressen, keine Speise erhalten und halten nun noch hungrig Nachtsisch. Haben diese sich nun auch satt gefressen und sich etwas erholt, so schließen sie sich sobald als möglich an einen anderen großen vorüberflatternden oder ihnen begegnenden Haufen an.

Was ihre Anzahl betrifft, so ist sie natürlich sehr verschieden; denn es streifen oft ganz kleine Heere von wenigen Millionen umher, Nachzügler, verschlagene Trupps und unbedeutende Sippchaften, dann aber wieder unsäglich große Armeen. Die Leute sprachen von 2 bis 4 Werste langen und nahe an eine Werst breiten Streifen, die sie mit Heuschrecken bedeckt gesehen haben. Sie liegen stellenweise zwei- und dreifach über einander, sich um das Futter zankend; dabei sind auf solcher Fläche auch alle Bäume zum Brechen voll. Nehmen wir sie aber durchweg nur einfach auf dem Boden liegend an und zählen wir auch nicht die auf den Gewächsen, geben wir dabei jeder Heuschrecke einen Raum von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, so giebt dieß für ein mäßiges Heuschreckenheer, das eine Quadratwerst bedeckt, die Werst zu 3500 Fuß Länge angenommen, die Zahl von 600 Millionen. — Man muß erschrecken, wenn man an diese Zahl von Thieren denkt, die, wie mir ein Russe sagte, ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Fressgier wie die Wölfe und eine Schnelligkeit der Verdauung haben wie kein Zweites auf Erden.

Die Speise der Heuschrecken bilden alle grüne Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen, und eben so alle grünen, weichen Zweige, die nicht allzu holzig sind, das Gras der Steppe, die Blätter der Bäume, die zarten Zweige aller Pflanzen, das Getreide, das Schilf, die Zwiebeln und selbst die oberen Enden der weichen Wurzeln. Ihre Fressgier verschont gar nichts, macht die Schilfrohre und Maisstämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Im Ganzen genommen verzehren sie Alles ganz und gar, mit Stumpf und Stiel. Einiges jedoch wählen sie als vorzüglich ihnen mündend und fressen es mit allergrößter Begierde. Weniges nur giebt es, was sie blos anbeißen. — Wenn sie auf der freien Steppe irgend wohin fallen und nichts Anderes finden als das Gras, so weiden sie es völlig ab, der Art, daß

die Erde vollkommen schwarz wird und nichts übrig bleibt. Sie wandern dabei immer weiter vor, indem alle einander parallel gerichtet sind. Da auf diese Weise dann aber den Letzteren nichts mehr von den Vorderen übrig gelassen wird, so flattern jene beständig in die Höhe, fliegen über die Vorderen weg und setzen sich vorn nieder. Zu gleicher Zeit gehen auch einzelne auf die Seite, so daß sich die vorschreitende Colonne, die so niedergefallen war, wie sie flog, mit größerer Länge als Breite, allmählig in eine lange vorschreitende Linie verwandelt mit geringerer Tiefe als Länge. Das Knistern der rasch zerbissenen Halme und das Schütteln der Flügel, das nie beim Fressen aufhört, bringt ein Geräusch hervor, welches ganz dem gleicht, das eine Herde rufsender Schafe macht. — Auf der Steppe machen sie oft das Vieh wild. Denn sowohl die Heuschrecken fürchten die Pferde und Rinder, als auch diese sie. Merken nun die Heuschrecken, daß sie auf Vieh hinabfielen, oder treten die Thiere mitten zwischen sie, so flattern sie auf, sind aber bei ihrer Menge dumm und benommen, stoßen gegen die Pferde an und fliegen ihnen in's Gesicht; diese, die den Boden so voll großer Ungeziefer sehen, werden ungeduldig, laufen davon und schlagen aus. Wenn sie auf einem Flecke stehen blieben, so wäre es besser. Denn durch jene Bewegungen erregen sie nur ganze Wolken von Insecten um sich herum, und es schwirrt und schlägt von allen Seiten an sie heran. Der ganze Tabun wird am Ende in diesem unsinnigen und erfolglosen Kampfe mit den Heuschrecken ganz nährisch, bis endlich der Tabuntschik (Pferdehirt) und seine Peitsche glücklich genug sind, ihn durchzubringen.

Fallen die Heuschrecken auf Kornfelder, und sind diese noch nicht gelb und hart, so fressen sie Alles mit Stumpf und Stiel, Aehren und Halm rein weg. Die Leute haben in solchen Fällen wohl schon schnell das Korn umgehauen, um noch etwas zu retten. Aber sie fraßen auch die auf dem Boden liegenden Halme fast unter der Sense weg, und diese schwanden so schnell, daß es unmöglich war, auch nur das Allergeringste heimzubringen. — Wenn die Frucht schon fast reif ist, so thun sie ihr wenig Schaden. Da sie, wie gesagt, am häufigsten zu Ende des Juli und Augusts kommen, so finden sie auch die meisten Fruchtarten schon reif oder eingeerntet. Es stehen dann gewöhnlich nur noch Mais, Hirse, Buchweizen und einige andere Früchte. — Früher fanden sie auch noch den Hafer. Man hat aber jetzt überall in der ganzen Steppe der Heuschrecken wegen eine Art frühzeitigen Hafers eingeführt, der schon in der Mitte des Juli geerntet werden kann.

Den Mais fressen sie mit gesteigerter Gier, und es ist ein merkwürdiger Anblick, ein Maisfeld unter den wüthenden Zähnen der Heuschrecken umstürzen und hinschwinden zu sehen. Man kennt die großen schönen Maispflanzen, die hier aber noch weit größer werden als bei uns und fast prächtig mit weit

ausgebreiteten, schweifig gebogenen Blättern dastehen. Die Heuschrecken, welche nun gerade auf eine Pflanze herabfallen, setzen sogleich den Zahn ein und beginnen in demselben Momente den Fraß, und man sieht in zwei Augenblicken alle Blätter durchlöchert und zerrissen. Die, welche auf den Boden fielen, kriechen und flattern reißend schnell zu dem Fuße der Stauden heran, drängen sich in verwirren Haufen um sie herum, klettern daran herauf und zerbeißen das Piedestal der ganzen Staude. Hier hilft den Leuten kein Herbeieilen und Scheuchen, denn die Verwüstung geht zu schnell. In wenigen Minuten stürzt ein Maisbusch nach dem anderen um, mit sammt den Tausenden von Heuschrecken, die darauf saßen. Hunderte flattern bei jedem Sturze auf, und es entsteht ein neues Gewirr und Geschwirr um jedes Blatt. Nur wenn die Maisstauden schon sehr reif sind, bleiben dem armen Landmanne auf dem Felde kurze, traurige Stumpfe übrig.

Was die Gärten betrifft, so sind von ihnen die Baschtans am meisten gefährdet. Die Heuschrecken scheinen die weichen, dicken Geschlinge und die großen Blätter der Arbusen, Melonen und Gurken sehr zu lieben und lassen gar nichts davon übrig als die Wurzeln und die Früchte; diese allein sieht man alsdann unreif und angenagt auf dem Boden zwischen den todten und halbtodten Marodeurs herumliegen.

Mit den Weingärten ging es sonderbar. Im ersten Jahre ihrer Anwesenheit fraßen sie die Reben ganz kahl. In den zwei folgenden Jahren rührten sie die Blätter der Reben nicht an. In allen folgenden Jahren aber fraßen sie sie wieder. Von den Trauben nagen sie nur die Stiele ab, die Beeren aber findet man im Grase.

Das Schilf lieben sie ebenfalls sehr und fressen sowohl die scharfen Schilfblätter, als auch die Rohrstengel bis auf den unteren allzuharten Theil. Sie haufen daher beständig in den großen Schilfröhren der Flüsse, besonders des Dniestr und Dniepr, in denen sie vielfach auf- und abwandern, und aus denen, wie aus Magazinen, die benachbarten Gegenden mit diesem unerwünschten Producte versehen werden.

Fällt ein Heuschreckenheer in einen Obstgarten, so entblößt es die jungen Zweige der Büsche und Bäume auf der Stelle von ihrer Rinde. Die Aeste der Bäume, mit fressenden Thieren beladen, neigen sich herab. Dieß Rumpfen, dieß Knistern und Knacken und beständige Schütteln der Anzahl von Flügeln klingt gerade wie der Lärm in einer Werkstatt, in der gehohlet, gehobelt, gehackt und geschabt wird, und fliegen sie wieder auf, so entdeckt sich ein Zustand des Gartens, ein so gründlicher und abscheulicher Ruin, wie ihn kaum ein zweites Thier zu Stande bringen kann. Sie ersetzen den angerichteten Schaden durch nichts. Denn selbst ihre

Excremente, die sie hinterlassen und die bei ihrer ungemein raschen Verdauung oft hoch den ganzen Boden bedecken, düngen nicht, sondern enthalten vielmehr giftige Schärfen, die noch den Rest der Vegetation vernichten. Das Vieh will auch lange Zeit nachher noch das auf solchen Stellen Gewachsene nicht fressen.

Zwiebeln, weiche Wurzeln, Rüben u. s. w. fressen sie so weit ab, als sie aus dem Boden hervorragen, und Vieles holen sie selbst noch aus der Erde heraus. Den hohen Grad ihrer Freßgier bezeichnet es, daß sie selbst das alte faule Schilf der Dächer völlig verzehren. In einige im Felde liegen gebliebene Kleider, sowohl baumwollene und leinene, als auch wollene, haben die Leute, wie sie behaupten, halbverzehrt wiedergefunden.

Wenn die Heuschrecken satt sind, so ist es leicht, sie zum Auffliegen zu bewegen. Zu Anfang, wenn ihr Appetit noch frisch ist, fliegen sie freilich auch auf, wo man den Fuß hinsetzt, oder wo man einen Busch schüttelt, aber fallen sogleich wieder nieder. Wenn alsdann ein Wagen durch sie hinfährt, so raschelt es überall, wo die Pferdehufen und Wagenräder hinkommen in die Höhe, und Wagen und Pferde werden alsdann beständig in eine sie völlig verdeckende, stets wechselnde und weiter schreitende Wolke flatternder Insecten gehüllt.

Die Fähigkeit, ohne Speise lange zu existiren, ist bei diesen Insecten sehr stark. Wir machten darüber folgenden Versuch: Wir thaten drei Heuschrecken in eine leere Weinflasche und ließen sie darin 11 Tage ohne Nahrung. Als am elften Tage andere Heuschrecken vorüberzogen, öffneten wir die Flasche und fanden die drei Heuschrecken noch völlig lebendig und gesund. Sie hatten sich unter einander keinen Schaden gethan, und als wir sie los ließen, flogen sie sogleich frisch davon, und zwar nicht etwa auf den Boden, um zu fressen, sondern in die Höhe, um sich den vorüberziehenden Brüdern anzuschließen.

### B i e n e n z u c h t .

So viel Wildheit, so große Gedankenlosigkeit, so heftige Gier in der Heuschrecke ist, die Alles vernichtet und nichts schafft, die keine Speise verschmährt und Hartes und Weiches zerwerkt, die Hunger und Durst leidet wie der Wolf und dann frist wie der Bielfraß, die nur wilde Horden bildet wie die gesesslosen Nomaden, die ohne Wohnung und Ansiedelung nur weilt, wo sich Abzug bietet, — so viel Planmäßigkeit, so viel Gedanke, so viel Wahl und Vorforge in der arbeitsamen Biene, die nichts zerstört, dagegen Schönes formt, die sich ein bewundernswerthes Haus baut und still und schaffend an

einem Plage weilt, die an die Zukunft denkt und für den Winter sorgt, die einen geordneten Staat bildet und der Weisheit einer Königin gehorcht.

Freie Bienen wie in den polnischen Wäldern giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes sowie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Dieselben Ursachen, der Baum- und Wassermangel und die Armuth an duft- und wasserreichen Pflanzen sind wohl Schuld daran, daß auch die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends in den Steppen gedeiht. Die Deutschen haben in mehren Kolonien Bienen angeschafft und anfangs sogar sehr viele. Es sind aber allmählig alle Stöcke wieder eingegangen. In Ddessa befinden sich allerdings einige Bienenliebhaber, deren Anzahl aber mit der Dürftigkeit der Gärten dieser Stadt in Proportion bleibt. In den Steppenvorländern, in der buschigen Ukraine, in Kleinarußland und in Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in ihren Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht dagegen sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, und selbst Leibeigene besitzen oft 500 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Basar's den Honig centnerweise kaufen, den die Kleinarussen und die naschhaften Kosacken sehr lieben und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Ddessa aus verschifft wird, und von dort stammt eine Menge des Wachses zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

In dem eigentlichen Steppenbezirke sind nur einige große Flußthäler, die stark bewohnt sind, auch zu gleicher Zeit der Sitz einer bedeutenden Bienenzucht. Insbesondere ist in dieser Hinsicht das Dniestr-Thal ausgezeichnet, welches nicht nur die Städte Dubossary, Bender, Tiraspol, Gregoriopol, mehre deutsche Kolonien und eine unzählige Menge moldauischer und kleinrussischer Ortschaften, die zu beiden Seiten des Flusses liegen, mit vielen Anpflanzungen und Gärten erfüllen, sondern auch von Podolien herabziehende Gebüsche und Waldungen mit Bäumen versehen. Es treiben daher dort nicht nur die Landleute neben ihrem Ackerbau Bienenzucht, sondern es wird dieselbe auch — besonders von Armeniern — auf sehr großartige Weise als Hauptgeschäft betrieben. Das Wenige, was wir über die eigentliche Bienenzucht der dniestr'schen Armenier in Erfahrung bringen konnten, ist Folgendes:

Diese Leute besitzen oft 500, bis 1000 Bienenstöcke, von denen ihnen ein jeder jährlich 30 bis 40 Pfund Honig giebt. Die stärksten Stöcke haben 30,000 bis 40,000 Bienen, gewöhnliche 20,000 bis 30,000. Es regiert also ein solcher armenischer Bienenwater mit Hülfe seiner 1000 Königinnen leicht 30,000,000 Volks, so viel als der Kaiser von Oesterreich. Auf

mehr als 1000 Stöcke läßt man selten eine als ein Ganzes betrachtete Kolonie anwachsen, 300 bis 400 bilden aber die ganz gewöhnliche Stärke einer Kolonie, die ein einziger Mann mit Hülfe von zwei Burschen hütet, weidet, füttert, weiter transportirt und kurz in allen nöthigen Rücksichten beaufsichtigt, bedient und regiert \*).

Wenn nun im Frühlinge die Blumen und Obstbäume in den Gärten blühen, so rücken sie mit ihren Bienen aus den Winterwohnungen hervor und stellen sie anfangs in der Nähe der Gärten auf. Haben sich nachher die Frühlingstürme auf der hohen Steppe völlig beruhigt, und sächeln die Zephyre das Feuer der Steppenblumen, so begeben sich die armenischen Bienenväter mit ihren Untergebenen auf die Wanderung und beginnen in den Gräsern zu nomadifiren, wie es dann die Schaf- und Pferdehirten schon lange thun. Sie wählen sich in der Steppe Stellen aus, die ihnen dienen können, einigen Schutz gewähren, nicht ohne Wasser sind und viele Blumen zeigen. Da lassen sie sich unter Zelten nieder und stellen ihre Bienenstöcke in langen parallelen Reihen neben einander, so daß sie ein längliches Parallelogramm bilden. Diese Stöcke sind ausgehöhlte, nicht allzudicke, 2 bis 3 Fuß hohe Stücke von jungen Lindenbäumen, in denen inwendig mehre kleine Querstäbe in verschiedenen Richtungen zum Festhalten der Honigwaben angebracht sind. Oben sind sie mit Lindenbast, auf welchem ein Stein liegt, bedeckt, und unten dient ihnen ein Holzblock als Piedestal. Das Ganze gewährt den Anblick eines Kirchhofes mit vielen Monumenten. Die Bienen trinken nun rund umher alle Kelche leer und arbeiten fleißig in ihren Häusern.

Findet der Bienenvater, daß die Gegend abgeweidet ist, oder daß die Hauptblume derselben verschwand, so spricht er wie der Schafhirt: Laßt uns weiter ziehen. Er sucht in der Entfernung einiger Werste einen anderen passenden Platz, wo vielleicht eine später blühende Blumengattung in Fülle wächst, und transportirt seine Kolonie dahin, die dann auch hier alle Honigkammern durchsucht.

Das Einfangen der schwärmenden jungen Kolonien macht den Bienen-Nomaden der Steppe weit weniger Umstände als unseren Bienenvätern, unter Anderem schon deswegen, weil sie dieselben nie aus Bäumen herauszufangen nöthig haben, deren es in der Steppe keine giebt. Wenn die Zeit des Schwärmens da ist, so stellen sie vor und zwischen den Reihen der Bienenstöcke kleine Holzböcke auf und legen auf diese andere leere Stöcke schief an, der Art, daß die untere große Oeffnung des hohlen Baumstammes den Zug-

\*) Das Höchste, was man in Deutschland einem Kuffcher allein anvertraut, sollen 30 bis 40 Stöcke sein.

löchern der stehenden vollen Stöcke zugewandt ist. Die Ränder dieser Oeffnung würzen sie mit einer wohlriechenden Salbe aus Pfeffermünzkraut, Melissenblättern u. s. w. und stellen vor je fünf oder sechs volle Stöcke einen solchen gewürzten leeren. Alsdann setzt sich der Bienenvater, ruhig sein Pfeifchen rauchend, als Flügelmann an das eine Ende der Reihe und beobachtet die Bienen. Bemerkt er, daß ein Stock schwärmt und daß bereits eine ziemliche Portion junger Thierchen in dem neuen Stocke sich angesammelt hat, so stülpt er ihn um, stellt ihn in die Reihe der anderen und versieht so auf sehr einfache Weise seine Kolonie, von der im Winter vielleicht manche alte Stämme ausgestarben, mit neuer junger Mannschaft.

Haben sie nun so, durch die Grasfelder wandelnd, Alles abgenossen und in Honig verwandelt, was sie Süßes bieten, so begeben sie sich alsdann nach der Heuernte, wo auf der Steppe Alles verdorrt, wiederum in die Nähe der Gärten, Städte und Flüsse, wo eine Menge anderer Blüthen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Kommt endlich der Herbst mit seinen Stürmen, vor deren Rauheit fast alles in den Steppen Lebende Schutz im mütterlichen Schooße der Erde sucht, so verkriecht auch der Bienenvater sich mit seinen Zöglingen in die Erde.

Er gräbt, ein mehre Klaftern tiefes, cylinderförmiges Loch, in welchem er die Bienenstöcke radial und mit dem Boden parallel der Länge nach aufschichtet, so daß die unteren Oeffnungen nach innen kommen, wo ein enger Raum bleibt, in den er eine Leiter hinabläßt. Das Ganze wird mit Schilf verdeckt, und die Wächter steigen nur von Zeit zu Zeit hinab, um nachzusehen, was die Bienen machen, ob nicht etwa irgend wo ein Erdhäschen einen Kanal gegraben, durch den Wasser laufe, oder ob nicht sonst ein Stock leide und herauszuschaffen sei. Sie horchen an die Stöcke, und hören sie, daß ihre Bienen Antwort geben und noch alle am Leben sind, so steigen sie zufrieden wieder hinauf.

Weil die Luft aber in diesen Löchern leicht verdirbt und besonders Feuchtigkeit in ihnen mitunter viel Schaden thut, so ziehen es Viele auch vor, blos einfach auf der Oberfläche des Bodens ihre Bienenstöcke nach der Art unserer Kohlenmeiler zu konischen Haufen aufzuschichten und rund herum mit Stroh und Schilf zu bedecken. In der Mitte bleibt dann ebenfalls ein Loch zum Hinabsteigen und Inspiciren.

Wie es gekommen ist, daß gerade die Armenier vorzugsweise sich dieser Bienenpflege am Dniestr angenommen haben, die doch sonst in ganz Bessarabien und Neurußland meistens nur Gastwirthe, Kaufleute und Barbieri sind, habe ich nicht erfahren können.

Das Leben der übrigen kleinen Insecten, die nicht gerade in solchen

Massen erscheinen wie die Heuschrecken, oder nicht eine so wichtige Rolle im menschlichen Haushalte spielen wie die Bienen, entgeht häufig dem gewöhnlichen reisenden Beobachter, und es gehört mehr Zeit und Aufmerksamkeit dazu, in ihr verstecktes interessantes Wirken einzudringen, als ein Nicht-Entomolog ihnen widmen kann. Ueber die Kolopteren, Orthopteren und Hymenopteren, so wie über die Phalänen und Sphinx der Steppe und über ihre eigenthümlichen von der Natur des Landes bedingten Verhältnisse wüßte ich daher am wenigsten zu sagen.

Von Käfern sind keine häufiger als die Mistkäfer (besonders *Sisyphus Schaeferi*.)

Man sieht sie überall ihre Strohhalmchen und gesammelten Mistballen rückwärts in ihre kleinen Höhlen zerren, wo sie Kugel an Kugel aufspeichern. Es ist nichts natürlicher, da ja die ganze Steppe ein beständiger Tummelplatz des Viehes ist. Die Namen aller übrigen in den Steppen vorkommenden Käferfamilien würden allein 40 Reihen hinnehmen, wenn man in jede Reihe auch 6 Namen rückte. Man schliesse daraus auf ihre große Menge.

An fliegenden Insecten giebt es ebenfalls zu Zeiten gewaltige Individuenmassen, wenn auch die Zahl der Familien und Arten nicht groß ist. Auffallend war mir insbesondere die große und allgemeine Verbreitung der Stubenfliege. Nicht nur die Wohnungen der deutschen Kolonisten, sondern auch die Erdhäuser der Kleirussen sind voll von diesen Insecten. Ja man müßte selbst die lustigen Zeltwohnungen aller der hier noch nomadirenden Leute, der Hirten, der Zigeuner u. s. w., für die schönsten Stuben halten, wenn die Menge der Stubenfliegen etwas darüber entscheiden sollte. Denn ihre Filzdecken sind immer mit einer großen Schaar von Fliegen bedeckt. Wie weit mag die Stubenfliege wohl bei den Nomaden in Asien verbreitet sein?

Die Schaaren der Mücken sind in den Schilfrohren der Flüsse außerordentlich groß, in denen sie zu Zeiten wie Nebel aus dem feuchten Grunde emporsteigen, die benachbarten Steppen überschwemmend, wo sie mitunter das arme Vieh so plagen, daß zu den gewöhnlichsten Veranlassungen des Wildwerdens der Ochsen die unerträglichen Schmerzen gezählt werden, die ihnen die Mücken verursachen. Die Eintagsfliegen, die im Norden über jedem Sumpfe in so unzähligen Schaaren ihr kurzes Leben vertanzen, sieht man nicht in den Steppen.

Die kleinen Weinmücken, die sich im Keller an die Weinfässer setzen und, selbst bis zum Tode Wein saugend, in die Hähne der Fässer hinaufkriechen, als wollten sie, nicht zufrieden mit den Quellen, zu den verborgenen Bassins der Quellen selber gelangen, haben sich, auf unerforschten Wegen sich verbreitend, mit dem Weine selbst ebenfalls schon in diesen Ländern eingefunden,

und wenn einmal die hiesigen Würtemberger ein König fragen sollte, was ihnen noch zu ihrem Glücke fehle, so könnten sie nicht, wie der Hofnarr eines württembergischen Herzogs auf eine ähnliche Frage, antworten: „Herr, Zweierlei, Weinmücken in unserem Keller und Holzwürmer im Holzstalle;“ denn jene haben sie in ihren Kellern schon genug, Holzwürmer aber werden sie wohl nie in ihre Stallungen bekommen, da es kein Holz in ihren Steppen giebt.

In den reinlichen Ghaten und Semlanken der Kleinrussen der Steppen findet man kein Insect, das einigermaßen interessiren könnte, und welches dieses Volk und Land besonders charakterisirte. Selbst die langbeinigen, ekelhaft schnellen, braungehen Tarakanen, die doch sonst bei so vielen Völkern Rußlands, bei den Polen, Letten, Esthen und Großrussen, sich finden und bei den letzteren sogar Pflege und Schutz genießen, die man im Inneren von Rußland selbst in den Häusern der Großen findet, sieht man bei den Kleinrussen nie. Es wäre diesen Thieren bei dem so häufig wiederholten Ausweisen und Ueberschmieren, das in den kleinrussischen Häusern stattfindet, unmöglich, sich daselbst zu halten. Die Heimgen sind aber auch hier heimisch, wenigstens in den gedielten Häusern der deutschen Kolonisten.

V.

## Hirten- und Herdenleben.

„Wie? tausend Pferde und kein Reiter?  
 „Wie bissen einen Baum die Zähne,  
 „Wie stachen Sporne ihre Seiten,  
 „Wie schuht' ein Eisen ihren Huf,  
 „So kommen sie herangebraußt  
 „Und eilen jagend uns entgegen“.

„Wot! ettot nastajaschtschaja tschabanskaja semlja!“ — „Seht da! Da sind wir im ächten Tschabanenlande!“ \*) — sagte zu mir jener mein russischer Reisegefährte in der Ukraine, mit dem ich den südlichen Steppen zu-eilte und der in diesem Fache ein Kenner war. Wir hatten eben die reizenden, mit Eichenwäldern geschmückten Ufer der Worskla verlassen, waren bei'm Schlachtfelde von Postawa vorübergestreift und flogen auf unserer raschen Troika aus dem letzten niedrigen Gebüsch hervor in die kahle Steppe hinaus, die ihren grünen Teppich unabsehbar vor uns ausbreitete. In seine braune Swita \*\*) wie ein Bär in sein Fell gehüllt, trieb ein friedlicher Tschaban seine Fettschwänze vorüber, mit einem langen Spazierstocke geschmückt wie der heilige Christophorus. Große Schafherden klebten noch hier und da grasend an den Steppenhügeln, und wo man bei weiten Ausichten in unseren deutschen Gefilden ein Gehöfte oder Dorf in der Ferne erblickt, da zeigten sich uns die rauchenden Feuer der schafshütenden Hamarobiten, oder dunkle Flecke, die unter dem Fernrohre in Ochsen und Pferde zerfielen. Alles, was uns Lebendiges und Todtes begegnete, war Gras, Kraut und Heu, oder Vieh, Hirt und Hirtenhund. Bald waren es 2000 Merinos des Fürsten K..., der ihrer in Summa 100,000 südrussisches Gras fressen läßt, bald ein Otara \*\*\*)

\*) Ein „Tschaban“ ist ein Schafhirt.

\*\*) Mantel mit Capotte.

\*\*\*) Schafherde.

walachischer Fettschwänze eines reichen bulgarischen Kolonisten, der, wie alle seine Landsleute großen Handel mit lebendigem Fleische treibt, bald eine Herde silbergrauer Ochsen, welche die Grashalme nicht zu eigenem Vergnügen, sondern für die großen Talgsiedereien in Fett umsetzen, dann wieder ein Tabun\*) von 800 schnaubenden Rossen, ein wildes republikanisches Getümmel, mit dem gemeinen Volke der Stuten und Walachen und den edlen aristokratischen Hengsten. „Sehen Sie doch, wie die Tabuntschiks\*\*) dort das Pferd jagen und es mit der Schlinge haschen. Sie haben es. Nein, der Wurf traf fehl! Die Jagd geht weiter! Vielleicht haben sie von der Gutsheerrschaft Befehl bekommen, es einzuliefern, oder sie haben sonst etwas mit ihm zu schaffen, wollen ihm eine Medicin eingeben oder ihm einen Sattel auflegen, damit es sich allmächtig zum Dienste gewöhne. Das ist eine Jagd! Wie sich das tummelt! Da, da sitzt die Schlinge, und im Momente liegt er auch zu Boden, der arme zappelnde Vierbein!“ — Interessant war es, die übrigen Pferde der Herde bei diesem Vorfalle zu beobachten. Die Walachen und Stuten grasen ruhig fort. Brod! Brod! schreit der Pöbel und läßt die Welt im Uebrigen gehen, wie sie will. Die Hengste aber waren alle aufmerksam. Einige galoppirten mit den hübschesten Capriolen hinter den Jägern her, als verfolgten sie sie. Ein schöner schwarzer Hengst stand in der malerischsten Attitude auf einem Grashügel und blickte mit gespitzten Ohren dem Treiben eine Weile zu. Dann stieß er ein pfeifendes Sausen durch die Nüstern, streckte seinen Hals aus wie ein bissiger Schwan, wobei sich ihm die rauhen Haare glatt an die Haut legten, als wäre er ein erbotter Tiger, und trieb dann seine Stuten, die ihn sogleich verstanden, auf die Seite, um sie vor der Schlinge der Tabuntschiks zu schützen.

Damals war ich noch ein Neuling in der Steppe und verstand Vieles nicht von den Bildern und Erscheinungen, die sie uns vorführte. Allein später hatte ich Gelegenheit, sie noch häufiger an der Hand kundiger Lehrer zu durchkreuzen und meine Vorstellungen von dem Geiste und Leben ihrer Herden und Hirten deutlicher zu machen. Wir können es daher wagen, unsere über das behufte, gehörnte und wollige Vieh der Steppen gesammelten Bemerkungen mitzutheilen, und hoffen dabei auf ein großes Publicum. Auf jeden Fall müssen diese Mittheilung die Poeten und Aesthetiker wünschen, die unsere Notizen als Erläuterungen zu Byron's Mazeppa betrachten mögen, sowie ebenfalls die Maler, die Anmerkungen zu Bernet's Steppenritt darin finden können. Auch die Viehhändler von Dnäh, Brünn und Wien müssen

\*) Pferdeherde.

\*\*) Pferdehirten.

für uns sein, die alljährlich so viele dieser grauen Ochsen aus dritter Hand empfangen, ohne daß sie eigentlich recht ergründen können, wie so ein Felt entstand und welche Schicksale und Leiden es zuvor hatte, bevor es unter ihren österreichischen Schlachtmessern seinen Geist verhauchte. Alle Gourmands von Petersburg müssen auf diese Bemerkungen hungerig sein, die nichts davon wissen, wie diese schönen täglich von ihnen gespeisten Braten zwischen ihre Zähne kommen. Ja am Ende haben wir in Bezug auf die Rinder und Schafe halb Europa für uns, weil halb Europa bekanntlich Talglichter brennt, die unter dem Grafe der russischen Steppen wuchsen.

Unter Allem, was auf der Bühne der Steppenplateaus fußstampfend agirt, ist das Pferd das Edelste, und wir beginnen daher mit Recht zunächst mit ihm, seiner Zucht und Lebensordnung.

### 1) Die Pferde.

Es lassen sich im Ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die alle auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Haus- und Arbeitspferde, die Pferde der Gestüte und die der halb wilden Tabunen (Zuchtherden), „diki loschadi“ (die wilden Pferde). Ueber die beiden ersten Klassen, die nicht viel Eigenthümliches haben, nur ein Wort.

Die Haus- und Arbeitspferde, die alltäglichen Genossen des Menschen und seiner Mühe und Arbeit, deren die Edelleute und deutschen Kolonisten der Steppe immer eine Menge halten zum Spazierenfahren, Reiten, Aekern, zu Reisen und Waarentransporten, deren aber der kosackische und bulgarische Bauer immer nur eins besitzt, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade sein weitläufiges Ochsen-Zweigespann in Gang setzen will, leben in den Steppen so wie in ganz Rußland, und des Eigenthümlichen ist bei ihnen nur wenig.

Eben so ist es auch mit den Pferden der Gestüte, Sawodi \*). Denn weder sind sie bloß ausschließlich Kinder der Steppe, vielmehr von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Racen, noch auch ist ihre künstlich angeordnete Lebensweise so sehr durch die Steppennatur bedingt, daß man sie in einer eigenen Betrachtung von denen der übrigen russischen Gestüte sondern dürfte.

Dazu kommt auch noch, daß diese Haus- und Gestütpferde für sich

\*) Der Russe nennt „Sawod“ ein jedes Etablissement, das zur Hervorbringung irgend eines Products, sei es auf künstlichem oder natürlichem Wege, bestimmt ist. So spricht er von einem „Gewehr-Sawod“, einem „Baumwollengarn-Sawod“ und auch von einem „Pferde-Sawod“.

allein, wenn auch wohl in Hinsicht auf Ackerbau und Statistik, doch nicht in Hinsicht auf Aesthetik und Psychologie ein großes Interesse gewähren. Sie leben ein zu gewöhnliches und vernünftiges, vom Menschen geregeltes Alltagsleben, haben beständig eine volle Krippe und leiden wenig von Durst, Hitze und Kälte. Sie sind keinen besonderen Leidenschaften, keiner Verzweiflung und Furcht und keiner ausgelassenen Freude unterworfen. Sie genießen eines nur sehr geringen Grades von Freiheit, und daher entwickelt sich auch bei ihnen kein Gefühl von Uebermuth und Kraftfülle, keine Streit- und Kampflust. Es verstreicht ihnen die Zeit theils in träger Pflege ihres Leibes, theils unter Schweiß und Arbeit, wie den Sklaven. Will man sie zäumen, so kennen sie ihre Kette; wie die Hunde hören sie auf ihre Namen und traben auf dem Pfade der Gewohnheit geduldig zum Stalle wie zum Pfluge. Keine Revolten, keine Kämpfe, keine tiefen Schmerzen, keine ausgelassenen Freuden. Jeder Schritt nach der Vorschrift und dem Befehle der Menschen, welches ihnen so tief eingepägt ist, daß ihr eigener Wille und das Gesetz ihrer eigenen Natur völlig davor verschwindet.

Anders ist es mit den halbwildem Pferden der frei in den Steppen schweifenden Tabunen (Zuchtherden). Freilich stehen auch sie noch eine Stufe niedriger als die Republiken der völlig wilden und vollkommen freien Pferde. Die Zeit der letzteren ist längst schon in den südrussischen Steppen vorüber \*). Sie kommen noch in der Kirgisen-Steppe und am Ural-See vor, wo allein noch die großen unbewohnten Wästen vorhanden sind, die dieses Thier zu seiner Wanderung bedarf. Allein jedenfalls stehen doch diese Tabunepferde der Natur unendlich viel näher als die Gestüt- und Hauspferde, sind viel größeren Schwankungen ihres Zustandes ausgesetzt, denen die Klugheit und Vorsorge des Menschen jene entthob, und machen daher in dieser Hinsicht eine höchst interessante Mittelstufe zwischen ihnen und den völlig wilden Pferden aus.

Die Herren der Steppe, die großen Gutsbesitzer nämlich, die sich hier ganze Fürstenthümer erworben haben, die Potockis, Dolows, Rasumowskys, Starshinskys, Malachowskys, Woronzows u. s. w., besitzen des Bodens so viel, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Theil

\*) Genauere Angaben über die Zeit des Verschwindens der wilden Pferde aus den südrussischen Steppen hat man nicht. Auch bei Pallas findet sich nichts darüber. Die Sache liegt so im Dunkeln, daß Einige sogar daran zweifeln, daß dieses Thier je in diesen Gegenden existirt habe. Viele Reisende wollen nicht einmal in der Kirgisensteppe davon gehört haben. Vor einigen Jahren soll in Odessa ein wildes langhaariges Thier als ein wildes Pferd gezeigt worden sein, das einige Kosacken am asow'schen Meere aus der Wildniß eingefangen hatten. Allein Kenner haben es nur als ein von einem Tabun entlaufenes, verprengtes und verwildertes Pferd gelten lassen wollen.

davon bearbeiten können, sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben so große weitschweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken konnten, um doch das sonst nutzloseste Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufzuwachsen zu lassen.

Zu diesem Zwecke acquiriren sie alsdann eine Portion von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppen geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Müttern und Vätern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne den übrigen Zweigen der Dekonomie zu schaden. Diese Summe beträgt natürlich je nach der Größe des Guts viel oder wenig: 100, 200, 800 bis 1000 Pferde. Ueber 1000 steigt sie aber nicht leicht, womit denn freilich nicht gesagt ist, daß ein Gutsbesitzer nicht leicht mehr als 1000 Pferde haben könne. Nur in einer und derselben Dekonomie hegt er in der Regel keine größere Anzahl. Nimmt man die Tabunen der verschiedenen Dekonomieen zusammen, so mag mancher Gutsherr 10,000 und noch weit mehr Tabunen-Pferde besitzen.

Hat der Tabun nun die Größe erreicht, welche die Dekonomie zuläßt, so sagt man, „der Tabun sei vollständig,“ und nun erst, während bisher die Pferde auf der Steppe lebten und starben, ohne den geringsten Vortheil zu gewähren, beginnt die Benützung des Tabuns. Diese Benützung besteht darin, daß man theils die dem Gute selber nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchs nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit der Steppen erstarkten, muthigen und unverwüßlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Man könnte also, um das Wesen und den Zweck dieser Tabunen in ein Wort zu fassen, sie „nomadisirende Gestüte“ nennen. Die Russen nennen sie „Tabuni dikich loschadei“ (d. i. „die Herden der wilden Pferde“), oder auch schlechtweg „wilde Pferde“, aber nur im Gegensatz zu den schon geschulten Stallpferden, nicht um damit anzudeuten, daß es wirklich wilde Pferde seien \*).

\*) Der Reisende läßt sich anfangs leicht irre führen, wenn er immer von den „dikije loschadi“ hört, und meint anfangs, das ganze Land stecke voll wilder Pferde. In ebendemselben Sinne sprechen die Russen von den wilden Dohsen, wie wir später sehen werden, obgleich kein einziger wilder Dohse in der Steppe vorkommt.

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeherden völlig frei und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben, und daß nur dann und wann auf sie Jagden \*) gemacht werden, wenn man ihrer bedarf. Weder jetzt befindet sich die Pferdezucht der Steppen in diesem Zustande, noch hat sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach je darin befunden. Es lehrt dieses ein bloßer Blick auf den Zustand des Landes. Wenn dasselbe so beschaffen wäre wie Deutschland, so ließe sich etwas Aehnliches als möglich denken. Man könnte meinen, daß die Pferde, wenn sie in's Freie hinausgelassen würden, sich in einem gewissen, zum Gute gehörigen Wiesen-Terrain ansiedelten und sich darin von selbst, an einem Berge oder einem Walde u. s. w. flehend, zusammenhielten, wie man bei den Hirschen und anderen Thieren findet, daß sie sich einen gewissen Standort wählen, wo man sicher sein kann, sie zu finden, wo man sie dann zählen und sonst einer gewissen Aufsicht unterwerfen und sogar ein gewisses Eigenthumsrecht an ihnen ausüben kann. Aber in der Steppe, wo es weder Wälder, noch Berge, noch Felsen, noch sonst andere Verschiedenheiten des Terrains giebt, wo ein Fleck so aussieht wie der andere, und wo gutes Gras auf 50 Meilen in der Runde zu finden ist, wäre das gar nicht möglich. Welcher Gutsbesitzer, der 1000 Pferde besitzt, würde wohl so unklug sein, sie in's Freie unbewacht hinauszulassen und ihnen einen Freipaß für diese ganze große Weide zu geben. Die tollen Kerls würden hinausbrausen wie der Wind, und der Gutsherr würde nicht so viele Hufe wieder in seinen Stall bekommen, als nöthig wären, um seinen Stubenkehricht auszuführen. Dieß leuchtet ein, besonders wenn man noch dazu nimmt, daß der meiste Grund und Boden der Steppen jetzt einen Herrn hat, der alle fremden Grasliebhaber pfändet oder erschießt, und endlich daß die Steppe eben so voll von Pferden als von Pferdeliebhabern ist, die jedes unbewachte Ross als gute Preise betrachten.

Wenn die Pferde unbewacht bleiben könnten, wie froh würde manche arme Tabuntschiks-Seele sein. So heißen nämlich die Seelen der Leute, die dazu bestellt werden, die Böglinge des Tabuns vor dem Verlaufen von dem Gutsgebiete zu wahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu hüten. — Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen wie die wilden Pferde selbst und werden durch ihre Lebensweise eine so von allem übrigen Menschlichen abweichende Race von Kerlen, daß man in ganz Europa vergebens ihres Gleichen sucht und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihren Bruderschaft findet.

\*) Allerdings kommen solche Jagden auf Pferde vor, allein in einem andern Sinne, wie wir weiter unten sehen werden.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibes-Constitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens, ohne in der Feuergluth der Sonne auch nur des Schattens eines Fliederbusches theilhaftig zu werden, dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie so eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirocco gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Tropfen sie verfehlt, so philosophisch den Wasserabfluß duldet wie ein Diogenes, d. h. ein aus Marmor gemeißelter; denn der in Sinope geborene wäre gewiß mit seiner Philosophie zu Schanden geworden, wenn er bei den Skythen als Tabuntschik hätte leben sollen, und wenn er skythische Witterungs-Phänomene auf einer Terrain-Gestaltung, wie die Steppen sie bieten, Jahr aus, Jahr ein über sein Haupt hätte hingehen lassen müssen.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da für eine kurze Zeit ansiedeln. Diese kleine Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nöthigen ihn, beständig beritten zu sein, und er kann weder Fußgänger, noch Hamarobit sein, sondern einzig und allein Hippobit. Das unruhige Temperament seiner Pflegebefohlenen gestattet ihm nicht einen Augenblick zu ruhen. Die tausend Pferde seines Tabuns halten sich nicht zusammen wie die eines Dragonerregiments, und um ihnen die gehörigen Winke und Drebres zu geben, hat er vor seiner Fronte Tag für Tag mehr Ritze zu machen als ein Adjutant in der Schlacht. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewunderwürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte, zu denen wir anderen Menschen allerlei Vorrichtungen nöthig haben, auf der einzigen Vorrichtung ihres Pferdes abzumachen, von dessen vier Beinen sie so unzertrennlich sind wie die Centauren von den ihrigen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, mit wachsamem Zurufe beständig die Rinde um seine Herde zu machen. Denn dann eben sind auch alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als seine Pferde selbst. Denn wenn diese sich von der Windseite abwenden dürfen, so muß er gerade den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei

starkem Unwetter unbewacht gewöhnlich blindlings über die kahle Steppe dahinstreicht, zu überschauen und zurückzuhalten, und muß sich dabei noch ärger summeln als Pferde und Windgötter zusammengenommen.

Wahrlich, die Seele eines solchen Pferdehirten muß zäh wie Leder sein! Seine Kleidung ist es vom Kopfe bis zu den Zehen gleichfalls. In der Regel tragen sie Pantalons von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollet von demselben Stoffe mit einwärts gefehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz schlug, wärmt ihnen die Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei- bis viermal um den Leib winden und auf den sie sich gewöhnlich allerlei kleine Naritäten, Metallstückchen, Münzen, Antiquitäten, Bernstein und was sonst noch ihren Krähenaugen auffiel, angereicht haben. Da sie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als solche im Besitze von einem Duzend altheilkömmlicher Mittel sind, so hängt ihnen auch gewöhnlich ihr ganzer chirurgischer und medicinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf stecken sie auch wie alle zehn Millionen Kleinrussen und Tataren unter die hohe Cylindermütze von schwarzen Lämmerfellen aus Reschitlowka. Ueber dieß Alles werfen sie dann noch die bei allen Hirten gebräuchliche „Swita,“ einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Capuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und in der wie bei den alten Ritterhelmen bloß für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter und wird dann auch in der Regel als Tasche benutzt. Dieses letzte Kleidungsstück giebt ihnen ein besonders barbarisches Aussehen, und mir gingen immer die wilden Namen der Petschenegen, Alanen, Polowzer, Hunnen und Uzen durch den Kopf, wena so ein lederner Tabuntschik mit seiner hohen, wie ein Ochsenhaupt eckigen Sturmhaube dahersprengte.

Auch klirrt sonst noch Manches an solchem Rossgebändiger herum, zunächst und vor Allem sein großer Harabnik, seine drei Klaftern lange Peitsche \*) mit kurzem dicken Stiele. Diese Peitsche ist gewöhnlich aus äußerst feinen Lederstreifen sehr künstlich geflochten. Sie ist das weit reichende Scepter des Tabuntschik, das sich so selten von seiner Hand trennt, als wäre sie damit verwachsen. Er läßt sie seinen Rossen tapfer um die Ohren sausen, wenn ein Kampf unter ihnen ausbrach, oder wenn etwa ein Hengst

\*) Nur die eigenthümliche Peitsche des Tabuntschik heißt „Harabnik.“ Für andere Peitschenarten giebt es wieder andere Namen. Wahrscheinlich ist das Wort wie die Sache unter diesen Hirtenvölkern sehr alt, denn es findet sich gleichmäßig bei den Kleinrussen, bei den Tataren, wie bei den Moldauern in Besarabien.

gegen seine Herrschaft rebellirte und abtrünnig ein besonderes Reich stiften wollte.

Alsdann seine Schlinge. Diese ist ein fünfzehn bis zwanzig Ellen langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des anderen Endes befestigt ist. Für gewöhnlich hängt diese Schlinge, in vielen Reifen zusammengewickelt, am Sattel; wenn er sie aber zum Einfangen der Pferde gebrauchen will, so verfährt er dabei so: Er wickelt das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschiefen oder auch ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heransprengend, ein paar Mal um's Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arrestiren und endlich die Wolfskeule zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist drei bis vier Fuß lang, vorn mit einem dicken eisernen Knopfe versehen und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hülfe, wenn sie nicht allein mit den Wölfen fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder schleudert sie aus der Ferne und weiß ihren eisernen Knopf den armen Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein Tyroler Schütze seine Büchsenkugel.

Außer diesen Sachen und außer seinem Wasserfäschen, — denn selbst ihren Brunnen müssen sie mit herumschleppen, weil es oft keine Quellen in den Steppen giebt, — außer seinem Brodsacke und seinem Branntweinfläschchen hat denn der Tabuntschik noch manche andere Kleinigkeiten an sich herumhängen, wie man sich denken kann, wenn man erwägt, daß sein Pferd seine Waffen-, Schlaf- und Borrathskammer ist, die Alles, was seine Lebensbedürfnisse befriedigen kann, in sausendem Galopp mit sich fortnehmen muß.

Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Geschicklichkeit wissen diese so behängten, umschanzten, bekuulten Schleuderschwinger, mit ihrem sausenden Harabnik arbeitend, die tausend unbändigen Rosse ihres Tabuns zu leiten und zusammenzuhalten, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie Nacht und Tag in Sturm und Wetter zu regieren und sie vor den Wölfen zu schützen. Am meisten machen ihnen die Hengste zu schaffen, die immer ihr eigenes Regiment über die anderen Pferde exerciren wollen und mit denen sie daher beständig im Hader liegen. Diese bösen und eigenstimmigen Herren, von denen einige fünfzehn bis zwanzig Jahre im Tabun und in der Wildniß lebten,

ohne nur ein Mal dumpfige Stallluft zu riechen, machen dem Tabuntschik oft das Leben so bitter, daß er sein ganzes Handwerk verwünscht, und daß er dann vor seinen Herrn tritt und erklärt, er könne und wolle mit diesem oder jenem Hengste nicht länger dienen, und entweder müsse der Hengst aus dem Tabun abdanken, oder er würde selber seinen Abschied nehmen. In solchen Fällen wird dann der störrische Hengst verkauft, oder er muß eine Zeit lang in's Gefängniß des Stalles wandern, um seinen Uebermuth zu büßen.

Bei den ungemein angreifenden Strapazen, denen ein Pferdehirt sich unterziehen muß, wird er denn auch selten alt. Zehn bis fünfzehn Jahre ist die ihm bestimmte Zeit, innerhalb deren er Invalide wird. Manches nicht vergehende Unkraut dauert freilich auch länger aus. Natürlich ist es, daß solche außerordentliche Anstrengungen auch mit außergewöhnlichem Solde belohnt werden. Denn durchweg sind die Tabuntschiks freie Leute, da bei Leibeigenen keine Furcht vor Strafe stark genug sein würde, sie zu der stets nöthigen Wachsamkeit anzutreiben, bei den Freien aber ein stärkerer Hebel als die Peitsche in Anwendung gebracht werden kann, die Furcht vor Verlust und die Aussicht auf Gewinn. Denn in ihrem Contracte ist es immer eine wesentliche Bedingung, daß sie für die auf irgend eine Weise abhanden gekommenen Pferde haften und ein jedes zu einem festgesetzten Preise bezahlen. Für ein Pferd bekommen sie gewöhnlich fünf bis sechs Rubel jährlich und folglich für 800 bis 1000 Pferde 4000 bis 6000 Rubel. Das wäre nun eine schöne Revenüe für den Hirten, wenn er sie so rein einstecken könnte. Allein zunächst bezahlt er davon die ihm abhanden kommenden Pferde, alsdann bezoldet er davon seine Gehülfen, deren er bei einem Tabun von 1000 Pferden immer zwei bis drei nöthig hat, und endlich muß er sich auch noch seine eigenen Reitpferde dafür halten. Da die Viehdiebstähle in den Steppen auf eine sehr großartige Weise getrieben werden, so kann es sich ereignen, daß so ein armer Schelm von Pferdehirt seine 2000 bis 3000 Rubel auf einem Brete blechen muß. Sind sie aber glückliche Glücksritter, sind sie überall schnell bei der Hand und machen sie sich bei Dieben und Wölfen gefürchtet, so können sie sich auch in ein paar Jahren aus dem Tabun ein appetitliches Kapitäälchen herausholen und sich damit zu einem friedlicheren Geschäfte etabliren. Dieß geschieht aber höchst selten, denn wenn ihre Gewinnsucht einmal geweckt ist, so wissen sie nicht zur rechten Zeit das Spiel zu enden, und Regel ist, was sie im Tabun gewinnen, das muß auf der Steppe wieder zerrinnen.

Weides, sowohl der hohe Lohn als das harte Leben, macht die Klasse der Tabuntschiks zu einer der wildesten, rohsten und tollsten Wagehälse, deren Thun und Treiben so hart und zugleich so verführerisch ist, daß allge-

mein in der Steppe angenommen wird, wer nur drei bis vier Jahre dieß Geschäft treibe, der sei dadurch zu jedem anderen zahmen Dienste zu wild geworden. Die Härte des Hirtenlebens hält nicht nur die Weichlichen davon ab, sich diesem Dienste zu widmen, sondern auch Die, welche etwas auf sich halten und sich besser dünken als eine Wetterfahne am Thurme oder als ein verschlagenes Brack auf den Meereswogen. Da aber weiter keine besondere Kunstfertigkeit zum Pferdehirten gehört, dessen Thätigkeit weniger ein Arbeiten als nur ein Aushalten in Feuer, Wasser und Eis ist, so reizt dieß wiederum die Ungeschickten und Trägen, während die Kunstfleisigen und Arbeitsamen sich anderen Wirkungskreisen hingeben. Die Höhe des Gewinnes lockt den Geldgierigen, die Größe der Verantwortlichkeit aber hält den Berechnenden und Verständigen zurück. Man kann sich daher schon denken, welche Klasse von Waghälsen und Spielern die Rekruten für die Pferdehirten hergiebt.

Allein wenn auch durch Zufall eine ganz ehrliche Haut dazu kommen kann, so muß sie doch bald in den Ton dieser verwilderten Teufel einstimmen. Die unsäglichen Strapazen, denen sie sich unterziehen müssen, machen sie zunächst alle zu bedeutenden Liebhabern jenes Feuers- und Lebenswassers, das den erschlafften Leib vorübergehend so angenehm stimmt, den kalten mit einer lieblichen Wärme durchglüht, bei Hitze die Ausstosung derselben befördert, bei Trockenheit anfeuchtet und bei Nässe austrocknet, den Magen stärkt und das Blut belebt. „Der Himmel selbst,“ sagen sie, „verführt uns zum Sarellka \*).“ Geld klimpert ihnen ja immer in Händen und Taschen, und so hält ihnen der Jude den Hahn der Tonne stets offen. Freilich dürften sie wohl eigentlich nie das Auge vom Tabun abwenden, allein sie wetten und wagen, verjubeln ganze Nächte in den einsamen Steppenkrügen mit ihren Freunden und Genossen und schlagen sich auf eine Weile die Sorgen um die Pferde aus dem Kopfe. Morgens, wenn die Sonne sie zur Besinnung bringt, eilen sie dann auf raschen Rennern der Herde nach, deren Wege und Spuren sie kennen, und treiben sie bald wieder zusammen. Finden sie, daß die Unbewachten indeß bei nächtlicher Weile Schaden anrichteten, etwa in Kornfelder oder Gärten einbrachen, so wissen sie sich auf hundertlei Weise der Entdeckung und Verantwortlichkeit zu entziehen. Geht es nicht anders, so lassen sie den Tabun das angefangene Werk der Zerstörung vollenden, treiben ihn durch die Kornfelder hin und her, so daß kein Mensch entdecken kann, woher die Zerstörung kam und wohin sie ging, und führen dann die Herde rasch querselbein dreißig bis vierzig Werste weit auf das entgegengesetzte Ende

\*) Kleinrussisch für „Wodka,“ Branntwein.

ihrer Steppengebietet, wo sie dann den Nachspürern so unschuldig entgegenweiden, als hätten sie sich nicht vom Flecke gerührt.

Nichts aber lieben sie mehr als die Pferde, was sehr natürlich, denn es sind ja ihre Pflegebefohlenen. Nur gehen sie darin etwas zu weit und lassen ihre Liebhaberei für die Pferde oft die Oberhand bekommen über ihre Liebe zur Redlichkeit. Wenn so ein pferdeliebender Tabuntschik mit seinem Tabun heranzieht, dann nehme nur jeder an der Landstraße weilende Reisende seine Pferde in Acht; denn ganz mit ihrem Tabun beschäftigt und immer ihn hütend und treibend, als dächten sie an nichts Urges, kommen sie herangezogen und weiden ihre Kofse in der Nähe der Straße, wo es immer etwas zu fischen giebt. Wenn aber die Sonne sich zum Untergange neigt und die Dämmerung herabfällt, dann schärfen sich ihre Blicke wie die der Eulen, und wo sie ein paar Pferdchen weiden sehen, sei es, daß Reisende sie zum Grasenausspannten, oder daß die Dorfbewohner sie ein Bißchen zu weit sich verlaufen ließen, husch! haben sie sie mit ihrer Schlinge erschnappt, koppeln sie zusammen, und flugs geht es mit ihnen und dem ganzen Tabun in's Innere der Steppe. „Dort,“ sprechen sie zu den Pferden, „haben wir bessere Weide für euch als hier an der kümmerlich begrasten Landstraße.“ Sie hüten sich aber wohl, das gestohlene Gut selber zu behalten, vielmehr suchen sie nun ihre Freunde und Nachbarn von der anderen Seite auf, mit denen sie immer nächtliche Rendezvous verabreden, und übergeben ihnen die Gefangenen zur Weiterbeförderung. Diese Nachbarn nun übernehmen entweder das Risiko, dieselben wieder anderswo unterzubringen, und zahlen baar Geld dafür, oder, was gewöhnlicher ist, sie haben sich auch während der Zeit schon completirt und geben Waare dafür, die von Osten nach Westen wandern soll, wie jene von Westen nach Osten. Der zweite Empfänger hütet sich wohl, die Pferde so nahe zu verkaufen, vielmehr schlägt er sich mit ihnen wieder weiter nach Osten und schantzt sie einem dortigen Freunde zu. Denn alle Tabuntschiks bilden über der ganzen Steppe hin, von den Karpathen bis zur Wolga, nur ein ununterbrochenes Netz verschworener Schelme, die mit großer Taschenspieler-Gewandtheit ein Duzend Pferde von Hand zu Hand gehen lassen. Der arme reisende Masnoschtschik (Krämer), oder der Droskenführer (Karavansführer), oder wer es nun sonst ist, dem die Pferde gestohlen wurden, greift alsdann zum Wanderstabe und begiebt sich zu Fuß auf die Verfolgung seiner Pferde. Er geht von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft, und fragt nach seinen Pferden; „so und so viele, von der und der Farbe, das eine habe „nur ein Auge, eins habe weiße Vorder-, das andere weiße Hinterfüße, das eine „schwarze sei ein schönes großes Thier, das ihm noch nie entlaufen, und der „Grauschimmel zöge ihm immer für zwei andere.“ Ja, was hilft aber alle genau

Schilberung, die der Bestohlene so berecht zu entwerfen weiß. Die Schulzen in den Dörfern, denen immer alle zugelaufenen Pferde übergeben werden, haben die beschriebenen nicht gesehen, und die Tabunen, ach, wo bekommt man diese flüchtigen fest! Träfe man auch den rechten, wo die gesuchten Pferde noch mitten drinn wären, man könnte ja nicht hinzukommen zu dieser unbändigen Gesellschaft, um sich das Vermißte herauszufuchen. Gewöhnlich aber sind die gestohlenen Pferde schon längst vom Dniepr zum Bug und Dniestr oder noch weiter gewandert und weiden wohl gar schon an der Donau, unter dem schützenden Scepter des Padischah. Die Zeit dieses Handels und Wandels ist die Nacht. Da machen die diebischen Hirten Ritte hinüber und herüber, vierzig und fünfzig Werste weit, von denen man so wenig erfährt wie von den nächtlichen Reisen der wilden Thiere der Wüste. Die mongolischen Grabhügel sind dabei die Versammlungsplätze, die Höhlenkrüge die Börsen und die weite Steppe der Markt.

In solchen Kniffen und Pfiffen belehrt, an so ein völlig ungebundenes Leben auf dem Sattel gewöhnt, Geld in der Tasche, großen Gewinn in Erwartung, Hagel und Regen auf's Haupt, die pfeifenden Stürme beständig um die Ohren, mit allen Kindern der Nacht vertraut, den Tag verschlafend, kann der Tabuntschik zu anderen bürgerlichen Gewerben nicht tauglicher sein als ein neapolitanischer Bandit. Dabei aber wird der Lebensmuth dieser Leute keineswegs gebrochen, vielmehr durch Alles, was sie überwinden und ausführen, bedeutend erhöht und ihr Stolz gehoben, wie der der Seeleute, wie der der Beduinen und wie überhaupt aller der Menschen, die nicht in den Ketten des alltäglichen Lebens und der städtischen Bequemlichkeit liegen. Mit Verachtung sehen daher auch die Tabuntschiks auf die Ackerbauer und selbst auf die friedlicheren und ehelicheren Tschabans (Schafhirten) und Tscheredniks (Ochsenhirten) herab. Auch beklagt der Pferdehirt seine Lebensweise keineswegs, vielmehr thut er sich etwas darauf zu Gute. „Hoho! ich arbeite nicht, ich tummele mich wie der Wind. Es fehlt mir nie an Karboweneg (Silberrubeln), und ich gebe draußen auf meiner Steppe Niemandem ein gutes Wort. „Meine Freundschaft geht viele hundert Werste weit in die Runde, und verderben kann ich gar nicht, denn vor des Himmels und der Menschen Blitze fürchte ich mich nicht.“ Sie sind in der That alle große Processirer und Disputirhähne, die selbst mit den Großen ihres Landes anbinden und ihnen vielen Kerger bereiten.

Da sie immer in der Wildniß leben und bloß mit ihren Pferden, und diese daher ihr einziges Studium ausmachen, so kennen sie auch gewöhnlich alle einzelnen Mitglieder ihrer Herde sehr genau, besonders die fatalen Hengste, die ihnen so viel zu schaffen machen und die sie immer im Sinne haben, aber

natürlich auch die übrigen Pferde, ihr Alter, ihre Lebensgeschichte, ihren Charakter und ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ein guter und erfahrener Tabuntschik wird daher natürlich seinem Herrn sehr unentbehrlich und unschätzbar, da in Bezug auf Pferde sein Gedächtniß gewöhnlich so nervig ist wie seine Muskeln. Bei Krankheiten, bei Auswahl der Thiere, die zu Märkte getrieben oder beibehalten werden sollen, und bei vielen anderen Gelegenheiten kann man natürlich bei Niemandem besser Rath holen als bei ihm. Er bezeichnet die guten Stuten, die alle Jahre ihr Füllen geben, und die man daher nicht verkaufen darf; er weiß die Pferde, welche, wie man sich ausdrückt, den Tabun nicht halten, d. h. die als merkwürdige Ausnahmen diesen merkwürdigen Trieb, der die Pferde sich immer zu ihres Gleichen halten lehrt, nicht kennen und immer wild vom Tabun sich sondern; er rath, diesen oder jenen alten Hengst, der nichts mehr taugt, an den Mann zu bringen; er kennt das Wetter im Winter und weiß, ob man austreiben dürfe oder nicht; er weiß am besten, ob man die Zahl der Pferde noch höher hinauftreiben könne, oder ob es besser sei, sie zu beschränken, weil nur er das angewiesene Steppengebiet und seine Ergiebigkeit genau beurtheilen kann.

Auf den Pferdemärkten insbesondere spielen die Tabuntschiks eine große Rolle, und in Walta und Berditshew, wo die größten dieser Märkte zwischen Dniepr und Dniestr gehalten werden, ist es eben so interessant, den Tabuntschik als ihren wilden Tabun zu beobachten. Die Pferde werden hier eben so frei und ungebunden zu Märkte getrieben, wie sie auf der Steppe lebten, da sie in gefesseltm Zustande gar nicht zu lenken und fortzubringen sein würden. Die Städte und Dorfschaften, die sie zuweilen durchtraben müssen, machen ihnen freilich mitunter etwas Schrecken, doch kommt hierbei den Hirten die Natur der Pferde zu Statten, die, wenn sie etwas in Schrecken setzt, nicht auseinandersprengen, sondern vielmehr dann am meisten zusammenhalten. Nahe bei einander hintrappelnd, mit dem Rücken sich an einander reibend und scheu zur Seite blickend, hinten von dem Harabnik des Tabuntschik gejagt, vorn von seinen Gehälfen zurückgehalten, passiren sie die Städte und Dörfer.

Auf den Marktplätzen hat man mit Holz oder Stricken ein Quarrée umzäunt, welches den Tabun aufnimmt. Daneben sitzt der Herr, welcher verkauft, rund herum gehen die Liebhaber und Käufer und wählen sich aus, und drinnen tummelt sich der Tabuntschik mitten zwischen den Rossen herum. Die Auswahl wird aber den Käufern in nichts erleichtert. Man kann vom Verkäufer nicht wie bei uns verlangen, er möge einmal dieses Pferd zeigen oder jenes vorführen lassen „Es sind ja wilde Pferde, die ich habe. Beschaun Sie sich alle, so viel Sie wollen. Jenes Pferd dort ist fünf Jahre

„alt, dafür bürgte ich; es ist auf meiner Steppe aufgewachsen. Weiter weiß ich selbst nichts davon. Es kostet 100 Rubel; wollen Sie mir diese zahlen, so nehmen Sie es. Vordem kann ich es ihnen aber nicht einfangen lassen, denn das kostet zu viel Mühe, und das Pferd leidet mir wohl gar noch Schaden dabei. Geben Sie aber auch dem Tabuntschik ein gutes Trinkgeld, damit er Ihnen das Pferd vorsichtig einfange.“ — Diesen letzten Rath darf man ja nicht in den Wind schlagen, denn giebt man dem Tabuntschik, der immer auf Silber erpicht ist wie ein Bär auf Honig, nicht ein ordentlich Stück Geld, das seinen Augen wohlgefallen kann, und fängt er das Pferd bloß auf Ordre seines Herrn ein, so wird er ärgerlich, macht die Sache kurz ab, wirft dem Pferde die Schlinge um den Hals, zieht sie ihm mit einem Rucke zu und wirft es auf die Knie nieder, daß es noch lange an dem Stosse leidet und vielleicht gar einen wesentlichen Schaden nimmt, den nicht der Verkäufer, sondern der Käufer zu tragen hat, der das Risiko des Einfangens übernimmt; denn, wie der Tabunenherr sagte, er hat nichts als wilde Pferde, und wenn ein Käufer einem davon eine Schlinge umlegen läßt, so wird es zahm und ist das seine.

Zahlt man aber dem Herrn sein Geld ordentlich aus, und gewinnt das gegebene Trinkgeld der Seele des Tabuntschik ein freundliches Lächeln ab, so geht das Einfangen auf andere Weise vor sich. Letzterer giebt sich alsdann viele Mühe, schleudert dem Pferde die Schlinge geschickt um den Hals, zieht sie nur ein wenig an und galoppirt eine Zeit lang neben dem sogleich Reißaus nehmenden Pferde her. Kommt dasselbe über die ungewohnte Schlinge aber zu sehr außer sich, so läßt er es auch wohl allein mit diesem Schmucke hinauslaufen und spricht zum Käufer: „Sie haben ja wohl ein wenig Zeit. Es wird sich bald beruhigen, und ich liefere es Ihnen dann zahm in die Hände.“ Das wilde Pferd nun schnaubt, beißt und schlägt um sich, beständig nach dem ihm so fürchterlichen Stricke blickend, der sich ihm lebendig wie eine Schlange zur Seite windet, bis es sich endlich ausgetobt hat, da es bemerkt, daß der Strick weder weicht, noch auch würgt und schadet. Es wird allmählig ruhig und weidet zuletzt still wie die anderen, den Strick neben sich herschleifend, dessen Ende dann der Tabuntschik aufnimmt und dem Käufer übergiebt. Dieser bindet das Pferd alsdann hinter seinen Wagen und läßt es dort von Neuem so viel wüthen, als es mag, bringt es in seinen Stall, kommt aber doch oft erst nach einem Jahre und nach vielem Aerger und Verdruß dazu, ihm alle wilden Unarten abzugewöhnen. Der Käufer kann nur in dem einen Falle sein Pferd zurückgeben, wenn es nicht das angegebene Alter hat. Entdeckt er aber andere Mängel, so hilft das nun nichts mehr. Indes viel Risiko ist auch nicht dabei, denn im Ganzen sind die Tabunenpferde alle so ziemlich

gleich gut und gleich schlecht, im Frühlinge alle fett, im Sommer alle mager, gleich wild, gleich stark, gleich böse und tückisch, und endlich auch alle gleich billig.

Man kann sich denken, wie viele Pferde bei allen diesen tumultuarischen Geschäften unter des Tabuntschik Sattel darauf gehen. Er hält sich allerdings immer zwei aus eigenen Mitteln bei'm Tabun; diese reichen aber nie aus, und wenn es heiß hergeht, so macht er wohl oft zwei bis drei Pferde an einem Tage lahm. Er spart daher, wenn er unbeobachtet ist, die feinigsten und fängt sich wilde aus dem Tabun selber. Durch dieß beständige Reiten der verschiedensten wilden Pferdenaturen bekommen nun diese Leute natürlich eine bedeutende Sicherheit im Sattel, auf dem sie in der Regel so fest sitzen wie der Vordertheil eines Centauren auf seinem Hintertheile. Die Herren, die dann und wann ein Pferd in der Wirthschaft brauchen, geben ihnen daher zuweilen den Auftrag, dieses oder jenes Pferd auf der Steppe zuzureiten. Freilich werden ihnen auf diese Weise nun eben nicht die feinsten Reiterkünste beigebracht. „Meistens reiten wir sie nur so auf den Lauf zu,“ sagte mir ein Tabuntschik, das heißt, daß sie Den, der festzusetzen weiß, nicht abwerfen, und daß sie rechts eine Werst weit in die Steppe hinauschießen, wenn man sie rechts zog, und links eine Werst weit, wenn man sie links lenkte.

Dies ungefähr sind die Arbeiten und Beschäftigungen der Hirten der stampfenden Rasse.

Was nun das Thun und Treiben dieser letzteren selber betrifft, das voll ganz eigenthümlicher und bei uns unbekannter Erscheinungen ist, so versteht es sich von selbst, daß es in den verschiedenen Zeiten des Jahres außerordentlich variirt. Im Ganzen gestaltet sich ihr Leben so: In der guten Jahreszeit, die hier nur sechs Monate, von Ostern bis October, dauert, streifen sie unter Anführung ihres Tabuntschik frei in den Steppen und gehen Nacht und Tag ihre grasigen Wege. In den sechs Monaten der schlechten Jahreszeit werden sie ebenfalls ausgetrieben, jedoch nur bei Tage, wo sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen, und in der Nacht kommen sie nach Hause. An ganz besonders stürmischen Tagen behält man sie aber auch bei schmaler Kost ganz zu Hause.

Der Winter ist natürlich für die armen Thiere die schlimmste Jahreszeit und voll von Leiden, Hunger, Kälte, Krankheit und Tod. Die Stallung, welche die Herren für sie bereiten, ist das erbärmlichste Ding von der Welt, weiter nichts als ein mit Graben und Erdwall umzogener Raum, dem dann und wann barmherzige Herren wohl noch eine Art von Wetterdach gegen Norden hinzufügen. Hinter so einer jämmerlichen Festung müssen dann die armen Thiere sich gegen einen so unbarmherzigen Feind, wie es der Steppen-

boreas ist, vertheidigen, so gut sie können. Eine solche Stallung nennt man den „sabor dla Tabun“, „den Zaun für den Tabun“, und weiter ist es auch nichts. Es ist ein Zimmer, die edlen Thiere in dieser Verzäumung bei hartem Unwetter zu sehen. Nur die Hengste und Starcken kommen unter den Schoppen, und die Schüchternen und Schwachen stehen in kleinen Trupps am Wall herum und stecken die traurigen Köpfe zusammen, um sich einander ein wenig zu wärmen.

Doch haben sie noch einen weit schlimmeren Feind als die Kälte, die sich bei vollem Magen allenfalls noch ertragen ließe. Allein wie friert nicht ein hungeriger Magen! Im Anfange des Winters, wo draußen unter dem Schnee noch einiges Herbstgras grünt, und wo ihnen die Tabuntschifs auch dann und wann noch einige Heu- und Strohhaufen im Stalle zurecht legen, an denen sie die Nacht über naschen können, geht es allenfalls noch gut bis zum Januar. Allein dann wird der Mangel fühlbarer. Die Gutsheerrschaft hat gedacht, wie die Russen meistens denken: „Gott wird helfen, man schlägt sich schon durch“, und hat sich daher nur knapp mit Heu und Stroh versehen. Verlängert sich nun die schlechte Witterung etwas über Gebühr, so schmelzen die Borräthe rasch. Die herrschaftlichen Kutscher legen die Hand auf den Nest, und der arme Tabun muß Brennstroh und Schilf speisen. Dagegen protestiren aber bald alle Köche und Ofenheizer, und in der Verzweiflung greift man endlich zum Schilf der Dächer. Es kommen Zeiten von Futtermangel vor, wo kein Dachstrohhalm unverfüttert bleibt.

Es ist nichts befremdender, als daß gerade in diesen Gegenden, welche die Natur fast einzig und allein für das Vieh hervorgebracht zu haben scheint, und wo sie fast in jedem Winkel mit der größten Freigebigkeit für die Grasfresser gesorgt hat, so erstaunlich viel von den schrecklichsten Hungersnöthen zu hören ist. Aus jedem Winter gehen die Tabunen mehr oder weniger mager und krank hervor wie eine Herde von Pferdegespenstern, auf denen die Geister des Erebos geritten zu haben scheinen. Doch glücklich, wenn sie überhaupt daraus hervorgehen. Es giebt aber Winter, denen sie gar nicht, oder doch nur in so schwachen Nesten entkommen, daß lange Jahre dazu gehören, bis die Stämme ihre alte Stärke wieder erlangen. So ist noch jetzt namentlich das an allen Dingen so magere Jahr 1833 noch nicht verschmerzt, welches die Tabunen der Art decimirte, daß von den meisten kaum die Hälfte blieb.

In solchen Jahren der Noth passiren unerhörte Dinge, und die Herren, die Theil an dem Schicksale ihres Viehs nehmen und aus Liebe und Interesse Alles für sie hingeben, sehen sich zu den größten Opfern genöthigt. Den Wucherern, deren es immer eine Menge giebt, und die in der Hoffnung auf solche Zeiten ihre Futterkräuter Jahre lang aufhäufsten, werden die enormsten

Preise bezahlt. Alles, was nur für einen Pferdezahl Weißbares in und an den Wohnungen ist, wirft man den Herden vor, um nur ein wenig den Jammer, der unter ihnen herrscht, zu mindern. Alte Kornvorräthe, die man für gute Conjunctionen aufspeicherte, werden den Thieren geöffnet; denn der Geiz löst sich in Erbarmen. Kartoffeln, Rüben, Mais, ihr Brod theilen die Menschen endlich mit den Thieren. Allein die Portionen sind zu klein, um so vieles Leben zu fristen. Manche, die nicht zu weit wohnen und in den nördlichen Gränzländern der Steppen Verbindungen haben, lassen ihre Herden nach Polen und der Ukraine wandern, um sie dort, wo die Vorräthe gewöhnlich größer, weil die Herden geringer sind, in Fütterung zu geben.

Es ist natürlich, daß wohl nur eine sehr mangelhafte Wirthschaft an dieser häufig wiederkehrenden Noth bei so großem, von der Natur gewöhnlich gebotenen Ueberflusse Schuld sein kann. Es ist wohl nur ein sehr geringer Anschlag, wenn man annimmt, daß die Hälfte von dem in jedem Jahre aufgewachsenen Grase in den Steppen wieder zu Staub wird, ohne von Menschen oder Vieh auf irgend eine Weise benutzt worden zu sein. Wären die Menschen bei dem Ueberflusse, in dem sie sich gewöhnlich in der guten Jahreszeit befinden, etwas weniger verschwenderisch und sorgten sie immer mit einigen Vorräthen wenigstens auf ein Jahr voraus, so würden sie mit ihren Herden nicht immer aus der üppigsten Fülle in die bitterste Dürftigkeit geschleudert werden. Aber so sind die Einen gierige Wucherer, Viele sorgenlose Verschwender, die Wenigsten sinnige Wirthschafter. Da die Meisten immer so viel als möglich gleich baares Geld haben wollen, so wird dann schnell verfilbert, was die Erde bringt, und sie denken nicht daran, daß der Verzicht auf kleine gegenwärtige Gewinnste ihnen vielleicht große zukünftige Verluste ersparen würde. Vor den Sorgen für die Zukunft schützt sich ihre Trägheit mit der Redensart: „Gott wird helfen“, bis dann der Erfolg ihnen zu spät lehrt: „Ja wenn ihr selber Flug wart.“

Man kann sich nach dem Allen vorstellen, daß die im Sommer so ausgelassenen und wilden Tabunen am Ende des Winters das zahmste Ding von der Welt sind. Die unbändigsten Rosse, die im Sommer, scheuer als die Wölfe, keinen Menschen auf 100 Schritt Entfernung heranließen, ohne einen Lärm und eine Flucht zu beginnen, als hätten sie den leibhaftigen Bösen selber gesehen, kann man jetzt am Schwanz festhalten, das heißt, wenn sie dann überhaupt noch einen Schwanz haben. Denn oft fressen sie im hungerigen Wintern sich Schwanz und Mähnen bis auf den letzten Stumpf ab. Wenn auch die Haare sie nicht sättigen können, so geben sie doch ihren unruhigen Zähnen zu werken. So ein armseliges Tabunenpferd ohne Mähnen, ohne Schweif, ohne Fleisch und gänzlich ohne Muth, mit lahmen Schritt

und trüben Augen, wie es im März aus seinem Sabor hervorschleicht, bildet alsdann eine noch traurigere Figur als das mit Stroh ausgestopfte Pferd Peter's des Großen im Arsenal zu Petersburg.

Jedoch ist in der höchsten Noth die freundlichste Rettung am nächsten. Auf das betrübteste Ende des Winters folgt der lieblichste Beginn des Frühlings. Die Tulpen und Krokos blühen hervor, und dem Schönen folgt bald das Nützliche, die zarten saftgrünen Spitzen des aufsprießenden Grases. Nun erholen sich die Herden und schlagen bald mit rascherem Hufe den Rasen. Der trübe Himmel in ihren Augen klärt sich auf, die Gräser wachsen und wachsen. Eins treibt das Andere, und die Zeit der Fülle, des Uebermuths, des Streits und der Liebe ist nun da für Alles, was auf der Steppe lebt. Alles ist Auf- ruhr, Muth und Lust auf der ganzen Steppe, und das Jauchzen nimmt kein Ende von der Gränze des Türkenreiches bis tief in die Mongolei hinein. Jetzt entspringen die Füllen leicht der Wiege des Mutterleibes in's hohe Gras, die im Winter kümmerlich und krüppelhaft, in den Schnee fallend, zur Welt kamen. Nun bilden sich Parteiungen im Tabun, und die Hengste formiren sich ihre Serails. Immer flüchtiger werden die Walachen und haben wieder Athem zum Wiehern und Rennen.

Es giebt gewöhnlich in einem Tabun von 1000 Pferden 15 bis 20 Hengste, etwa 400 bis 500 Zuchtstuten und 500 bis 600 junge Thiere und Walachen. Die Hengste sehen sich natürlich immer als die eigentlichen Herren des Tabuns an, und unter ihnen insbesondere die alten, die das junge aufstrebende Volk nicht leiden können. Sie halten daher nicht nur streng auf Zucht und Ordnung unter den Walachen und Stuten, sondern liefern sich auch beständig unter einander wüthende Schlachten, in denen gewiß jeder Hieb ein Leben tödtete, wenn es nicht blos Pferde wären, die sie austheilten, sondern auch Pferde, die sie empfangen. Im Frühlinge aber macht sich oft ein junger, seit dem letzten Jahre nachgewachsener Hengst mit so kraftvollen Muskeln geltend, daß er alle Alten aus dem Felde schlägt und sich zum Gefürchtetsten im ganzen Tabun erhebt, und alle übrigen weiden dann in respectvoller Entfernung von ihm. Auch sonst haben diese Herren ihre Abneigungen und Zuneigungen, ihre Verschwörungen und Conventikel wie die Menschen in einem Staate. Zuweilen nun ist einer bei den übrigen verhaßt, und sie haben ihm schon längst etwas Böses zugebracht. Eines Tages geräth er mit einem seiner Feinde in Streit, die anderen springen herzu und schlagen ihn der Art aus dem Felde, daß er's lange nicht vergißt und immer entfernt vom Tabun sein kleines Trüppchen Stuten auf die Seite treibt. In jedem Tabun giebt es ein paar solcher Ausgestoßener, die nebenher hinken, und in jedem giebt es gewöhnlich einen, der über alle dominirt.

Nie aber wird der Streit größer, als wenn, wie es wohl zuweilen geschieht, fremde Tabunen sich einander begegnen. Freilich weichen in der Regel die Hirten schon von Weitem einer vor dem anderen aus, wenn sie sich sehen. Aber zuweilen sind sie nicht bei der Hand, oder sie gehen auch wohl eben so böß wie ihre Pferde auf einander los, wenn jede Partei meint, sie habe allein dort das Recht zu weiden, und die andere müsse von der Steppe weichen. In solchen Fällen strittigen Rechts machen denn nun auch die Tabunen mit einander Bekanntschaft, die aber nicht zwei Minuten lang Freundschaft bleibt. In der Regel kämpfen sie dann wie die Hellenen und Trojaner vor Ilion. Das junge Volk und die Mütter stehen von Weitem, sorglos Brod speisend. Aber die Starken treten heraus in die Arena und kämpfen so wüthend und ausdauernd mit einander, als wenn auf dem einen ein unsichtbarer Hektor, auf dem anderen der Geist des Achilles säße. Sie schütteln die gesträubten Mähnen dabei wie die Löwen, und ihre hörnerne Hufe klatschen in der Luft zusammen wie Schilder. Dabei geben sie pfeisende, gellende und brüllende Töne von sich, die wir bei unseren Sklavenpferden gar nicht kennen, und die man eher mit dem Heulen wilder Thiere als mit dem Wiehern unserer Pferde vergleichen könnte. Auch bedienen sie sich in diesem Kampfe eben so häufig ihres Gebisses als ihrer Hinterhufen und setzen auf einander ein wie die Tiger, bis dann endlich Hektor vor dem Achilles die Flucht ergreift und sich mit seinen Angehörigen zurückzieht. Zuweilen aber entführt auch der Sieger dem Besiegten einen Theil seiner Stuten, deren Auswechselung dann wieder die Hirten aneinander bringt.

Doch ist auch diese Frühlingszeit der größten Steppenfreuden und des ausgelassensten Uebermuths nicht ohne Schmerzen und Leiden. Es ist nämlich zugleich auch die Zeit der größten Plage von Seiten der Wölfe. Auch sie haben nach dem hungerigen Winter im April und Mai den meisten Appetit. Dazu kommt, daß nun gerade die zartesten Braten, die jungen Füllen, im Tabun zu haben sind, deren Fleisch die Wölfe selbst noch den Schafen und Kälbern vorziehen sollen. Die Frühlingskämpfe der Tabunpferde mit den Wölfen sind sowohl durch die Listigkeit und hungerige Gier der letzteren als auch durch den Tumult und den Kampfesmuth der erstere ausgezeichnet und interessant.

Die Wölfe müssen natürlich als die schwächere Partei hauptsächlich auf Uebertlistung und Schleichwege bauen, die Pferde aber als die Angegriffenen und beständig Umschlichenen und Umstellten auf ihre Gemeinschaft und gegenseitige Hülfeleistung. Es hat sich daher, wie bei den Wölfen eine große Schlaueit und Gewandtheit, so bei den Pferden ein großer und edler Gemein Sinn entwickelt, der sie und ihre Kinder meistens rettet. — Daß ein oder mehrere Wölfe sich bei helllichem Tage mitten unter den Tabun machen, um sich dort

zu sättigen, kommt nicht vor. Nie sind Wölfe so wahnsinnig hungerig, daß sie dieß Wagemüth unternehmen und es vergäßen, daß sie alle Mal in solchem Falle ohne Rettung verloren sein, und von den Pferden dem platten Nasen gleich getreten werden würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wie z. B., wenn die Wölfe sehr zahlreich sind, und der attackirte Theil des Tabuns schwach ist, geschieht es dann doch wohl, daß eine Menge von Wölfen mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spizen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen geradezu auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selber aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturm laufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl und Hunger stark, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da zum Theil wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das tappisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht recht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohe. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungerige Rachen an der Kehle und legen sie in den Nasen. Aber nun sackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten und Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen so eingewurzelt, die Hinterfüße hehend, dasteht, wie dieß auf unseren Bildern dargestellt wird. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hintertagen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllfleisch aus dem Sinne schlagen müssen. In der Wirklichkeit büssen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie ein beweglicher Phalanx scharf in die Wölfe ein und machen Manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht bloß vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherrn, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase

schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderhufen nieder. Auch hierin ist man bei uns, glaube ich, falscher Meinung und denkt, daß die Pferde Alles nur in den Hinterfüßen haben. Dieß ist aber hier keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie alle Mal zum Angriff die Vorderfüße und nur im Fall der Noth und Vertheidigung auch jene. Ja, wie gesagt, selbst ihre Zähne lassen sie sich nicht ungenutzt gegeben sein, und es ist ungewiß, ob der tausendzählige Drache von Rhodos hitziger auf die Kinder herabschoß, als ein Tabunhengst es auf einen Wolf zu thun pflegt. Zuweilen versezt er ihm mit den Vorderfüßen sogleich den ersten und letzten Schlag, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen in den Nacken und schleudert ihn durch's Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein mikroskopisches Stäubchen darin bleibt. So machen es die muthigen Hengste, und in der Regel sind dieß fast alle. Natürlich giebt es auch feige, die nur aus dem großen Haufen hervorwüthen. Auch giebt es ungeschickte, die den Wolf bei'm Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blik. Zum Zerlegen und Speisen gelangt er aber dann doch nicht, wenn der Kampf einmal so weit gediehen ist. Denn der Tabun läßt seine Todten nicht ungerächt, giebt den Wölfen nicht eine Minute Ruhe und hört nicht eher auf, zu toben und zu lärmen, als bis ihr fataler Geruch ganz und gar von der Steppe, die doch ihm gehört, gewichen ist. Es heißt daher bald unter den Wölfen: „sauve qui peut“. Der Appetit ist ihnen, wenn es so von allen Seiten heranschnaubt und stampft, längst vergangen, und sie beißen nun nicht mehr ihres Magens, sondern der Erhaltung ihres Gebisses selber wegen. Da wird denn freilich noch manche Pferdesende für immer gezeichnet, ja mancher Vierbein zum hinkenden Dreifuße verkrüppelt, aber ein paar Wölfen macht dieser letzte Kampf auch noch Kopfschmerz, und der Nest muß dann doch noch heulenden Reißaus nehmen.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und wohl immer nur wider Willen des Wolfs. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosackenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung isolirter Posten ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durch's hohe Gras herangeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt sich die Stellung

des Labuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem jungen delicatesen Füllen etwas gesondert weidet. Sehr wohl hütet er sich nun, sogleich spornstreichs hervorzubrechen. Er weiß, wie unartig es ist, so mit der Thür in's Haus zu fallen. Leise und allmählig nähert er sich dem Füllen. Er scheint ein großer Liebhaber der Unschuld zu sein und das liebe Thierchen, das er wie dessen Mutter stets scharf beobachtet, fast mit bewundernden Augen anzusehen, ja wohl sogar in seinen Manieren nachzuahmen. Wenn sich das müde Junge in's Gras legt, so streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen bemerkt doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und schlägt mit dem Schwanze in's Gras. Der Erfolg dieses Rencontres ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf los, so springt er ihr im Nu an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Füllen davon. Das ist ein Experiment von eins, zwei, drei, auf das er besser eingeübt ist als der Henker auf's Köpfen. Zuweilen aber ist die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm und schlägt den Wolf mit einigen herbeieilenden Schwestern auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber wieder ist die Alte weder wüthend, noch täppisch, sondern blos dumm und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als der Wölfe in den Steppen herumschweifen \*), weidet ein Bißchen mit dem Füllen auf der Seite und macht kein Aufhebens davon. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich an einer Stelle nieder, wo ein directer Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlammchen schlafend im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen. Allein es ist ihm nicht blos daran, sondern auch am ruhigen Verzehren und Heimbringen gelegen, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unabgewendet er also auf's Junge blickt, so scharf horcht er auf die Alte, die er schon vor allen Vermuth- und Königskerzen-Stauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß weidend und milchreiche Kräuter suchend immer weiter und weiter. — Auf ein Mal aber, horch! horch! welch' Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen nied-

\*) Die Hunde der Steppen sehen den Wölfen gewöhnlich so ähnlich, daß man sie nicht davon unterscheiden kann. Auch mischen sie sich häufig mit ihnen.

lichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es theils im Stillen, theils schleppt er es in sein Nest, um dort Mutterpflichten zu erfüllen, welche die Pferdemutter versäumte. — Gewöhnlich aber geht's, wie gesagt, „huhu! der Wolf! der Wolf!“ im ganzen Tabun herum, wenn die Mutter das Geschrei begann, und wehe dem Wolfe, wenn dann etwa auch der Tabuntschik in der Nähe schlief. Denn der hat sich schnell die Augen gerieben, fährt in den Sattel wie ein Säbel aus der Scheide und ist wie ein Blitz mitten unter dem Getümmel. Der Wolf mit seiner Beute wie der Wind davon, aber der Tabuntschik mit seiner Keule wie ein Sturm ihm nach. „Hundsfoth von Wolf, lauf, wenn du willst, davon, aber dein dickes Wolfsfell laß auf dem Plage! Denn es ist mein, wie die 10 Rubel, die mir Jeder dafür zahlt. — „Hui! Paff! Jetzt kennst du meinen Eisenknopf!“ — Der Wolf liegt in diesem Falle allemal darnieder. Denn der Tabuntschik verfehlt sein Ziel nie, auch fehlt ihm sein Kenner nie, gegen den selbst die Highmarkets-Kenner die Segel streichen müssen. Nur einen Fall giebt's, wo der Wolf seinen Brüdern verrathen kann, wie scharf die Tabuntschiks zusehen, wenn er nämlich zu den schroffen Abhängen einer Regenschlucht gelangt. Hier steckt er dann sogleich seine Schnauze zwischen die Vorderfüße, zieht sich zusammen und kugelt hinab. Das kann ihm der Tabuntschik nicht nachmachen, und er schleudert ihm dann wohl vergeblich seine Keule nach. Doch ist das selten. Gewöhnlich schnappt der Wolf bald die letzte Luft ihm zu Füßen. Die Pferde kommen auch heran und beschnuppern das erlegte Thier, aber der Tabuntschik hält sie mit seinem Harabnik aus einander, zieht dem Wolfe auf der Stelle sein Fell ab und legt es auf sein Pferd zu den anderen, die schon da hängen. Die Wölfe müssen wohl ihre Häute auf dem hohen Reitpferde hinter dem Sattel des Tabuntschiks zuweilen prangen sehen; denn es giebt kein giftiges Kraut, kein wildes Thier und keinen bösen Geist auf der Steppe, den sie so sehr fürchteten als den Tabuntschik mit seiner tapferen Keule.

So also tummelt sich das unbändige Volk der Rosse mit den Wölfen, mit seines Gleichen und mit seinen Herren im Frühlinge über die blumige Steppe. Allein die Blumen verblühen, der schöne Frühling verschwindet. Die Gräser welken hin, und die grüne Steppe wird staubig und schwärzlich, und Alles verdorrt und vertrocknet unter der trockenen Gluth des Sommers, der wieder eine Periode neuer Leiden für die armen geplagten Herden herbeiführt.

So wie der Winter die Zeit des Hungers, so ist der Sommer die des Durstes. Im Winter stillt ein Schluck den letzten erquicklicher als im Sommer ein Eimer voll. Auch giebt es im Winter überall Schnee, den

die Pferde beständig benaschen, so wie im Sommer überall Staub, der ihr Inneres noch mehr austrocknet. Auch die unbarmherzige Hitze des Steppensommers ist den hitzigen Pferden unerträglich. Sie weiden dann nur in der Nacht in den kühlen, noch etwas feuchten Thälern und Regenschluchten. Schon des Morgens früh aber verlieren sie den Appetit und fressen den Tag über keinen Halm mehr. Bei der Hitze stellen sie sich dann auf die hohe Steppe, die doch noch zuweilen etwas Luftzug hat, während die Thäler und Schluchten, die in der Nacht kühlende Keller waren, am Tage erhitzten Blüthöfen gleichen. Da es in der Steppe für kein Wesen einen anderen Schatten giebt als den, welchen ein Jedes sich selber macht, so stellen sich die Pferde immer mit den Köpfen in Kreisen zusammen, sich gegenseitig dürftigen Schatten gewährend. So sieht man sie dann in einer Menge kleiner Trupps vertheilt stundenlang angenagelt wie Bildsäulen zusammen stehen. Nur mit dem Kopfe bewegen sie sich auf und ab, um sich ein wenig Athem zuzufächeln. Die Hirten liegen gewöhnlich mitten in dem Kreise, weil diese armen Halbverstengten auch von keinem anderen Schatten profitiren können als von dem ihrer Pferde. Doch kann diese komische Scene auch zuweilen durch noch komischere unterbrochen werden. Es reicht oft eine Kleinigkeit hin, diesen Frieden in das kriegereichste Getümmel zu verwandeln. Vielleicht hat das eine Pferd dem anderen auf den Fuß getreten oder in seinem unaufhörlich heftigen Fächern dem anderen mit dem Fächer seiner Schnauze einen Schlag auf's Maul gegeben. Dieses, das keinesweges aus Langmuth geduldig stand, sondern weil seine Ungeduld unter der Last der Mittagsschwüle niedergedrückt war, denkt in einem Anfall von Leidenschaft, das andere habe es mit Fleiß gethan, es sei nicht mehr zu ertragen, macht von hinten Front und verweist dem Nachbar etwas derb seine Grobheit. Die Anderen des Kreises, die dadurch gestört werden, wollen dreinreden und sagen: „Haltet doch Ordnung!“ sprechen das aber ebenfalls mit den Hinterfüßen. Nun wird der Trupp zersprengt, und die Einen fliehen hier- und die Anderen dorthin, vor Apollo's Pfeilen bei diesen oder jenem anderen Kreise Schutz suchend. Diese aber wollen die sich Eindringenden nicht annehmen und schreien: „Bleibt doch bei euch zu Hause und stört uns „Friedliebende nicht“ — schlagen aber auch, ganz außer sich, dabei hintenaus. Wie die Anrede, so die Erwiderung, und so geht der Tumult von Trupp zu Trupp, bis kein Bierbein mehr ruhig steht und vor Aerger, Verdruß und Ungeduld mit dazwischen schlägt. Endlich besteigt auch der Hirt sein Schlachtroß, läßt seinen Harabnik schalten und walten und decimirt die Compagnieen, und diese, jedoch von Apollo mehr als vom Tabuntschik gebändigt, begeben sich allmählig wieder zur alten Ruhe, indem sie sich nur ein wenig anders mischen und sich das zusammenfindet, was sich verträgt und duldet.

Nach des Sommers Durst und Hitze folgt endlich noch ein angenehmes Spätjahr, in welchem die Steppe sich von Neuem lieblich begrünt, und auch die Brunnen reicher fließen. Alsdann erholen sich die Tabunen wieder und wappnen sich mit frischer Kraft, um des Winters Dürftigkeit zu ertragen. In diese Herbstzeit fällt dann auch die einzige Arbeit, die der Tabun verrichtet, die ihm aber nicht mehr Schweiß macht als sein wildes Herumtraben in den Steppen, da sie auch in eben nichts Anderem besteht als in Trampeln und Springen. Es ist dieß nämlich das Ausdreschen des Getreides. Diese merkwürdige Dreschweise der Steppen ist ohne Zweifel die allergroßartigste und sonderbarste, die irgendwo in der Welt vorkommt, und verdient hier eine Erwähnung. Man hat zu diesem Zweck eine Docke (Dreschplatz) von mehren hundert Ellen Länge und Breite geebnet, darauf mit Schaufeln den Rasen beseitigt und den Boden angeschlagen und das Ganze mit einem Geländer umgeben, in welchem ein weites Thor gelassen ist, um die Pferde zum Austreten des Getreides einlassen zu können. Fünfzig bis sechszig Arbeiter machen sich nun über die Getreide-Skirten \*) und legen die Garben auf dem Dreschplatz herum, zwei Schichten über einander. Bei kleinen Dreschplätzen, wo nur mit 4 bis 10 Pferden gedroschen wird, rechnet man  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Sib (Schock Garben) auf ein Pferd. Bei großen Dreschplätzen aber, wo man die Hälfte eines ganzen Tabuns dreschen läßt, kaum ein Schock auf ein Pferd. Besteht nun der Tabun aus 1000 Pferden, so besteht die Anlage zuweilen aus nahe an 500 Schock Garben oder 100 bis 150 Fudern, die alle auf ein Mal gedroschen werden. Sind diese nun nach der Ordnung angelegt, so theilt man also den Tabun in zwei gleiche Theile. Der Tabuntschik setzt sich mit seinen Gesellen zu Pferde, schwingt seinen weit schattenden Harabnik und treibt 500 Kofse durch das Thor des Geländers in die Docke ein, Junge und Alte, Stuten und Hengste, je unbändiger, desto besser. Das Thor wird geschlossen, und man kann sich vorstellen, welcher Tanz nun auf dem Strohe aufgeführt wird. Die Hirten sind mit drinn und klatschen den Kossen einen Tact vor, daß sie, die schon ohnedieß alle fünfhundert geborene Tanzmeister sind, in beständigem Carrière-Walzer von einem Ende der Docke zum anderen fliegen. Da spritzen Millionen von Körnern in die Lüfte, und tausend Garben bekommen Schwung und fliegen empor wie die Kugeln bei'm Ballspiele. Beim ersten Einlaß des Morgens, wenn der Tabun noch ganz frisch ist und über das Stroheknister und den von ihm selbst erregten Lärm erschreckt, ist er außer sich, und die Pferde machen Säge, als hätten sie ein Publicum zu amüsiren, das sein

\*) Große, häuserhohe Haufen, zu denen die Garben nach der Ernte aufgehäuft werden.

theueres Entrée bezahlt hätte. Es stehen aber bloß die 60 Arbeiter mit ihren Holzgabeln herum und schaffen wieder hinein, was herausgeschleudert werden. Nach einer Stunde werden die Pferde wieder losgelassen und das Getreide gewendet, und so bis Mittag der halbe Tabun dreimal ein- und ausgelassen. Dann sind 1000 Scheffel gedroschen auf eine Weise, die weniger eine schwere Arbeit als ein brillantes Schauspiel zu sein scheint. Die andere Hälfte des Tages dreschen die anderen 500 Pferde wieder eine solche Portion. Das heißt eine großartige Landwirthschaft! Es geht aber so viel Getreide dabei zu Grunde, als bei uns manche große Landwirthschaft gewinnt.

Eigentlich sollten mit dem Anfange Octobers alle Herden von den Steppen heimkommen oder doch nur des Tages ausgetrieben werden. Allein, wenn es lange schönes Wetter bleibt, so läßt man sich verführen, den festgesetzten Termin zu überschreiten, um die Frische des Futters noch zu benutzen, bis denn auf einmal nach ein paar warmen Tagen eine Wjuga (Schneesturm) eine etwas wilde Duverture zu dem nachfolgenden Sturmconcert des Winters macht. Man hört alsdann von dieser Seite, einem Edelmann sei 100 Pferde in den Liman gejagt worden, von jener, ein anderer habe seinen halben Tabun in einer Regenschlucht verloren. Darauf ruft man dann schnell alle Tabunen heim und treibt nach der Wintersitte nur noch des Tages aus.

Außer diesen Wjugen sind das Allerschlimmste im Herbst die dichten Nebel, in denen man oft nicht 10 Schritte weit sieht. Dann ziehen die Hirten den Tabun in einen so engen Kreis als möglich zusammen und umreiten ihn beständig. Oft aber kommen die Nebel so schnell und dicht, daß sich die Pferde nicht gleich alle zusammenfinden; „dann hilft nichts, Herr,“ sagte mir ein Tabuntschik, „als das Kreuz machen und sich in Gottes Hand übergeben. „Kommen da böse Menschen oder sonst ein Unglück, so kann man schnell genug „um sein ganzes Capital von Geld- und Lebenskraft kommen.“

Auf den Märkten, von denen wir sprachen, werden im Ganzen nur kleine Geschäfte gemacht. Die größten Geschäfte machen sich im Tabun selber. Die Remonteurs und andere Leute, die im Großen Pferde aufkaufen wollen, pflegen nämlich von Tabun zu Tabun umherzureisen und nachzufragen, wie viele vier- oder fünfjährige, schwarze, braune oder graue Pferde, oder welche Farbe und Alter sie nun eben wollen\*), vorhanden seien, bemerken sich auf jedem Tabun die Anzahl, welche sie haben können, und wenn sie die ihnen aufgegebene Zahl voll haben, so lassen sie sich die Pferde übergeben und spediren sie an den Ort

\*) Die genannten Farben sind die häufigsten, so wie die seltensten: reinweiße, isabellfarbige und scheckige.

ihrer Bestimmung. Von einer genauen Taxirung des Werthes jedes Stückes ist dabei natürlich noch weniger die Rede als bei dem Marktverkauf. Beim Empfange sieht man den Pferden nur nach den Zähnen, um sich zu überzeugen, ob sie die angegebenen Jahre richtig zeigen, und übrigens weiß man wohl, daß diese wilde Waare so ziemlich durchweg denselben Werth hat, und daß das Meiste sich erst bei der Erziehung zeigen kann, welche die unter der Wildheit verborgenen schlechten und guten Eigenschaften erst aufdeckt und offenbar macht.

Eigenthümlich ist noch die Sitte der Tabunenherren, vornehmen Beschauern oder sonst guten Freunden bei besonderen Gelegenheiten einige Pferde aus dem Tabun als Geschenk zu präsentiren. Wie wir wohl sagen, wenn wir Jemanden in unseren Weingarten führen, der voll Trauben hängt: „langen Sie doch gefälligst zu,“ so ladet auch der Tabunenherr seinen vornehmen Gast oder Freund ein: „ist's Ihnen nicht gefällig, sich einige von meinen jungen „Pferden auszuwählen und einfangen zu lassen?“ — Geschenke von Pferden sind in diesem Weidelande etwas sehr Gewöhnliches.

Jedoch muß bemerkt werden, daß diese Pferdegeschenke wie überhaupt die ganze Tabunenwirthschaft immer mehr und mehr in Abnahme kommen, je bevölkerter das Land wird, je mehr die großen Steppen bebaut und je kleiner die Güter werden. Insbesondere aber werden die Tabunen auch geringer im Verhältniß der Zunahme der ordentlichen Gestüte, die sich beständig mehren.

Die Race der Tabunepferde ist natürlich nicht völlig gleich. Vielmehr findet darin auch eine große Verschiedenheit statt, und es giebt Zuchtherden, die sehr berühmt, andere, die wenig gelobt sind. Auch haben sich wohl in neuerer Zeit die Landespferde hier und da mit fremden Arten gemischt. Jedoch im Ganzen ist es wohl noch immer dieselbe wilde Race, die den Mazepa auf seinem Ritte in diesen Gegenden begleitete.

## 2) Die Schafherden.

„Siehe, da das ächte Tschabalen-Land!“ hatte mein Reiseführer gesagt. Warum nicht „das ächte Tabunen-Land?“ Wahrscheinlich weil die Schafzucht in den Steppen noch von weit größerer Wichtigkeit ist als die Pferdezucht, und es ist dieß ohne Zweifel so. Denn wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge einen weit größeren Theil der Aufmerksamkeit eines neugierigen Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die

Herden der stillen und unbeachteten Wolleträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und daß er vielleicht zehn Herden von Schafen sieht, ehe es ihm gelingt, auch nur einen einzigen Tabun zu entdecken, daß daher das Auge des Gutsbesizers mit noch weit größerem Interesse auf diesen friedlichen Thieren ruht als auf jenen wilden Bodenstampfern. In der That hört man stets, wenn vom Reichthume eines Mannes die Rede ist, immer seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen und selten nur seine Pferde. Der und der Fürst hat seine 60,000 bis 80,000 Schafe, heißt es, oder der und der Bulgar besitzt 7000 Rinder, oder der Kolonist Meier in der Molotschna hat seine 20,000 \*) verfeinerte Schafe. Es wird auch sehr natürlich in allen den Ländern der Besitz von Pferden nicht gut als Maßstab des Reichthums dienen können, wo man ihr Fell nicht trägt und ihr Fleisch nicht ißt, wie bei den Kirgisen, weit besser vielmehr der von Schafen und Rindern, deren Milch wir trinken, deren Fleisch wir genießen, deren Haut wir gerben und deren Haar wir weben. Vor allen Dingen aber sind die Schafe in neuerer Zeit, wo ihre Zucht sich so veredelt und so ungeheuer vermehrt hat, eine breite Basis großen Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800 bis 1000 Pferden findet, kann man dagegen 4 bis 5 Schafherden von 2000 bis 3000 Schafen rechnen. Es wurde uns eine Schafherde bekannt, die sich in den letzten 30 Jahren von 1500 auf 97,000 Stück erhoben hat. Es ist dieß vielleicht die Progression, in welcher das ganze Land in demselben Zeitraume in diesem Zweige der Viehwirthschaft vorgeschritten ist.

Am allgemeinsten im Lande verbreitet ist die Race des sogenannten „walachischen Schafes“. Dieß ist ein großes, langhaariges Thier mit einem dicken Fettschwanz \*\*), in dem es gewöhnlich 6 bis 10, aber auch bis 20 Pfund Fett trägt. Seit 25 bis 30 Jahren ist aber diese Race bedeutend im Abnehmen, da man seit dieser Zeit Merinos in's Land rief, die nun, so wie auch ihre „Mischlinge mit der Landesrace“ („Zigai“ genannt), auf allen Gütern bei deutschen Kolonisten u. s. w. verbreitet sind.

Indem wir auf statistische Nachforschungen von der Anzahl, den Preisen, den Revenuen u. s. w. dieser Schafherden, deren nur langsam und auf mühs-

\*) Es giebt in Südrussland zwei Arten von Fettschwänzen: Erstlich die genannten, mehr im Westen heimischen; sie tragen das Fett wirklich im Schwanz, der dabei eine birn- oder herzförmige Gestalt hat, d. h. zu beiden Seiten dick anschwillt und am Ende sich in eine Spitze verliert; alsdann die bei den Kalmücken und Kirgisen häufigeren Schafe, die das Fett hinten in zwei ungemein dicken und oft 30 bis 40 Pfund schweren Polstern tragen und damit an die hottentottische Venus erinnern. Man bekommt die Letzteren nur selten im Westen zu sehen. Bei beiden ist aber das Fett, das sie hinten tragen, weit vorzüglicher und wird auch theurer bezahlt als das aus anderen Theilen des Körpers.

feligem Wege sicher zu erlangende Resultate in anderen Werken als einem bloßen Reiseskizzenbuche niedergelegt zu werden verdienen, natürlich verzichten, tragen wir hier nur die Beobachtungen und Nachrichten zusammen, die wir als Reisender über die Natur der Schafe und ihre Lebensweise in diesem Lande zu machen im Stande waren. Da wir hier nicht für Agronomen schreiben wollen, sondern nur Beiträge zur allgemeinen Charakteristik des Landes zu geben wünschen, so schließen wir auch eben so die großen Merinoschäfereien aus, von denen sich Aehnliches behaupten läßt als das, was wir oben von den Gestüten bemerkten, und wenden uns daher mehr an die Landesfinder und deren mit dem Volksleben seit alten Zeiten verschwisterte Lebensweise.

Zunächst von der Terminologie dieser Branche: Unter „Tschaban“ also versteht man diese gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiche Fliß ihrer Zöglinge hüllen und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint. Das Wort „Tschaban“ ist ein altes, weit verbreitetes Wort wie die Sache selbst. In Kleirußland, in der Moldau, bei den Tataren, überall heißen die Schafhirten „Tschabani.“

„Trlik“ heißt der große, fast zwei Klaftern lange, mit Kunst gearbeitete, am oberen Ende mit einem eisernen Haken versehene hölzerne Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will. Zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita“ ist der auch dem Tabuntschik eigene, schon oben erwähnte Mantel mit der barbarischen, schreckhaften Kapuze, den der Tschaban bei Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Dara“ alsdann heißt die Herde der dummen Flißträger selbst, die zu 2000 bis 3000 an der Zahl unter der Leitung der Zauberflöte solcher friedlichen Bären stehen.

„Dtscharki“ endlich ist der den Wölfen schreckliche Name der zottigen großen Hunde, die zu 10 bis 15 eine Herde der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun die Tschabans noch einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medicamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse, die Pelze der erlegten Wölfe u. s. w. hinter der Herde herführen.

Es ist dieß eine sehr alte, wahrscheinlich schon seit der Herodotischen Skythenzeit im Lande übliche Wagenform, die sich von den Ackerwagen, so wie von den Transport- und Reisewagen des Landes durch ihre Größe, ihre Schwerefähigkeit und ihr hohes Dach unterscheidet und den „Madjaren“ (Reisewagen) der Tataren sehr ähnlich ist.

Mit diesen Dingen also und mit noch einigen anderen ausgerüstet, rückt der Tschaban um Ostern in's Feld, zu derselben Zeit, wo auch die Tabunen ihren Sabor verlassen, und den ganzen Sommer über mit seiner Dtara in den Steppen nomadisirend, kommt er erst im Herbst wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Dtara zerstreut sich nicht so bedeutend wie die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerem Raume, sie sind nicht so wählerisch wie die Pferde, fressen eifrig Alles herunter, was ihnen vorkommt, und legen sich dann ruhig zum Wiederkauen hin, während die Pferde im Tabun nie liegen und selbst ihren Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend, wogen die Rossherden mit ihren Hirten hier und dort umher, während der tägliche Marsch einer Schafherde und ihres Tschabans kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist diese: Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunct und ephemere Residenz. Von ihr ausgehend, weiden sie alsdann, immer um sie herumkreisend, in der Umgegend umher. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, und wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehre Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich auch noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine kühle Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel in die Erde und schlagen sich auch wohl ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig oder abgeweidet, so ziehen sie am anderen Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran, und die Herde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau, vielmehr liegen sie die Nacht über ganz still, mit steter Repetition der vorigen Tageslection beschäftigt. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht mit dem Wagen der Herde voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Trilks. Sie rufen sich beständig unter einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Quintessenz ihrer ganzen Unterhaltung mit den Schafen reducirt sich aber auf die zwei Worte: „No kudi? kudi?“ (Nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien,

als sie einathmen, aus denen aber die Schafe so viel zu entnehmen wissen, als ihnen zu wissen nöthig ist.

In schlechtem Wetter aber und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich ihnen oft ganz überlassenden Schafen davon gehen und ganze Herden in Flüsse oder Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es eine Menge von Ereignissen, bei denen die Schafe wegen ihrer unglaublichen Tölpelhaftigkeit das Regiment sehr erschweren. Da man hier nun weder den Gebrauch des westlichen Europas, mit kleinen eisernen Schaufeln den Schafen Befehle auf einem Erdklumpen zuzusenden, kennt, noch auch Hunde hat, die ihrem Herrn als treue Adjutanten dienen könnten, entweder weil die Menschen zu ungeschickt oder die Hunde der Steppen zu wild sind, so mischt man allen Schafherden einige lebhaftere, muthige und kluge Ziegen bei, die dann den unbeholfenen und täppischen Schafen als Lenker und Führer dienen. Auf hundert Schafe rechnet man gewöhnlich zwei bis drei Ziegen, und ohne sie, versichern die Hirten, wäre es ihnen unmöglich, bei allen Vorfällen in den Steppen gut durchzukommen. Die Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des geringsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüsch. Sie halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dieß doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und vielen anderen Fällen streicht nun die vorwizige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Dtara rasch an den steilen Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsch, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban mit der Herde hindurchwagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient auch sonst noch vielfach den Schafen als Haltepunct und ihrer tauben Dummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen nun, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte, wie sie natürlich bei Ansiedelungen mit einer Bevölkerung von 3000 Wiederkäuern, 15 Hunden und fünf bis sechs Menschen vorfallen müssen. Vor allen Dingen spielt einer der Tschabans den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen und einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind, den Kessel für die Menschen auf die eine und den für die Hunde auf die andere Seite. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn man

den Stand nicht so wählen konnte, daß Beides nicht allzusehr zu finden ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten und mit denen er sich immer herum-schlagen muß, bald eine lange Flamme aufflackern. Die meisten Tschabans sind am Dniestr herum Moldawaner, am Dniepr Kleinrussen und in der Krim Tataren, jedesmal die Kinder des Landes, und es giebt keine andere Nation unter ihnen wie unter den Tabuntschiks, die sich immer aus allerlei Volk recrutiren. In ihren Kesseln giebt es daher auch keine anderen Gerichte als die „Mamaliga“ der Moldawaner und den „Borscht“ der Kleinrussen. Da sie nun diese Gerichte alle Tage ein paar Mal bereiten, so wissen die Tschabanköche daher das Recept dazu vortrefflich. Wie sich's gehört, thun sie das Wasser, die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas hinein, Alles ohne Uhr zur rechten Zeit, und schlagen dann, wenn Alles reif und fertig ist, zum Zeichen für die anderen Hirten an den Kessel, so daß es weit hin schallt, oder sie stecken auch, wenn diese vielleicht sich zu weit entfernten, eine Fahne an den Wagen, nach deren Erscheinen Jene schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile vielfach anderweitige Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und ihnen nach Berathung mit den Anderen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenem Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige wiederum haben die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und bereiten scharfe Schafkäse. Da sie oft 500 bis 600 Schafe und noch mehr zu melken haben, so waren sie natürlich darauf bedacht, einen kurzen Melkproceß zu erfinden. Sie nehmen das ganze Euter zwischen beide Hände und gewinnen dann die Milch auf dieselbe Weise wie Bacchus seinen goldenen Saft aus der Traube. Die so gewonnene Milch stellen sie alsdann in hölzernen Gefäßen in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fetttes durcheinander, in Säcke und reihen diese rund um ihre Wagen herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande weit und breit unter dem Namen des „Brinse“ bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Anfüllung die Form einer Ziege fast wieder richtig herauskommt; jedoch wird das Fell mit dem Pelze nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen eigenthümlichen Geschmack an, der aber eben als sehr pikant gelobt wird. Bei'm Anfüllen der Felle wird immer auf eine Schicht geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch denn der Käse sehr scharf wird. Es wird diese Käsebereitung bei den Schafherden, selbst bei den Merinos, als

eine Nebenrevenue betrachtet, die bei großen Herden selbst bis auf einige tausend Rubel steigt. In Odessa sind immer solche Käsezecklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brinse geht weit und breit umher.

Als Intermezzo haben die anderen Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphirend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weiblich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe heimgeholt, an den Wagen reparirt, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewürgelt, und wer kann Alles sagen, was, auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis denn endlich der Kesselruf des Koches erklingt, und die ehrlichen alten braunen Kerls sich zu ihrem frugalen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf ihrer Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel nichts als einen großen Kessel voll Grüßbrei. Doch wissen sich diese slinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich denn auch die Hirten zuweilen einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anreißt, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder sehr selten, noch sehr scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, so wie noch manche andere Esywaare der Gräser, und machen sich ihr Leben und ihre Tafel so angenehm als möglich.

Am heißen Mittage frist das Schaf eben so wenig wie das Pferd, steht immer auf demselben Flecke und schnauft so leidenschaftlich, als hätte es eben der Wolf gejagt, wenn es auch schon den halben Tag so stand. Wenn aber die Sonne anfängt, vom höchsten Gipfel ihrer Gluth herabzusteigen, dann fangen sie wieder an, ihrem liebsten Geschäfte, dem Kräutersuchen, obzuliegen. Die Schäfer lassen sie dabei bis spät Abends nach Sonnenuntergang gewähren, wo sich dann Alles zur Wagenheimath wendet. Haben sie ihre Wagen, wie das zuweilen geschieht, nicht fern von einer Heerstraße aufgestellt, so treffen sie dann fast regelmäßig Gesellschaft bei'm Koche und bei der freundlichen Mamaliga=Flamme, arme „Kossari“ (Mäher) aus dem Kiew'schen oder Podolien, die aus ihren bevölkerten Ländern in die Steppe ziehen, um sich mit Arbeit ein reichlicheres Stückchen Brod zu verdienen, als es ihr Vaterland ihnen gewährt, oder geplagte Soldaten, die auf Urlaub aus den Marine-Häfen des schwarzen Meeres kommen, ihre Verwandten zu besuchen, oder wohl gar scheue Flüchtlinge, von denen die Steppe immer voll ist, desertirte Recruten oder entlaufene Selaven aus Polen und dem inneren Rußland. Die Tschabans sind gastfrei wie alle Nomaden, fragen nicht, wer ihr Gast

ist, und wissen ihre Mamaliga und ihre Brinse mit Manier anzubieten. „Iswoitje kuschit s'nam!“ (beliebe es Euch, mit uns zu speisen), sprechen sie zum Armen, und eben so zum Vornehmen, der bei ihnen einspricht: „Sdälaitje milost, kuschit s'nam!“ (thut uns die Gnade, mit uns zu speisen). Sie lassen auch den armen Reisenden, der weit und breit keine andere Ansiedelung finden würde, unter dem Schutze ihrer Hunde die Nacht bei sich schlafen, geben ihm den besten Platz im Wagen, stecken ihm am Morgen ein paar Schaffkäs zu und sprechen: „Bog s'tebae“ (Gott mit Dir). Am Abende nun speisen sie so alle bei'm lodernnden Feuer, ihre zwanzig wachsamem Hunde um sie herum, und besprechen, was am Tage passirte oder was die Gäste Neues brachten, oder auch endlich was am folgenden Tage zu beginnen, und zwar vor allen Dingen — was der beständige Gegenstand ihrer Abend-Discussionen ist — ob man morgen weiter ziehen solle oder nicht, ob der Platz genug gewähre oder ob man einen neuen suchen müsse und welchen. Die Greise unter ihnen haben dabei natürlich die Hauptstimmen, denn unter den Tschabans, denen das friedliche Temperament der Schafe mehr Ruhe läßt als den Tabuntschiks ihre Pferde, giebt es immer solche Alte, die ein halbes, ja ein ganzes Jahrhundert so Tag für Tag mit ihren Schafen still auf der Steppe verwanderten.

Sind sie mit der Berathung zu Ende, bei der sie so beredt sind, als man es bei einem so einfachen Gegenstande sein kann, so legen sie sich zur nächtlichen Ruhe nieder, und zwar in folgender Ordnung: Der alte Oberhirte (der Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die anderen Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Gordon um die Herde. Jeder Hirte legt sich seinen Pelz und seine Swita, die den ganzen Sommer und Winter sein Ober- und Unterbette bilden, in's Gras der Steppe, und alle placiren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleichen Entfernungen von einander. Man klebt sie mit einem Stücke eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flecken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich alle Mal da nieder, wo er seinen Flecken findet. Die so garnirte Festung zu stürmen, würde nun so leicht geradezu kein Wolf wagen. Großer Gott, wie würden die starken Dfischarki blaffend auf seinen Pelz einsegen! Allein dennoch giebt es fast jede Nacht eine kleine Affaire, denn der lusterne Wolf umschleicht beständig den lieblichen Geruch aller der gefangenen Schäfchen und läßt sich die vergebliche Arbeit mancher Nachtwache nicht verdrießen, bis er doch einmal einen schwachen Augenblick abpaßt, wo etwa die Hunde

und Hirten, auf der einen Seite attackirt, die andere schwächer besetzt hielten, oder wo die Schafe, etwa von einem Sturme aufgeregt, in Unordnung geriethen und den Gorden durchbrachen.

Ist aber die Nacht glücklich verbracht, und rüftet die Sonne ihren gloriösen Aufgang, so rüsten sich auch die Tschabans zum Weiterziehen, und mit Gemüthsruhe und Verständigkeit, in Frieden und Langmuth verbringen sie auch die folgenden Tage wie die vorigen und treiben es so zwischen Wölfen, Hunden, Schafen und Gräsern an fünfzig bis sechszig Jahre hindurch, ja, wie gesagt, oft die vollen 36,500 Tage eines ganzen Säculums.

Die Hauptplagen des Tschabanlebens sind im Herbst die unbarmherzigen Schneestürme, die oft ganze Herden mit sich fortführen und im Schnee begraben, und dann im Frühlinge die Wölfe, die hier, besonders in den Gebüsch-Steppen der Ukraine, fast so zahlreich sind wie das Ungeziefer.

Man nennt, wie wir oben bemerkten, jene in Rußland bekannten Schneestürme „Wjugas.“ Sie sind überall gefährlich, besonders aber in den Steppen verderblich, wo die ganze Natur so ohne Schutz, so dach- und fachslos ist. Sie dauern in der Regel drei volle Tage und Nächte. Es herrscht dabei eine sibirische Kälte. Die Luft ist mit Eisnadeln gefüllt, die wie Schaaren kleiner Pfeile dahersausen und überall eindringen. Es ist, als wenn der eisige Boreas selbst mit seinem ganzen wilden Heere Einem in's Gesicht schläge. Der gefallene Schnee erhebt sich beständig wieder in Wolken vom Boden, Erde und Himmel vermischen sich und alle Spuren von Weg und Steg verschwinden. Es ist durchaus keine Möglichkeit, in solchem Aufreiß der Natur einen Schritt weiter vorzudringen, und zieht ein solches Unwetter auf, so sucht Thier und Mensch den ersten besten Zufluchtsort. Wehe dann den armen Tschabans und Schafherden, die sich von einer solchen Wjuga überraschen ließen! Sie gehen zu Tausenden zu Grunde, erstarren in der Kälte, werden in Regenschluchten und Abgründe gejagt und vom Schnee begraben, oder fliegen vom Uferande der hohen Steppe in die Brandung des Meeres hinab. Alle Jahre stiften die Wjugen großes Unglück an, und die Tschabans wissen immer davon allerlei Geschichten.

„Wir weideten ein Mal,“ erzählte mir ein alter Tschaban, zu dem ich mich gefellt hatte, „in der Steppe von Dtschakow die Herde eines reichen Bulgaren, unserer sieben an 2000 Schafe und dabei 150 Ziegen. Es war gerade zum ersten Male, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war freundlich, und es gab schon feisches Futter auf der Steppe, so daß wir nichts Arges befürchteten. Gegen Abend aber fing es an zu regnen, und es erhob sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee, es wurde kälter, unsere Kleider erstarrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang

„stürmte und brauste eine ächte sibirische Wjuga aus Nordosten, so daß uns  
 „Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung  
 „von Stall und Wohnung und versuchten es, mit einer Seitenschwenkung  
 „die Behausung zu erreichen. Der Wind hatte indeß die Schafe bereits in  
 „Bewegung gesetzt und trieb sie immer mehr von der Wohnung ab. Wir  
 „wollten nun die Geisböcke, denen die Herde zu folgen gewohnt ist, zunächst  
 „zum Wenden bringen; aber so muthig dieses Thier bei allen anderen Ereig-  
 „nissen ist, so sehr fürchtet es die Kälte der Wjugen. Auch dem Proviants-  
 „wagen, welcher der Herde sonst als Wahrzeichen und Halt punct dient, woll-  
 „ten sie nicht mehr folgen. Wir rannten auf und ab, schlugen und trieben  
 „zurück und stemmten uns gegen Sturm und Herde; aber die Schafe dräng-  
 „ten und drückten auf einander, und wir mußten zuweilen den vorderen  
 „Raum geben, um sie vor den hinteren zu schützen. So wälzte sich der  
 „Anäuel unaufhaltsam die ganze Nacht weiter und weiter vor. Als der Mor-  
 „gen kam, entdeckten wir nichts als rund um uns her lauter Schnee und  
 „finstere Sturmwüste. Am Tage blies die Wjuga nicht minder wüthend,  
 „und die Herde ging fast noch rascher vorwärts als in der Nacht, wo sie von  
 „der dicken Finsterniß noch mitunter gehemmt ward. Zuweilen verloren auch  
 „wir den Muth, kehrten uns um und überließen uns und Alles unserem  
 „Schicksale; dann ging es im Geschwindsschritte vor, wir selber voran, das  
 „Schafgetrappel blökend und schreiend, die Ochsen mit dem Proviantswagen  
 „im Trabe und die Rotte unserer heulenden Hunde hinterdrein. Die Ziegen  
 „erfroren und verschwanden uns schon an diesem Tage, an dem wir vielleicht  
 „fünfzig bis sechszig Werste vorwärts machten, überall unseren Weg mit dem  
 „tobt zurückbleibenden Viehe bestreuend. Gegen Abend ging es etwas ge-  
 „macker, denn die wahnsinnigen Schafe wurden vom Hungern und Laufen  
 „mutter. Allein leider sanken auch zugleich unsere Kräfte. Zwei von uns  
 „erklärten sich krank und verkrochen sich im Proviantswagen unter den Matten  
 „und Pelzen. Wir anderen erhielten durch etwas Brod und Schneewasser  
 „den Rest unseres Lebensfeuers wach. Es wurde Nacht, und wir entdeckten  
 „noch immer nirgends ein rettendes Gehöfte oder ein Dorf, denn die Steppe  
 „von Dtschakow gehört zu den unbewohntesten Gegenden der Welt. In der  
 „Nacht erging es uns noch schlimmer als in der vorigen, und da wir wußten,  
 „daß der Sturm uns gerade auf die schroffe Küste des Meeres zutrieb, so  
 „erwarteten wir alle Augenblicke, mit sammt unserem dummen Vieh in's  
 „Meer hinabzustürzen. Es erkrankte noch einer von unseren Leuten, und  
 „wir packten ihn zu den vorigen in den Pelzwagen. Unsere Herde hatte nun  
 „schon viele Schafe und wir selber völlig allen Muth verloren und glaub-  
 „ten bestimmt, es sei unsere letzte Nacht. Gegen Morgen schien es uns,

„als wenn der Sturm seine Richtung etwas ändere. Dieß war unser Glück. Denn als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus dem gejagten Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe waren, höchstens dreißig Schritte vom äußersten Flügel unserer Herde, so kehrten sich doch unsere dummen Thiere an gar nichts, rochen, sahen und hörten nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten Strich, und wenn wir einige mit unseren verzweifelnden Kräften zum Wenden gebracht hatten, so wurden sie immer wieder von den anderen herumgerissen. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Gelegenheit, zu den Häusern zu gelangen, so ganz waren wir in der Gewalt des wüthenden Sturmes. Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul unserer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche Kolonisten, und Der, welcher unsere Noth zuerst entdeckte, schlug sogleich bei seinen Nachbarn und Knechten Alarm. Diese warfen sich nun, fünfzehn Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unseren Schafen entgegen und zogen und schleppten sie, uns und unsere Kranken nun allmählig in ihre Häuser und Höfe heran. Unterwegs waren uns alle Ziegen und noch 500 Schafe verloren gegangen. Aber in dem Gehöfte selber gingen auch noch viele zu Grunde, denn sowie die Thiere den Schutz gewahrten, den ihnen die Häuser und Strohhäufen gewährten, krochen sie überall, wo sie Windstille merkten, mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten und drückten sich und klebten in erstickenden Haufen aneinander, als wenn der Wjuga-Teufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten Deutschen für unsere Rettung. Denn kaum eine halbe Werst hinter dem gastfreundlichen Hause ging es zwanzig Klaftern tief zum Meere hinab. Wir pflegten uns in den warmen Zimmern und an der warmen Heizung unserer Wirthe und riefen auch unsere Kranken in's Leben zurück, von denen aber mancher doch die Strapazen dieser Tage nicht sogleich überwand. Ja, das Eschabanenleben ist hart! Denn wir erleben oft so etwas.“

Gegen die Plage der Wölfe giebt es freilich bessere Mittel als gegen die Wjugen, doch ist auch sie oft groß genug. In der That, die Menge der Wölfe in diesen Gegenden ist erstaunlich. Selten begegnet man in der Ukraine einem Schäfer, der, wenn man ihn nach Wölfen fragt, nicht sagte: „So eben verjagten meine Hunde ein paar,“ oder „seht dort das Fell, gestern erschlug ich einen.“ — Scheu sind diese Herren dort nicht im Mindesten, sie spazieren vielmehr mitten im Sommer am hellen Tage unter den hübschen Eichengebüschen umher, als wenn sie ihr Eigenthum wären. Begegnet man ihnen selbst zu Wagen oder zu Pferde, so bleiben sie so nahe stehen, daß es

ihnen ein Leichtes wäre, Einem in die Waden zu beißen, schauen sich den Vorüberfahrenden eine Weile an, drehen ihm langsam den Rücken zu und wandern gähnend in ihr Gebüsch zurück. Kleinrussische Weiber, die ich einmal in einem Stalle, wo auch ein junger Wolf angekettet war, schlafend fand und fragte, ob sie sich nicht fürchteten, erwiderten mir: „D nein, Herr, bei uns sind ja viele Wölfe. Sie kommen des Winters in unsere Dörfer, und stehlen unsere Kinder.“

In der Nähe der Schafferden haben sie eben so wenig Furcht, kommen am hellen Mittage hervor und umschleichen dieselben, traben auch nur langsam zum Gebüsch zurück, wenn sie auch die Hunde schon im Anzuge sehen. Sie wissen sehr wohl, daß der Schäfer diese am Rande des Gebüsches immer wieder zurückruft. Erst wenn sie merken, daß die Hunde ihnen nahe sind, oder einige sie vielleicht gar schon umgangen haben und von vorn drohen, so fahren ihnen auf ein Mal Todesschauer durch Mark und Bein. Hatten sie etwa schon ein Schaf aufgeladen, so lassen sie es jetzt sogleich fahren und suchen da durchzusehen, wo sie die größte Lücke der Hundekette bemerkten. Haben sie es aber so weit kommen lassen, so geht es dann schon nicht mehr ohne Blutvergießen ab. Die Dftfcharki, die den Wolfsgeruch nicht im Geringsten scheuen, packen sie auf der Stelle frisch an, und der Wolf ist bald geliefert. Ist es aber ein alter Wolf, ein erfahrener Kämpfer, so zieht er, wenn er so in's Neg ging, Schwanz und Füße wie eine Natter zusammen und haut um sich, daß die Zähne klappern. Verloren ist er indeß doch allemal in diesem Falle, und es bleibt ihm nur die Ehre, noch einen oder den anderen Hund mit in's Grab zu reißen, denn die Dftfcharki zaudern auch nicht eine Secunde, ihm in die Seiten einzusetzen. Die Affaire dauert nie lange, und selten bleibt auf dem Schlachtfelde ein Hund, jedesmal — es sei denn, daß er noch zur rechten Zeit durchgebrochen — der Wolf.

Jene merkwürdige Hunderace, die in den Steppen bei allen Schafferden verbreitet ist und die von ächter Art nur auf der Steppe geboren und von den Schäfern zum eigenen Gebrauche und zum Verkaufe erzogen wird, sind große zottige Thiere, die dem Wolfe im Aeußeren sehr ähnlich sehen. Sie sind außerordentlich wild und kennen nichts als die Tschabans und ihre Schafe. Gegen diese sind sie sanft wie Lämmer, aber gegen alles Andere — nicht blos gegen den Wolf — kehren sie die ganze wilde Seite ihres Charakters. Es ist gefährlich und unmöglich, sich den Schafferden zu nähern, wenn man nicht vorher einen Hirten anrufen kann, der den Fremden seinen Hund als Gastfreund bekannt macht, und es ist nicht selten, daß Reisende von ihnen zerrißen werden. Durch die Straßen der Städte, wenn man sie passiren muß, führen die Hirten diese Hunde immer an kurzen Ketten, wie wilde Thiere,

und halten vorsichtiger die Mitte der Straße als die Leute mit den Tanzbären. Es giebt bei jeder Herde immer einige, die ein so unschätzbar wildes Gemüth haben, daß ihre Herren sie nicht um vieles Geld weggeben und deren Sprößlinge theuer bezahlt werden, weil man hofft, daß von der Mutter edlem Feuer etwas auf die Kinder überging.

Der Wolf gelangt am meisten mit List zu seinem Zwecke, besonders mit jenem Manoeuvre, das sonderbarer Weise in allen den weiten Wolfsländern Rußlands alle Wölfe sehr fleißig üben und wobei sich zwei bis drei zu gemeinschaftlichem Angriffe verbinden. Der eine von ihnen macht dabei auf der einen Seite eine blinde Attaque, flieht und zieht die ihn verfolgenden Schäfer und Hunde hinter sich her, während dann die anderen die unbewachte Herde von hinten, wo sie im Versteck lagen, anfallen und ungestört decimiren.

Sehr charakteristisch dumm betragen sich die über alle Begriffe einfältigen Schafe bei solchen Gelegenheiten. Sowie der Wolf eins von ihnen ergriffen hat, springen alle anderen, die ihn bemerkten und nicht bemerkten, auf und hüpfen spornstreichs davon, aber nur 200 bis 300 Schritte weit, dann bleiben sie stehen und drücken und drängen sich auf einen Haufen und gaffen mit den dummmsten Augen von der Welt zum Wolfe und ihren unglücklichen Gefährten unter seinen Zähnen zurück. Dieser hält sich nicht lange bei dem einen Schafe auf, so lange er noch andere lebendig sieht, und tödtet so viele, als er kann. Er springt sogleich wieder in die Herde ein und holt sich ein zweites und drittes, indem dabei die blödsinnigen Schafe wieder ein wenig zurückspringen und dann wie Blinde oder Bezauberte stehen bleiben und sich geduldig um's Leben bringen lassen, bis endlich Schäfer und Hunde herbeieilen.

Die Winterstallung der Schafe ist eben so nomadisch wie die der Pferde. Dieselben Gebüsch und Schilfrohre, aus denen ihnen im Sommer so mancher Wolfszahn entgegenblitzte, werden ihnen von den Tschabans im Herbst zum Schutze gegen Schnee und Wolf zu hohen Zäunen zusammengelochten, hinter denen sie sich verkriechen mögen, wie sie können. Eine Art von Schoppen deckt die nördliche Seite der Stallung ein wenig. Die an Thalabhängen wohnenden Troglodyten graben für ihre Schafe ähnliche Löcher in die Erde wie für sich selbst, indem sie horizontal in den Berg hineinarbeiten, wo denn der Berg selber einigen Schutz gewährt. Auf den großen Gütern hat man freilich wohl ordentliche Stallungen für die Schafe, doch sind auch sie meistens nur geflochten und gewähren der frischesten Luft überall freien Einzug. Die Schafmeister brauchen hier daher nie, wie bei uns wohl, zu fürchten, daß wegen zu großer Hitze und stickender Stallluft die Wolle zu geil und üppig wachsen und zu sehr in's Haar schießen möchte, wie sie sich auszudrücken pflegen.

## 3) Die Herden des Hornviehs.

Die großen Steppenweiden und ihre einförmige Wüstenatur machen fast Alles, was auf ihnen wandelt und weilt, halbwild. Die Pferde werden dadurch Wildfänge, die Menschen waren von jeher Barbaren, die Schafe und selbst die Bienen nomadisiren, ja auch der Ackerbau ist nicht frei von einem nomadischen Anstriche. Es ist daher natürlich auch von wilder Ochsenzucht in den Steppen zu hören. Wie die Pferde sich in Wirthschafts- und Tabunepferde theilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und die Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirthschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind, die im Stall und Hofe gefüttert werden und nur in der Nachbarschaft der Wohnungen weiden. Wie sie, so leben auch die milchgebenden Kühe, die wie bei uns des Morgens aus- und des Abends heimgetrieben werden und ihre süße Flüssigkeit in die Milchammern der Wirthschaft schütten. Da die den Steppen eigenthümliche Race von Rindern nur sehr wenig, obgleich äußerst vortreffliche Milch giebt, so haben sich auf allen großen Gütern und bei den deutschen Kolonisten der Steppen deutsche Rinderracen verbreitet, die theils aus Mähren, besonders aus dem dortigen viehreichen „Kuhland“ bezogen werden, theils von den deutschen Kolonisten am Asow'schen Meere, die einen weit verzweigten Handel mit deutschem Viehe betreiben, herkommen. Diese deutschen Kühe sind alle meistens braun oder gefleckt. Doch ist ihre Anzahl im Ganzen im Vergleich mit den großen Massen von Vieh, das auf den Steppen lebt, nur gering.

Diese den südrussischen Steppen eigenthümliche Rinder-Race ist groß, hochbeinig, langhörig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Sie hat sich mit dem kleinrussischen Völkerverstammte von den Karpathen bis zur unteren Wolga und von Kiew und der Ukraine bis zum schwarzen Meere und die Donau ausgebreitet. Sie gränzt im Norden mit dem kleinen polnischen, lithauischen und nordrussischen Viehe, im Westen mit dem noch weit größeren und stärkeren ungarischen Rindergeschlechte und im Süden mit den kleineren Ochsen der Bergtataren und den Fischen des schwarzen Meeres, so wie im Osten mit dem kalmückischen und kirgissischen Viehe, das wieder anderer Art ist. Es umfaßt diese in Farbe, Gestalt, Sitte, kurz in Allem durchweg sich gleiche Viehrace folgende Länder: Bessarabien und einen Theil der Moldau, die Bukowina, Neurußland, das vorzugsweise sogenannte Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, das Land der donischen Kosacken und zum Theil auch die Gouvernements Kursk, Drel, Woronesch und Saratow, in welchen Ländern allen auch die Benutzungs- und Erziehungsweise dieselbe ist. Von diesem viehreichen

Süden gehen nach Norden und Westen beständig große Schaaren jener grauen Fußschleifer aus, um viehärmere Länder mit Fleisch, Leder und Talg zu versorgen. Die beiden Hauptstraßen, die mehr als alle anderen betreten werden, sind die, welche sich auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien und auf der anderen Seite über Moskau auf die Ostseeprovinzen und Petersburg dirigiren. Eben solche lange Züge dieses südrussischen Viehs wandern beständig nach Odessa, Taganrog und anderen Orten in die dortigen Talgsiedereien und beleben mit ihrem Tode hauptsächlich den ungeheueren Handel, den Rußland mit dieser Waare treibt.

Theils also zu der Versorgung der baltischen, polnischen und mährischen Viehmärkte und der russischen Talgsiedereien, theils aber auch um das Hauptzuchtthier beim Ackerbau und bei den Handelstransporten daraus zu entnehmen, halten die Steppenherren große Zuchtherden von Rindern auf der Steppe, die den Tabunen der Pferde ganz parallel zu stellen sind und die im Gegensatz zu den Hausochsen, eben so wie die Pferde, auch „wilde Ochsen“ genannt werden, obgleich sie eben so wenig wie die Tabunepferde völlig frei, wild und unbewacht leben.

Eine solche Rinderherde hat wieder einen eigenthümlichen Namen, wie denn natürlich in diesem Hirtenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist als für Alles, was auf Herden und Vieh Bezug hat. Sie heißt „Tscheredá“ und ein Rinderhirt „Tscherednik“. Eine solche Tschereda hält 100 bis 800 Stück Hornvieh allerlei Alters, und sie machen einen Hauptreichthum der Gutsbesitzer aus, da die Ochsen noch immer leichter und sicherer in Geld umgesetzt werden können als die Pferde, indem sie einen viel weiter gehenden und großartigern Handelsartikel des Landes ausmachen als jene.

Im Ganzen gleicht das Leben der Tscheredas sehr denen der Tabunen. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilen sie, im Ganzen genommen, mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden. Die Zuchtkühe und Stiere bleiben nun natürlich ebenfalls ihr ganzes Leben lang in den Tscheredas, wie die Zuchtstuten und Hengste in den Tabunen, und sie werden jung und alt auf der Steppe, ohne daß sie je einen Maléatsch (Leitstrick der Ochsen) an ihren Hörnern gefühlt hätten. Der junge Anwuchs dagegen wird immer verkauft und entweder auf die Märkte getrieben oder an die Commissionäre (Prekafschtschiks) der Moskauer und Petersburger Viehhändler und der großen Talgsiedereien, die beständig von Herde zu Herde herumreisen und durch ihre Gontschiks (Viehtreiber) einen Transport nach dem anderen durch's Land senden, abgegeben.

Die Tscheredniks sind Infanteristen wie die Tschabans. Denn auch

ihre Böglinge sind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Dohse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß, aber dafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger aber sein Nachmittags-schläfchen zum Wiederkauen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze ist er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, dafür finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teichs auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen aus den umliegenden Weiden hinführenden „Biehsteige“ nämlich, die man als eine kleine charakteristische Besonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, 6 bis 7 Werste weit und noch weiter. Es wird daher natürlich nur selten getränkt, zu Zeiten nur ein Mal des Tages. Sein Durst wird auf diese Weise oft peinigend. Sowie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen rascheren Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigsten hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver formiren sie jedes Mal mehre (8 bis 12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Dohse dicht hinter dem anderen hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Nasennarbe auf ihrem Wege völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Steige laufen sich einander parallel in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen und zielen immer direct auf den entfernten Brunnen ab, dessen Lage sie genau durch den Geruch zu bestimmen wissen. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf's Regelmäßigste terrassirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher tragt als die andere. So lange man diese Sitte des Viehs noch nicht kennt, sieht man mit Verwunderung die vielen Fußwege neben einander herstreichen und fragt sich vergebens über die Bedeutung ihrer großen Anzahl.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Dohsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches als das zum Pferde. Jedoch sagt

man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Dchsen wagt der Wolf sich vielleicht noch weniger als mitten zwischen den Tabun. Denn die Dchsen halten eben so stark gegen die Wölfe zusammen wie die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Duzend spitziger Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich durch einen unglücklichen Zufall mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Dchse meint es so ernsthaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn mit sammt den Hörnern in den Boden heftet. Nichts desto weniger schleichen doch die Wölfe auch hinter den Rinderherden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Dchse dem Haufen nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Man denkt gewöhnlich, wie ich glaube, daß der Wolf das Pferd von vorn und den Dchsen von hinten angreife, wegen der verschiedenen Vertheilung der Vertheidigungswaffen. Allein diese Sitte findet bei den Steppenwölfen wenigstens nicht statt. Sie suchen vielmehr dem einen wie dem anderen Thiere von der Seite beizukommen und sich ihrer Gurgel zu nähern; denn ihr erstes Geschäft ist immer, ihren Opfern das Schreien und Athmen zu benehmen, und kommen sie mit einem Sprunge so weit, daß sie der Gurgel beikommen können, so fliegt auch diese sogleich heraus, als wäre sie nur mit Zwirnsfaden angeheftet gewesen. Der zweite Biß des Wolfes geht allemal in die Weichen des Thieres, indem er die Eingeweide und das Herz sucht, die er auf der Stelle herausschleudert. Sind ein paar Wölfe da, so zerlegen sie einen ganzen Dchsen rascher als ein in der Tranchirkunst erfahrener Frankfurter Wirth eine Ente.

Auf den Märkten werden die Escheredas eben so wie die Tabunen in umzäunten Räumen zusammengetrieben, von den Käufern nur oberflächlich besichtigt und mit einer Schlinge eingefangen. Die Kräfte, die ein solches Thier in seinen schönsten Jahren, in den 4 bis 5 ersten seines Lebens, auf der Steppe einsammelt, sind erstaunlich, und die Ungebundenheit, an die es gewöhnt, und der unabhängige Sinn, der eine Folge davon ist, geben jenen Kräften an Größe nichts nach. Da nun dabei die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Dchsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Sie ist in der Regel unvergleichlich viel größer als bei den Pferden. Es giebt viele Dchsen, die man durchaus nie an das Joch gewöhnt und mit keiner Kunst und Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen.

Man schiebt sie in die Talgsiedereien, die ihnen den überflüssigen Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in den Steppen von dem Eigensinne und der Halsstarrigkeit der Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, noch mehr als Das, was man in dieser Beziehung vom Kameele erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen an's Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen schweren Holzstamm oder sonst vor eine schwere Masse, die man ihn auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande und geht der wilde mit sammt dem zahmen durch, so spannt man ihn und fünf andere zahme Ochsen an einen Pflug, ein paar vorn, ein paar hinten und einen ihm zur Seite. Da muß der wilde Geist denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich darein fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den anderen Ochsen schleifen. Dieß fürchten die Leute am meisten, denn läßt man ihm dieß ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und Zerren am Naleatsch (Leitstrick) hilft da nun natürlich nicht, ja die stärksten und grausamsten Mittel sind unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner, aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Dst hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn damit hin und her. Dieser Kitzel ist den Ochsen unerträglich, und meistens springen sie dabei auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirations-Kanäle. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren geben ihm in der Angst, ihn zu verlieren, schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinns Meister werden, nun Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn herum ein Feuer an, daß die Flamme an seine Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft in's Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, sein Eigensinn lodert unverfehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starkkopf liegen

und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist capabel, so einen halben Tag auf demselben Flecke zu bleiben. Sind die Menschen ihm fern, so schaut er listig um sich und ist ganz unbefangen. Nahen sich aber die Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen in's Gras. Merkwürdig ist es dabei noch, daß, wenn er einmal steht, er wieder eine ganze Weile fortzieht, ohne sogleich wieder hinzufallen, als hätte es sich hier gar nicht vom Ziehen oder Gehen gehandelt, sondern einzig und allein vom Aufstehen.

Die Rinder haben durchaus nicht so viele Kämpfe und Spiele unter einander wie die Pferde. Brechen aber Streitigkeiten unter ihnen aus, so sollen sie schwerer zu beruhigen sein als die Pferde. Sie haben ein sehr choleraisches Temperament, während die Schafe die Melancholiker und die Pferde die Sanguiniker der Steppen sind.

### Talgfiedereien.

Der Handel von Petersburg exportirt jetzt jährlich durchschnittlich ein Waaren-Quantum zu einem Werthe von etwa 120 Millionen Rubel. Von dieser Summe gehen ungefähr 40 Millionen bloß für den ausgeführten Talg ein, welcher den hauptsächlichsten Artikel des ganzen Petersburgischen Exports bildet und dem Gesagten zufolge allein ein Drittel des durch ihn beschäftigten Kapitals in Thätigkeit setzt. Die Talgausfuhr der anderen russischen Häfen ist im Vergleich mit der von Petersburg unbedeutend, und alle zusammen mögen dem übrigen Europa etwa für 30 Millionen Rubel liefern. Das meiste davon geht durch Odessa und Taganrog. Man kauft das Pud (40 Pfund) Talg in den russischen Hafenplätzen zu 10 bis 15 Rubel, durchschnittlich zu 12 Rubel. Für jene 70 Millionen Rubel werden demnach gegen 250 Millionen Pfund Talg geliefert, die sich in England, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. vertheilen und in diesen Ländern hauptsächlich in den Lichtziehereien und Seifensiedereien verarbeitet werden. Bringt man in Abrechnung das verhältnißmäßig Wenige, was noch zu anderen Zwecken verbraucht wird — einiger russischer Talg wird in der Türkei verspeist, anderer in England zu dem Einschmieren der Maschinen verbraucht u. s. w. — rechnet man ferner Das ab, was in den Wogen des Meeres untergehen mag, ehe es sein Ziel erreicht, was der eigenthümlichen Leichtigkeit des Talges wegen auch sehr unbedeutend ist, so mögen nach Beseitigung des Abfalls in den Lichtziehereien und Sei-

fenfiedereien des übrigen Europa leicht 200 Millionen Pfund Fabrikate aus russischem Talge hervorgehen, die als Kerzen verglimmen und als Seife verschäumen. Geben wir davon jedem dieser Artikel die Hälfte, lassen wir durchschnittlich sieben Talglichter auf ein Pfund gehen, so erhalten wir auf diese Weise 700 Millionen Kerzen und 100 Millionen Pfund Seife. Wenn nun ein Städtebewohner — von diesen muß hauptsächlich die Rede sein, denn der Verbrauch der Landbewohner an Seife und Licht ist verhältnißmäßig unbedeutend, — jährlich etwa 40 Talglichter verbrennt — gewiß eine ziemlich hohe Annahme — und an Seife etwa 7 Pfund verschäumt, so geht aus dem Allen hervor, daß gegen 15 Millionen Städtebewohner Europa's mit russischem Talge ihre Wohnungen illuminiren und ihre Kleider zc. waschen, wozu denn außerdem noch die 60 Millionen Einwohner des russischen Reichs zu rechnen sind, die ausschließlich nur des Talges ihres eigenen Landes sich bedienen.

Es sind hauptsächlich unsere pontischen Steppen, die eine so erstaunliche Einwirkung auf die Erleuchtung und Reinlichkeit unseres Welttheils üben, und die nicht nur den nachbarlichen pontischen Handel Odeffa's, Taganrog's u. s. w. mit Talge speisen, sondern auch selbst dem entlegenen Petersburg den größten Theil seines Bedarfs in diesem Artikel liefern. Jene von uns beschriebene eigenthümlich große, hochbeinige, langhörnige, silbergrau oder weiß gefärbte Rinderrace und jenes Schafgeschlecht, dem die Natur ein so unheilvolles Geschenk mit einem dicken Fettschwanz machte, produciren, in den Steppen speisend, diesen wichtigen Handelsartikel, der Europa's Dunkelheit und Schmutz beseitigt. Nachdem wir nun in dem Obigen zu schildern versuchten, wie jene Thiere in den Steppen leben, wollen wir sie jetzt darstellen, wie sie endigen und sterben, und wie die Menschen ihnen das angefetzte Fett abgewinnen, und zwar in den in allen Steppenlandschaften verbreiteten *Ssalgannen* \*) oder Talgfiedereien, deren Beschreibung einigermaßen das Interesse des deutschen Lesers in Anspruch nehmen darf. Denn wenn gleich wir auch in Deutschland wohl diesen Fabrikzweig kennen, so wird die Sache bei uns doch ziemlich still und unbemerkt abgemacht, dagegen aber in den Steppen auf eine etwas großartige Weise betrieben und dort von allerlei eigenthümlichen Umständen begleitet, denen Aehnliches nur noch wieder in den Pampas Süd-Amerika's gefunden wird.

Seit alten Zeiten — wer weiß, ob nicht schon seit Herodot und Strabo, denn schon die Milesier holten aus diesem slythischen Süden Talg, Häute und Fleisch — sind die Großrussen die eigentlichen Besitzer der Talgfiedereien

\*) Vom russischen Worte „Ssal“, das so viel als Talg bedeutet.

in den Steppen, weshalb sie denn auch bei den Tataren und Kleinrussen, welche die eigentlichen Hirten und Herdenbesitzer des Landes sind, den Spitznamen „Kazappen“, d. h. „Schlächter“, haben. Fast alle Esalghanen im Lande der Tataren, Malorossianer, Kosacken und Kalmücken sind im Besitze von großrussischen Speculanten und werden auch von großrussischen Arbeitern betrieben. Aus den großen Herden halbwilder Ochsen (Tscheredas) kaufen sie die Thiere zu Hunderten und Tausenden auf und schicken sie auf die Steppenwiesen, die sie zu diesem Ende — billig genug, denn für eine Disfiätine (Morgen) zahlen sie oft nicht mehr als 10 Kopeken (einen Silbergroschen) — gepachtet haben, um sie nach der Mästung eines Sommers in ihren Esalghanen einzuschlachten. — Ist das Jahr nun gut, d. h. feucht, so geht Alles nach Wunsch. Die Ochsen fressen sich satt und setzen große Quantitäten von der fetten Masse an, die ihr Herr im Herbst bei ihnen sucht und die nach einigen Umwandlungen dann dazu dienen soll, das Fett in seinem eigenen Topfe zu mehren. Wehe aber dem Talg-Kazappen, wenn der Himmel seinen Segen, das heißt in den Steppen seinen Regen, dazu versagt und die Kräuter auf den Wiesen sich nicht saftreich entwickeln wollen. Das Fett bleibt alsdann im salpetrigen Boden und das Geld in den Kisten der Kaufleute stecken. Die Tausende von Ochsen kommen mager nach Hause oder schicken, wenn sie Hungers sterben, gar nur ihr Fell. Die Herren der Esalghanen machen dann ihr Buch zu und erklären sich insolvent. Denn gewöhnlich werden auch diese Talgfiedereien, wie so viele Fabriken und Etablissements in Rußland, von Leuten unternommen, die entweder selbst gar kein oder doch nur ein unbedeutendes Kapital in ihrer Unternehmung stecken haben. Sehr häufig geben ihnen die Kaufleute, die gewöhnlich immer nach dem so gesuchten Handelsartikel begierig sind, schon im Voraus das Geld auf die Ochsen. Doch sind auch die Verluste im Fall des Mißwachses nicht unbedeutend, denn es kann sich bei einer Talgfiederei, die 2000 Ochsen auf eigene Rechnung einkocht, wenn man den Preis eines Steppen-Ochsen zu 80 bis 100 Rubeln die Kosten der Weide und Hütung zu 5 bis 6 Rubeln, die des Abschlachtens, Ausfiedens u. s. w. zu etwa eben so viel annimmt, der jährliche Zuschuß, der bei einem solchen Etablissement nöthig ist, leicht auf 200,000 Rubel belaufen.

Gegen Ende des Sommers zieht der Talgfieder seine Ochsen allmählig in kleinen Parteen zu seinem Esalghan heran auf Weiden, die er in der Nähe desselben besitzt, und endlich in den Hof selbst. Diese Esalgans selbst bestehen nur aus einem großen Gehöfte, das von weitläufigen Gebäuden umgeben ist und Stallungen, Brunnen und hohe Talgpressen in seinen Mauern einschließt. In den Gebäuden befinden sich große Räume zum

Schlachten der Dchsen, andere mit gewaltigen Kesseln zum Sieden des Fleisches, wieder andere zum Einsalzen und Trocknen der Felle, Comptoire für die Geschäfte, Wohnungen für die Arbeiter u. s. w. Im Sommer steht dieß Alles ganz leer, nur von Hunden, Möven und Raubvögeln umstreift, die der grauenhafte Duft lockt und von denen die Esalgans das ganze Jahr hindurch umlauert sind. Denn so sehr wird hier im Herbste Alles rund herum mit Mord und Blut getränkt, daß weder die Wjugen des Winters, noch die Nordweste des Frühlings den Modergeruch austreiben konnten.

Den Hunden ist dieser Duft lieblich, den Menschen unleidlich, aber großer Gott, wie viel unerträglicher noch den armen Dchsen, die im Herbste zu diesen ihren Richtplätzen herangeführt werden! Es muß doch eine wunderbare und unbegreifliche Combinations-Kraft in diesen Thieren stets thätig sein, da sie, die doch auf frischer Steppe erzogen sind, wo Alles duftet, lebt und erstarbt, zu ahnen, ja deutlich zu erkennen wissen, daß dieser fatale Geruch ein Nachspuk ihrer getödteten Brüder sei, der auch ihnen wohl nicht zum Heil entgegenwalle. Sie wittern die Sache und ihr ganzes Schicksal schon lange im Voraus noch auf der Steppe, wo nur der leiseste Anhauch jener Pestluft zu ihnen gelangen kann. Sie werden alsdann unruhig, suchen auszuweichen und gehorchen ungern dem treibenden Hirten. Endlich aber, wenn man dem fatalen Bretergehöste mit Mühe sie nahe gebracht hat, verzweifeln die geduldigen armen Rinder. Ihr Gebrüll wird mittheilerweckend, und manche revoltiren förmlich und müssen mit Gewalt herangeschleppt werden. Es wäre unmöglich, sie ohne Weiteres durch das Thor des Esalgans zu bringen. Man hat aber mehre Dchsen in der Wirthschaft, die dort täglich ein- und ausfahren, die das gesottene Talg verföhren, Brennholz herbeischleppen, das überflüssige Fleisch auf den Markt bringen, kurz die mit dem Fleische und Blute ihrer eigenen Brüder täglich umgehen und gemerkt haben, daß alle Todesstreiche bei ihnen vorbeifallen und ihren Rücken nur die Peitsche trifft. Diese friedlichen Verräther nun mischt man unter die beunruhigte Herde. Die Dchsen wenden sich, durch den pestilenzialischen Gestank wild geworden, hin und her, werden aber immer enger von ihren Schlächtern umzingelt. Die vertrauten Dchsen des Hauses gehen voran durch die geöffneten Pforten des Hofes, und die verzweifelnden wilden, die keinen Ausweg sehen, springen ihnen nach mitten in's Feuer hinein. Der verhängnißvolle Hof schließt sich hinter ihnen, und sie gehen nach mancher qualvollen Scene nicht anders denn als Talg und Leder wieder daraus hervor.

Die Leute, welche in den Esalgans als Schlächter dienen, sind meistens verlaufene „Kazappen“, Kerle, die schon Mancherlei in ihrem Leben versuchten und Gott weiß, wem sonst noch schon das Lebenslicht erlöschet,

machten, mit langem Barte, mit feuerrothen Gesichtern, mit dickem kurzen Nacken, mit standhaften Händen und nervigen Armen, die ihr Gefühl bereits in mancherlei vergossenem Blute ersäufeten.

Von den 100 Ochsen, die man gewöhnlich auf ein Mal in das Gehöft aufnahm, gehen immer 20 bis 30 zu gleicher Zeit in die Schlachtkammer ein, und so kommen denn manche, besonders wenn die Arbeit durch irgend einen Vorfall außergewöhnlich in ihrem raschen Fortgange gehemmt wurde, erst nach ein paar Tagen daran. Da nun in dem Schlachthofe selbst die Ochsen allen Muth verlieren und in der Regel nicht das geringste Futter zu sich nehmen, so sehen sich dann die Leute zuweilen genöthigt, das Vieh, damit es vor Harm nicht alles mühsam gesammelte Fett wieder verliere, noch ein Mal wieder auf die frische Steppe zur Weidung hinauszulassen. Dieser Auslaß giebt dann einen merkwürdigen Anblick. Die Rinder sind wüthend vor Freude, machen trotz ihrer schwerfälligen Leiber Luftsprünge wie die Gamsen und schießen oft brüllend und schnaubend im ersten Ansaße eine halbe Werst weit in's Gras hinaus, so daß ihre berittenen Wächter alle Hände voll zu thun haben, um sie wieder zusammenzubringen. Dieß ist denn ihre wahre Henkersmahlzeit; denn sie entweichen dem Beile doch nicht und müssen nach einigen Tagen wiederum in die Todesluft zurückkehren.

Der Raum zum Abschachten ist ein weiter Saal mit nackten Wänden, an dem bei Tage wie bei Nacht die zwei Herbstmonate September und October hindurch viele schuldlose Seelen fußschleifender Rinder zum Acheron befördert werden. Bei Nacht ist dieser Saal mit Unschlittlampen erleuchtet, und es sind hier 6 bis 8 von jenen Kazappen thätig, die zum Personale des Sfalgangs gehören. Sie tragen einen kurzen Schafspelz, lederne Hosen und hohe Stulpenstiefeln, die keine andere Wicse kannten als das Blut, in dem sie beständig wateien. Der Geruch- und Augengräuel in diesem Raume und dem angrenzenden Gehöfte übersteigt alle Gränzen. Da die Arbeit gerade in der regnerischen Jahreszeit vor sich geht, so mischt sich überall das Naß der Wolken mit dem Todeschweiße der Rinder, und es entsteht daher im ganzen Sfalgan ein tiefer Wasser- und Blutsumpf, der erst im folgenden Sommer völlig austrocknet. Die Wände selbst werden zum Theil durchlöchert und von den sterbenden Thieren in ihren Todeskämpfen zusammengerissen.

Das Schlachten geschieht, weil es bei der Menge der Opfer schnell vor sich gehen muß, auf eine sehr grausame Art. Es wäre zu viel Zeit und Mannschaft nöthig, wenn man jeden Ochsen einzeln zu Boden reißen und ihm dann ordnungsmäßig das Caraus machen wollte, wie es unsere Schlächter thun. Die Thiere bleiben daher alle ledig und ungebunden, und jene acht Stulpenstiefel gehen mit ihren langstieligen Beilen zwischen ihnen herum und

versehen ihnen der Reihe nach einem jeden einen Hieb auf das Kreuz. Die Rückensäule, an die bei allen Vierbeinen das ganze übrige Bauwerk des Leibes eingelenkt ist, wie am Kiel das Schiff, bricht ein, und der arme Fußschleifer knickt jämmerlich zusammen. Freilich sträuben und drängen sich die Ochsen; aber die Leute treffen sicher, und Hieb auf Hieb sinkt einer nach dem anderen ächzend hin, bis alle dreißig, schnaubend und brüllend, bei lebendigem Leibe in zwei Theile zerhauen, auf dem Boden liegen. In diesem Zustande sind sie ganz leicht zu handhaben; denn die Vorderbeine können mit den getrennten Hinterbeinen nichts mehr anfangen. Aber es dauert doch oft noch lange, bis alle von den Qualen des Todeskampfes erlöst sind.

In den Lenden und auf dem Rücken hat der Ochs wenig Fett. Daher werden ihm, nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen worden, drei bis vier Pud Fleisch herausgelöst, die man auf dem Basar zur Speise verkauft, die aber die Wohlhabenden nicht gern nehmen, weil der Schlag auf den Rücken eine Anschwellung und Verderblichkeit des Fleisches verursacht. Das Uebrige wird zerhackt und zerhauen, das Gehirn und die Knochen werden aufgeschlagen, und Alles wandert sammt und sonders in die Siedekessel, mit Ausnahme der Intestina, die auf's Gehöft kommen und dort theils an die zur Mastung gehaltenen und beständig den Bluthof durchwühlenden Schweine verfüttert, theils an arme Bettler, welche die Sfalgan umschwärmen, verschenkt oder von Schaaren von Hunden und Raubvögeln geraubt werden.

Der Siedekessel giebt es in jedem Sfalgan vier bis sechs, und ein jeder kann seine zehn bis fünfzehn Ochsen fassen. Man hat zuvor etwas Wasser in die Kessel geschüttet, damit die Suppe nicht anbrenne. Es sammelt sich das Fett bald klar und rein obenauf und wird in große Kübel oben abgeschöpft. Erst aus diesen kommt es in die Gefäße, in denen es verschifft werden soll, und die den ersten glühenden Guß des siedend heißen Talges nicht aushalten würden. Die erste Fett ist das schönste, rein und weiß, und was etwa noch Schmutziges daran sein sollte, setzt sich in den Kübeln ab. Die zweite Sorte, die schon gelblicher ist, gewinnt man, indem man noch mehr nachheizt und das Fleisch noch stärker zerkoht. Nur diese beiden besten Qualitäten kommen in den Welthandel. Sie werden theils in Tonnen gegossen, größtentheils aber wieder in die Häute, aus denen sie kamen, zurückgefüllt, weil es gewöhnlich an Tonnen fehlt. In diesem letzten Falle nähern sie das Ochsenfell überall wieder zu, wo sie es früher aufgeschnitten haben, und lassen nur die Weine bei den Knien, wo sie abgeschnitten sind, offen. Durch eines dieser Weintöcher wird dann der Talg eingetrichtert und durch die anderen nachgefüllt. Diese Talgochsen, die in den Sfalganen immer umherstehen wie Mumien, kommen dann so in den Handel.

In dem Fleisch- und Knochenmüße im Kessel bleibt indeß noch viel Fett stecken, welches man durch's bloße Kochen nicht herausbringt. Man hat dazu Pressen im Gehöfte, durchlöcherete Kästen, in welche man den ganzen Brei schüttet und die alsdann Schrauben und Gewichte herabdrückt. Was hier noch herausläuft, ist dann die schlechteste Sorte des Talgs, braun, fast schwarz. Diese wird gar nicht verschickt, sondern in Zuckerhutform gegossen und so an die Seifensieder und zum Wagenschmieren in der Stadt verkauft.

Von allen diesen drei Talgsorten zusammen giebt ein Dchse ungefähr 7 bis 8 Pud, und das Pud kostet 11 bis 15 Rubel. Man ist, wie gesagt, immer sehr begierig, es zu kaufen; denn es ist ein Handelsartikel, der stets frischen Abgang hat. Die Kaufleute daher und ihre eleganten Diener — ich denke hier insbesondere an die großen Talgsebereien von Ddessa — drängen sich beständig in dem schmutzigen Ssalgan zwischen den blutigen Mördermördern herum und schreien nach Talg. In dem Comtoire des Kassirers, der zwischen Haufen von Banknoten und zwischen Massen von Geldsäcken, als wäre nur eben Talg darin, sitzt, geht es beständig aus und ein, und die Blutgelber rollen herüber und hinüber. Hier empfängt der Verwalter eines Gutes sein Pachtgeld für die Weide des Sommers, — dort wird den Arbeitern ihr Sold bezahlt, — man schließt Contracte ab mit Viehhändlern auf Lieferung von so und so viel hundert Dchsen, und ein Kaufmann, der dabei steht, zahlt schon im Voraus den halben Preis, um sich des Talges für's nächste Jahr zu versichern, — ein Kolonist wünscht 200 Schweine im Hofe des Ssalgans fett zu machen und zahlt dafür seine 200 Rubel; freilich bekommt er dafür nur ein gelbes Schweinefett, doch füttert er später noch mit Korn nach und bringt so die gelbe Farbe wieder heraus, — Griechen aus Konstantinopel kommen und kaufen, ganz wie zu den Zeiten, als Dibia noch blühte, gesalzene Häute für Griechenland, die in Ddessa, dem Dibia unserer Tage, nicht gegerbt werden können aus Mangel an Wasser, — ein reicher Edelmann tritt ein und pachtet den ganzen Ssalgan mit sammt den Kesseln, Pressen und Arbeitern auf ein paar Wochen, weil er gern 800 bis 1000 seiner Dchsen das Talg ausbrühen möchte und keinen eigenen Ssalgan besitzt, — ein Schweinehirt kauft sich 50 Fuder ausgepresstes Fleisch à 30 Kopeken (3 Silbergroschen), um damit seine Grunzer in den Steppen zu mästen. — Kurz, hier laufen alle mögliche Klassen von Menschen aus und ein, die wie die Fliegenschwärme sich etwas Gewinnst von den geschlachteten Thieren erschnappen möchten — Seifensieder, die sich einige tausend Stück der brauntalgenen Zuckerhüte erhandeln, — Drechsler, welche die Hörner der Dchsen gern so billig als möglich hätten, — Niemer, die auf ihre Haut reflectiren, — Commissionaire der türkischen Kapitane, die unmittelbar aus den Talg-

quellen selber das Beste schöpfen möchten, das in ihren Landen nicht der Flamme, sondern den Menschen zur Nahrung dienen soll, — Juden, die aller Welt dienen und bereit und geschäftig mitwirken, den Ochsen das Fell vom Leibe zu schaffen. — Kurzum, so stark das Sterben im Inneren, so groß ist das Leben im Vorhause. Zwischen die Menschen mischen sich noch gierigere Thiere. Das gemeine Hundegeschlecht der Steppe, die zottigen, langhaarigen, gierigen Dstscharki, die abwechselnd den Wolf verfolgen und sich mit ihm mischen, kommen schaarenweise heran und drängen sich, durch Blutgier dreist gemacht, zwischen die Menschen in die Gehöfte und Schlachträume, erschnappen und rauben, wo sie können, reißen einem armen Bettler die Leber oder die Ochsenfüße weg, die er geschenkt bekam, oder überfallen einen mit ausgepresstem Fleische beladenen Wagen und saufen an den widerlichen Blutbrunnen, in die man das Ochsenblut zum Verwesen ablaufen läßt. Während man sie im Sommer nur einzeln und mager an den Mauern der Ssalganen herumschleichen sieht, um sich an den gebliebenen Fleischgerüchen und der Hoffnung auf den Herbst zu erlaben, sind sie jetzt dick und fett und laufen mit ganzen Braten davon in die Steppe, wo sie sich darum zanken und reißen. Noch zahlreicher sind die großen weißen Seemöven, die in einem taubenähnlichen Gewande ein geiergleiches Herz verbergen. Sie flattern zu großen Haufen in den Gehöften und in der Nachbarschaft des Ssalgans, und sie, die Weißgefiederten und von der Natur so elegant Bekleideten, schleppen sich mit den Eingeweiden der Ochsen herum, und während sie sonst immer nur die graue Woge des Meeres in flatterhafter Wildheit schlugen, werden sie jetzt, von geiler Gier hingerissen, so dreist und furchtlos, daß sie sich mitten unter die Arbeiter begeben. Wenn man sie aufjagt, so erheben sie sich, um nur zwei Schritte davon, wie matte Fliegen im Herbst, wieder niederzufallen. Man sollte kaum denken, daß ein Thier sich so entthieren könnte. Wenn sie sich vollgefressen haben, so fliegen sie hinaus in die Steppe, wo man sie dann zu Tausenden, wie Blumen im Felde, versprengt sitzen sieht, froh im Gefühle der Sättigung, unbeweglich auf demselben Flecke, nur dann und wann die Flügel lüpfend und sich mit einfülbigem Geschrei einander antwortend.

So kriecht's und wirthschaftet es hier auf dem Boden durcheinander, während die Luft noch mit dem widerlichen Geschmeiß der Insecten erfüllt ist, das immer wieder von Neuem aus dem mit Blut getränkten Boden wie von selbst ersteht, und das nur ein wohlthätiger Octoberregen oder ein Novembersturm bändigen kann.

Ein Arbeiter in den Ssalgans verdient bei allen seinen unappetitlichen Geschäften seine appetitlichen 70 bis 80 Rubel monatlich, außer der Nahrung,

die er ohnedieß frei hat, und da das Ganze jedesmal zwei bis drei Monate dauert, September, October und November, so finden sich Leute genug, die dafür ein paar hundert Rubel gern in die Tasche stecken. Die sieben Esalgans, welche sich in der Nähe von Odeffa befinden, mögen jährlich ihre 25,000 Ochsen abbrühen, zu denen dann noch unzählige Schafe kommen. Auch bei Cherson, Taganrog, Nikolajew, Saratoff, Kischenew u. s. w. giebt es solche große Esalgans. Auch große Gutsbesitzer, die viele große Tscheredas auf ihren Steppen weiden, haben ihre eigenen Esalgans, und überall in ganz Südrußland wird auf die besagte gräueldolle Weise an der Zalgsicht- Erleuchtung von ganz Europa gearbeitet.

Solche blutige und schmutzige Wege also mußte diese weiße, ruhig flammende Kerze wandern, ehe sie so sanft und schmerzlos auf unserem Tische zu unserer Augen Frommen dahinsterben konnte!

## VI.

# Bergleichende Hinblicke auf die nichtpontischen Steppen.

---

„Da lebt's und webt und jagt und überzieht  
„Der wüsten Strecke gränzenlos Gebiet“.

---

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europas, den Karpathen, und den äußersten alten Culturländern des Occidents im Norden des pontischen Meeres, des Kaukasus und Ural-Sees hin durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und Tarbagatai und bis an die Gränzen des uralten Culturreichs der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheure Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlans getheilt haben.

Wir sahen und beschrieben von diesem ungeheueren Steppengürtel nur den westlichsten Zipfel, der an die Küsten des Eurinus streift und den wir die pontischen Steppen nannten, — die Pontica tellus Ovid's. — Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß die meisten unserer Bemerkungen auch noch weit über die Pontusgebiete hinaus Gültigkeit behalten. Es wird interessant sein, dieß hier am Schlusse unserer Schilderungen etwas näher nachzuweisen, indem wir einige vergleichende Blicke auf die benachbarten Steppenländer der Kirgisen, Kalmücken, Turkomanen und anderer Völker werfen und einzelne überall gefundene charakteristische Züge und Merkmale hervorheben.

Ueber die ganzen unermesslichen Steppengebiete in der Ausdehnung, die wir so eben bezeichneten, wölbt sich im Herbst derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmerzige Winter erfäßt auf gleiche Weise die Malorossianen am Dniepr wie die Kosacken am Don, die Kalmücken am Manuysch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am kaspischen Meere wie die Dsungaren am Balkasch, und plagt die Men-

schen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide auf dem einen Ende wie auf dem anderen mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuths auf, während der Sommer am Sir, wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag, wie an dem des Kaukasus, in den Ebenen, die den taurischen Gebirgen, wie in denen, die den Karpathen anliegen, Alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und erlahmen macht.

Die Bemerkungen, welche wir über die Vegetation und Fauna der Steppen machten, gelten eben so weit und breit. Bei uns findet man oft für jeden Berg, der 1000 Fuß höher ist, für jedes Thal, das ein anderer Wind bestreicht, eine andere Flora, während man in den Steppen oft drei Breiten- und sechs Längengrade durchreisen muß, um eine andere Pflanze zu entdecken oder einem neuen Thiere zu begegnen. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaum-Krüppel umranken die kirgisschen Aulz, die Kalmücken-Zelte, wie die Nestetschkos und Semlanken der Malorossianen, und dieselbe Speise findet das bucharische Kameel auf den Weiden der freien Tatarei servirt, die das Kosackenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden so weit, als Salz und Salpeter den Boden überall durchdringen, und von letzteren beiden Stoffen steckt zwischen China und Deutschland so viel in der Erdoberfläche, daß, wenn man alles auslaugen könnte, die ganze Menschheit, je nachdem sie zum Salze oder Salpeter griffe, bis an's Ende der Welt, ohne den Ausgang der Munition zu fürchten, Krieg führen oder im Frieden ihr Salz und Brod essen könnte. Was wir von den Steppenbränden und von den großen Fluß-Mawnen und Schilfwaldungen des Dniestr sagten, behält seine Gültigkeit für den Terek und Kuban, für den Ural, den Manusch, für den Aral-See und den Amu und Sir. Alle Mündungsgebiete dieser Flüsse sind in ebensolche unermessliche Schilfwaldungen versteckt, nur mit dem Unterschiede, daß in den südlichen auch Fasanen und von Vierfüßern Leoparden und wilde Schweine hausen, die in den nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde sind die asiatischen Steppen ein eben so reich versehenes Magazin, wie die des europäischen Rußlands, und die Mäuse und Murmelthiere treten dort in eben solcher Menge auf wie hier. In der Vögel-Klasse gilt wiederum Dasselbe; in der ganzen Steppenwelt Falken-, Adler- und Kranich-Fülle überall, und wiederum kann man dasselbe von den Amphibien, von den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Schlangen sagen.

Da alle die Völker türkisch-tatarisch-mongolischen Stammes eine und dieselbe flache, wilde, grasige Bodenoberfläche betreten haben, so theilen sie unter

einander auch dieselben Sitten, Lebensweise und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirtschaft sind die Hauptbeschäftigungen aller dieser Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise, noch frei schweifend, seine wandelbaren Lager aufschlägt, wo es ihm gut dünkt, sehnt sich der vom Russen gezähmte Tatar nach dem uralten Handwerke seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppen-Kolonist, den Geist und die Natur des Landes erkennend, schreit gegen die Maßregeln der Regierung, welche ihn zum Gartenbau und Pflügen anhält und spricht: „Viehwirtschaft ist der nervus rerum in unseren Steppen“.

Das Bild, das wir oben von der Viehwirtschaft am Pontus zu geben versuchten, zeigt mit wenigen Modulationen Dasselbe, was man bei der Herdenzucht der Nomaden aller dieser Grasländer sieht. Die unzähligen Millionen von Rossen, welche die Steppenplateaus beweiden, erleiden zu allen Zeiten Dasselbe, und wie das Wort „Tabun“ (für Pferdeherde) und die ganze Tabunenwirtschaft die Reise um die halbe Erdkugel macht, so trägt auch das langhaarige Steppenschaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur chinesischen Mauer seit langen Jahrhunderten seinen dicken Fettschwanz zur Schau, und Schafe, Kühe, Kameele, Pferde und Ziegen leben und sterben hier überall in der Nogaizen-, wie in der Baschkiren-Steppe, in der Kalmückei wie in der Dsungarei nach denselben Gesetzen und auf dieselbe Weise. Millionen dieser armen Wesen verschmachten im Winter vor Hunger und Etend auf gleiche Weise, und auf gleiche Weise leben sie im Frühlinge wieder auf, wie sie in den wüthenden Herbststürmen der Steppe auf gleiche Weise in den Limans von Dschakow und in denen des kaspischen Meeres, des Aral-Sees und des Balkasch zu Tausenden um's Leben kommen. Die Ähnlichkeit der Viehwirtschaft geht hier bis in die geringsten Details, so daß z. B. Das, was wir von den Ziegen als den kühnen Anführern der Schafherden der Kosacken sagten, eben so auch auf die Schafherden der Kirgisen und der Kalmücken paßt, welche Völker ebenfalls dieses fecken Thieres sich bedienen, um durch dasselbe zu suppliren, was den Schafen mangelt.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erbhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlen-Architektur ist eine Bauart, die als vollkommen unfreiwilliges Naturproduct ein größeres geographisches Verbreitungsgebiet hat als die Nachahmung der ionischen und korinthischen Säulen und Tempel, und eben so wird auch der Ackerbau, so viel es dessen in den Steppen giebt, — ganz ohne Ackerbau ist aber fast keines selbst der am eifrigsten dem Pan huldigenden Nomadenvölker — überall nach denselben Normen und nach derselben Weise betrieben. Die Steppe selber überall die

Tenne, — Pferde und Ochsen überall die Drescher, — Scheunen nirgends.

Die Kleinrussen sind in ihrer Art so große Leichmacher und Wasserbaukünstler wie die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Diese treiben jene Kunst, um des Wasserüberflusses los zu werden, jene, um es auf alle Weise zu fesseln und zu hemmen. Man sieht daher in allen Kosackenlanden und in ganz Kleinrußland bei jeder menschlichen Niederlassung große Wasserteiche gebildet, und zwar nicht wie bei uns zum Zweck der Mühlen, — eine vom Wasser getriebene Mühle giebt es in ganz Südrußland nicht — sondern einzig und allein, um in dem brunnenlosen Lande das kostbare Maß zum Tränken des Viehs, der Menschen und der Aecker einigermaßen zu sammeln. Sie werfen zu dem Ende gewöhnlich aus Mist, Erde und eingerammten Balken quer durch die Flüsse und die breiten Flußthäler lange Dämme auf, in deren Mitte zum Ablauf des überflüssigen Wassers eine Schleuse angebracht wird. Bei hohem Wasserstande werden Damm und Schleuse gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß dann hinterher wieder mit Mist nachgeholfen werden. Diese Dämme sind in jenem Lande, das weder mit Holz, noch mit Steinen Brücken bauen kann, auch die einzigen Brücken. Bei hohem Wasser steckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen sie nicht verfehlen. Da zur Zeit der Schneeschmelze in den Steppen oft eben so weit und breit schmutzige Feuchtigkeit sich verbreitet wie im Sommer Trockenheit, so giebt es dann auf diesen Dämmen, wo die Reisenden in der weiten Wasserwüste den Weg suchen, oft höchst abenteuerliche Uebergänge\*).

Aus den Teichen werden hier und da kleine Kanäle herausgeleitet und dabei Schöpfträder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewässern\*\*). Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Ansammeln der Wasser und zum Irrigiren der Felder haben die Kirgisen, sowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkanter in ihren Steppen und Sandwüsten, und an die Irrigations-Methoden und Wasserbaukünste dieser Nationen schließen sich dann die noch vollkommeneren Künste der Perser und Afghanen im Süden an.

Die Melonengärten, die Baschtans bei den Usbeken, bei allen Bewohnern des wilden Turans, haben, so weit tatarische, kirgisische und mongolische

\*) Karl XII. lernte auch in dem Frühlinge vor der Schlacht von Poltawa diese Flußübergänge der Steppen näher kennen, und in den detaillirten Beschreibungen seines Feldzugs kann man mehre solcher Uebergänge dargestellt finden.

\*\*) Da die Thäler der Flüsse tief eingeschnitten sind und die Felder meistens hoch oben auf den Steppenplateaus liegen, so ist dieß allerdings nur selten anwendbar. Doch, wie gesagt, es geschieht, wo es möglich ist.

Zunge verstanden wird, überall dieselben Producte sind, überall in diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, nach demselben Plane angelegt und werden mit demselben Namen „Baschtans“ genannt. Selbst die Samaritaner und Baktrianer, sogar die Turkander und Kaschkarer und die Bewohner der chinesischen Steppen-Provinzen Tihan-Schan-Man-lu und Tihan-Schan-pe-lu loben noch die süßen und saftigen Producte ihrer fruchtbaren „Baschtans“.

Mehr Wunder noch als die Gleichförmigkeit der von der Natur unmittelbar abhängigen Verhältnisse, der Bodenbenutzung, der Landesproducte, der Viehwirtschaft u. s. w., erregt, wenn man die Steppenvölker mit einander vergleicht, die Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen den Dingen, welche mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. Auch hier giebt es viele Dinge und Worte, die auf jeder Quadratmeile dieser ausgedehnten Länder auf dieselbe Weise wiedergefunden werden. Auch hiervon wollen wir Einiges anführen, als Fingerzeig, wie weit wir viele von unseren Beobachtungen auch in dieser Hinsicht als geltend annehmen können.

So werden, um zunächst bei den Manufacturen der Steppenvölker stehen zu bleiben, die Teppiche, welche wir bei den Kosacken beschrieben, auf ähnliche Weise bei den Kirgisen und Kalmücken gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird, und den man in Dbeffa in großen Fabriken zum Nutzen der Steppen verfertigt, ein Hauptproduct der Manufacturen aller Steppenvölker. Die dicke, haarige Burka aus brauner Wolle ist bei den Tataren wie bei den Tscherkessen und Osseten, ja bei allen Völkern des Kaukasus unter demselben Namen und zu denselben Zwecken in Gebrauch wie in der Krim, und Burka wie Woilok gehen hier in diesen östlichen Barbarenländern so weit von Aul zu Aul, wie Pariser und Lyoner Seidenwaaren, wie Gros de Naples und Gros de Tour im europäischen Occidente von Residenz zu Residenz.

Das vornehmste, künstlichste, zierlichste und unnachahmlichste Product aber aller dieser Landschaften, die einst unter dem weit hinschattenden Kantschu der mongolischen Kaiser schmachteten, ist: — die Peitsche, dieß Factotum, dieser Zauberstab der Steppen. Die gewöhnliche, ächte, alte, übliche, hausbackene Peitsche — den Harabnik und einige andere Peitschen zu speciellem Gebrauche hoben wir schon oben besonders hervor — hat im südlichen Rußland ihren Namen von einem Volke empfangen, das hier einst ausschließlich die dominirende Peitsche schwang. Sie heißt nach den nogaischen Tataren die „Nogaitka“ und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosacken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer

Menge sehr feiner, eigens präparirter, zäher Lederstreifen so künstlich geflochten, daß man weder einen Anfang, noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, gewöhnlich ungeschmückt, bei den Reichen aber mit Silberdraht und anderen Zierrathen umwunden. An dem Ende der Elasticität, die hart wie eine Damascener Klinge ist, und mit der ein Kosack seinem Feinde allenfalls den Kopf spaltet, sitzt alle Mal ein kleines zierlich zugeschnittenes und bunt ausgenähtes Lederstück wie an unseren Fliegenklappen. Es dient dasselbe zum Schallen und Klatschen, wie die Schmicken oder Schmitzen bei unseren Peitschen. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine tüchtige Nogaika so viel wie ein Albanese auf den Schmuck seiner Pistolen und zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Dieselbe Nogaika nun mit demselben künstlichen Geflechte, in derselben gedruckenen, aber körnigen Kürze, mit derselben bunt geschmückten Fliegenklappe findet man auch bei den Kirgisen und Kalmücken wieder. Sie ist allen kosackisch-tatarischen Steppenvölkern Das, was den Römern ihr kurzes Schwert, was den Spaniern ihr Dolch war. Wie die Kosacken am Dniepr und Don den Wolf, so erschlagen oft die Kirgisen den Leoparden mit ihrer Nogaika. Sie ist die Waffe, auf welche die letzte und sicherste Hoffnung dieser Leute basiert ist, und so lange sie ihre Nogaika, zu der sie in allen Gefahren greifen, noch in Händen fühlen, so lange geben sie sich noch nicht verloren, so wenig wie der russische Soldat, so lange er noch das Bayonnet auf seiner Flinte sieht. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn sie ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen, zum Handgemenge, so sind es die Nogaiken, welche entscheiden, und es sind nicht Pistolen- oder Säbelkämpfe, sondern Peitschenschlachten, die sie dann einander liefern.

So also finden unsere Bemerkungen ein sehr weites und großes Gebiet ihrer Geltung. Wir haben nur im Allgemeinen darauf hingewiesen, weil dadurch das Interesse für dieselben erhöht wird, es kann aber natürlich nicht unsere Absicht sein, hier Alles vollständig und erschöpfend darstellen zu wollen, weil dieß eine umfassende Schilderung auch aller benachbarter Länder voraussetzen würde, die hier nicht in unserem Plane lag. Es kommt nur noch darauf an, das Gebiet, in welchen unsere Schilderungen volle und strenge Gültigkeit haben, genauer zu bestimmen und dadurch die Verschiedenheiten der anderen, in vielen Stücken so ähnlichen Steppenländer im Gegensatz zu den von uns bereisten pontischen Steppen hervortreten zu lassen.

Es giebt eine Menge von Verhältnissen in der Natur wie in der Menschenwelt der Steppen des kaspischen Meeres, jenseits der Wolga und des Ural, der Kirgisen-Steppe und des Ural-Sees, der freien Tatarei und des Mustag, die in den Steppenlandschaften des schwarzen Meeres, — in dem von un-

feren Geographen sogenannten europäischen Südrußland, — in den Gouvernements Cherson, Jekatherinoslaw, Taurien, Besarabien und den Ländern der donischen Kosacken, oder in den Mündungsgebieten der Flüsse Pruth, Dniestr, Bog, Dniepr, Don und Kuban, in dieser Pontica Tellus, nicht vorkommen. Wir heben davon das Hauptsächlichste hervor.

In den Steppen im Osten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem kaspischen Meere und Ural-See finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisen-Steppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unseren pontischen Steppen ist von dem Allen keine Spur, vielmehr ist hier Alles ein so ebener fester Steppenboden, wie wir ihn oben beschrieben haben. Jenseits der Wolga sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzseen weit größer, zahlreicher und bedeutender als in unserem westlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit daher auch größer. Diese pontischen Steppen sind deshalb auch dem Ackerbaue zugänglicher als die kaspischen und arabischen und haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz ergriff, größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Cultur gemacht als alle anderen, als selbst die unmittelbar der unteren Wolga anliegenden Steppen, die Rußlands Saaren schon seit 300 Jahren huldigten.

Das wilde Schwein, das in der kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisen-Steppe weidet, der Tiger, der in den Schilfen des Ural-Sees lauert, und die Saiga-Antilope, die an der Zemba gejagt wird, der wilde Büffel, dem man in den Vorgebirgen des Mustag begegnet, und viele andere Thiere bringen nie in die pontischen Steppen vor.

Manche von diesen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimisch, doch sind sie längst über die Wolga zurückgedrängt worden, eben so wie die vielen ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme. Das eigentliche nomadische Gebiet beginnt jetzt erst hinter der Wolga, und ächte Nomaden bringen selten mehr in die pontischen Steppen ein. Die Kalmücken, die Kirgisen, die Baschkiren und Turcomanen wandern alle jenseits des Dons, der Wolga und des kaspischen Meeres. Alle Nationen der pontischen Steppen sind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche und handelnde Leute, waren es eines Theils von jeher, oder sind es anderen Theils erst in neuerer Zeit geworden. Die Armenier, die Juden, die Kosacken, die krim'schen und nogaischen Tataren, die deutschen, bulgarischen und dacischen Kolonisten zeigen sich als die einzigen alten oder neuangekommenen Bewohner hier im Norden des Pontus überall unter gleichen Lebensverhältnissen und auf gleiche Weise gemischt.

Kein Steppengebiet erscheint so mit rasch aufblühenden neuen Stadtanlagen geschmückt als die pontischen Steppen, weil keins in so günstiger geographischer Constellation liegt wie dieses. Die Wolga-, Ural-, Amu-,

Sir- und Zemba-Steppen ziehen sich an Flüssen hin, welche in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes des kreisenden Weltverkehrs. Die pontischen Steppen dagegen stoßen an ein offenes Meer und haben die Pforte des Bosphorus, durch welche sie mit der übrigen Welt communiciren. Daher ihre so wichtige Weltstellung, daher ihr rasches Emporblühen, daher dieser merkwürdige Einfluß, den sie, kaum von dem Zauberstabe des russischen Scepters nach Verscheuchung der türkischen Trägheit berührt, in der Reihe der europäischen Staaten so bald erlangt haben.

Was wir von Kremenetschug, Simpheropol und Kischenew sagten, gilt mit mehr oder weniger kleinen Abänderungen von allen Binnenstädten dieser Länder, von Sefatherinostaw, von Alexandrowsk, von Bachmut, von Wosnefenssk, von Stawropol und fast allen anderen Steppenstädten. Die Physiognomie, die wir von Ddessa gaben, ist fast bis in die kleinsten Details für die anderen russischen Seeplätze des Pontus gütig, für Cherson, Nikolajew, für Kertsch, Ismail u. s. w. Ueberall dieselbe Situation, dieselbe Bauart, dieselben Vorrichtungen für Handel und Verkehr. Vor allen Dingen gilt dies auch für die zweite große Handels capitale des Pontus, für die Schwesterstadt Ddessas, Taganrog. Hier wie dort dieselbe Lage an dem hohen öden Steppenufer, hier wie dort die einförmige Bauart, dort wie hier dieselben Hafeneinrichtungen, dort wie hier dieselben Bestandtheile der Kaufmannschaft, die Italiener und Griechen dominirend, die Deutschen im zweiten Range, die Russen ausgeschlossen. Nur Weniges hat man hier oder dort hinzuzusetzen, z. B. in Taganrog mehr Armenier, mehr Kaukasier, mehr Kosacken, oder auszulassen, z. B. in Taganrog die Polen, die Juden u. s. w. Bei Taganrog die Steppen-Villas, die Chutors, wie bei Ddessa, bei Taganrog die leidende Gartenvegetation und die allein fröhlich gedeihenden Akazien, wie bei Ddessa. Kurz Ddessa und Taganrog — obgleich 100 Meilen entfernt — wie zwei Nachbarskinder, wie Zwillingsgeschwister.

Mit einem Worte, von den pontischen Steppen kann man im strengsten Sinne und in jeder Beziehung den Satz gelten lassen, der in gewisser Beziehung auch von der ganzen Welt gilt: Hat man sie in dem einen Winkel richtig gefaßt und erkannt, so kennt man sie bis an das entgegengesetzte Ende. Und in dieser vollkommenen Uniformität der pontischen Steppen, so wie in ihrer Verschiedenheit von den übrigen Steppen, liegt denn zugleich auch der Grund zu unserer Berechtigung, trotz ihrer großen Aehnlichkeit mit diesen ihren Schwester- und Nachbarländern sie in einer eigenen Schilderung besonders hervorzuheben.

## VII.

# Rußland und die Steppen.

---

„Le monde entier  
contemple vos destins.“

---

Noch zu keiner Periode der Weltgeschichte haben die Steppenlandschaften im Norden des Pontus, deren Handelsmetropole und politische Hauptstadt Odeffa geworden ist, eine so merkwürdige politische Bedeutsamkeit erlangt als jetzt seit wenigen Jahrzehenden, seitdem ihnen Rußland eine so wichtige Stellung in der politischen und commerciellen Welt angewiesen hat.

Von uralten Zeiten her bis auf unsere Tage herab waren sie der Sitz wilder Nomaden und barbarischer Horden, in denen kein selbstständiger Keim zu Staatengründung, Städtebau und Kulturentwicklung Wurzel trieb, die vielmehr die Aufmerksamkeit der übrigen Welt nur durch, ihre Kultur ansfeindende und zerstörende Wirksamkeit auf sich zogen. — Nie bildete sich bisher um die Spitze des Odeffaischen Meerbusens der Kern eines einheimischen cultivirten Staates. Gewöhnlich genossen diese Länder die wilde Unabhängigkeit der Wüste, oder wenn sie einmal in die Kreise cultivirter Reiche fielen, so gehörten sie nur zu den entferntesten, kaum beachteten Gränzprovinzen dieser Reiche, deren Feldherren und Armeen an dem unbezwinglichen Charakter der Steppen scheiterten.

Iphigenie und nach ihr wie mancher Hellene saß am ungasstlichen Strande der Kymmerier, das Land der Griechen mit der Seele suchend. — Darius brach vergebens in diese Gebiete der Skythen ein, um sie dem persischen Scepter zu unterwerfen. Er scheiterte, wie Napoleon in Moskowien, wie Karl XII. in der Ukraine, und wich, erschreckt vor der Barbarei des Landes, in seine cultivirteren Provinzen zurück, wie nach ihm auf ähnliche Weise so mancher Imperator der Römer und der byzantinischen Kaiser, und nach diesen so mancher Großvesir des Padischah und so mancher Kron-Großfeldherr der polnischen Republik.

Die Römer erbauten in Bessarabien ihre nordöstlichste Schutzmauer, ihr Vallum Trajani, und hatten ihre äußersten Posten in dem kleinen Alba Julia (Akerman) und dem Portus Istriarum (Odeffa). — Die Byzantiner hielten sich südlich von der Donau und hatten an diesem Strome ihre Gränzwachen gegen die wilden, nie ruhenden Steppenvölker postirt, und selbst ihre Nachfolger, die den Steppenbewohnern stammverwandten Türken, griffen nicht tief in die wenig reizenden Steppen hinein, indem sie hier nur ihre am wenigsten geschätzten Sandschake von Dschakow, Schotin, Bender, Bielgorod und Asow organisirten. — Die bald cultivirten Ungarn schlossen sich mit Oesterreich hinter den Karpathen ab und kehrten den nachdringenden Steppenvölkern ihr, deutsche und europäische Cultur schützendes Schwert entgegen. — Auch das große Polenreich hatte hier seine äußersten Ausläufer, die es bis in die Gränzgebiete der Steppen hinaus vorschob.

Die Polen wie die Römer betrachteten diese ihre Gränzprovinzen als entfernte, wilde, unliebliche Verbannungsorte für ihre Staatsverbrecher, und manche polnischen Schlächtigen haben hier, wie zuvor Ovid und wie noch früher Iphigentie, ihre Tristia gefungen, so wie auch noch in diesem Augenblicke alle melancholischen Gefänge, die in der Steppe ertönen, von dem Unfengeschrei an bis zu den Liedern der Kosacken hinauf, wahre Tristia sind. Selbst bei den Türken war es kein Zeichen hoher Gunst des Padischah, wenn Jemand mit der Verwaltung der Steppen-Sandschake begnadigt wurde. Es wurden gewöhnlich nur solche Paschas hierher geschickt, die eben glücklich genug der seidenen Schnur entgangen waren.

Wie alle Gränzprovinzen, — wie namentlich auch die in so vielfacher Hinsicht mit diesen Steppenländern rivalisirenden Ostseeprovinzen, welche den nördlichen Flügel der russischen See- und Handelsmacht bilden, wie die pontischen Steppen den südlichen, welche den benachbarten Reichen Schweden, Polen und Rußland wechselsweise zur Beute wurden, — welche Petersburg und Riga zu ihren Capitalen erhoben, wie die Steppen Odeffa und Taganrog, — welche das nördliche Europa mit Korn versorgen wie die Steppen das südliche, — eben so waren auch diese Steppen-Gränzprovinzen ein Theater beständigen Kampfs und Ringens zwischen den großen Mächten der Nachbarschaft und den aus den weiten östlichen Völkermagazinen hervorbringenden Barbaren. Von den zahllosen Schlachten, welche Römer, Griechen und Skythen, Byzantiner, Gothen und Alanen, Ungarn, Hunnen und Petschenegen, Polen, Russen und Türken sich hier an den Ufern der Donau, des Pruth und Dniestr lieferten, nennt die Geschichte nur wenige.

„Pace tua,“ sagt Ovid, „si pax ulla est tua, Pontica tellus,  
 „Finitimus rapido quam terit hostis equo  
 „Pace tua dixisse velim, tu pessima duro  
 „Pars es in exilio, tu mala nostra gravas.“

Und was Ovid vor 2000 Jahren sang, das blieb bis auf unsere Tage vollgültig und wahr.

Wie gespenstisch: Schatten, gleich unheilswangeren Gewittern überzogen die geschichts- und gestaltlosen Staatengebilde der barbarischen Horden der Hunnen, Chazaren, Romanen, Mongolen, Tataren und hundert anderer genannter und nicht genannter Völkerschaften die Steppen, fixirten sich eine Zeit lang in ihnen und verschwanden wie die Wellen, die sich in der Brandung eine die andere überholen, kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassend. Die Staatsgebäude, welche diese Völker hier errichteten, glichen ihren flüchtigen Wohnungen, den Zelten, es waren nur zerbrechliche Staatshütten. Rasch war das Ganze errichtet und eben so rasch wieder abgebrochen. Eine Horde folgte schnell der anderen, weidete eine Zeit lang das struppige Gras der Steppen und machte einer dritten und vierten Platz, die ebenfalls heranzog und verschwand, kein Geschichtsforscher zeigt deutlich, woher und wohin.

Die einzige Ausnahme von dem wilden chaotischen Treiben in diesen Gegenden bildeten etwa der äußerste Küstensaum der Steppen am Pontus und dann die von vulcanischen Gebirgen dem Einfluß der Steppen enthobene, ziellich gestaltete, dem südlichen Steppenplateau angehängte taurische Halbinsel. Nur an jenem Küstensaume und in dem an fruchtbaren Thälern, rettenden Häfen und sicheren Positionen reichen Gebirgsländchen fand die Cultur zu verschiedenen Zeiten feste, sichere Anhaltspuncte und setzte sich hier, mit den Steppenwüsten in Kampf, wechselsweise ihr unterliegend oder sie beherrschend, auf mehr oder weniger lange Dauer fest.

Olbia, die Vorgängerin Odessus, wurzelte und blühte an dem Steppende mehrer Jahrhunderte hindurch mit ausdauernder Handels- und Culturthätigkeit. Odessus (Ordesus), Alba Julia und Tanais waren andere Steppen-Koloniestädte dieser Art, in denen sich auf mehr oder weniger lange Zeit Cultur und Bildung einheimisch machten. Weit mächtigere Culturreiche aber, weit dauerndere Staaten stützten sich auf das taurische Gebirge, und das Meiste von Dem, was uns die Geschichte von nennenswerthen Ereignissen aus diesen Gegenden meldet, knüpft sich an diese kleine Bergkette, als den Ausgangspunct des Gespinnstes, als das Piedestal des Gebäudes. Alle Urstämme blieben hier in den krim'schen Gebirgen, in denen Gelegenheit zur Befestigung geboten war, in dessen Thälern, welche von Natur schon Gärten

glichen, Wiegen für die Geburt des Ackerbaues und der Gartenkunst gegeben waren, in denen das flüchtige Element der Steppen zu einem solideren und brauchbareren Materiale umgeformt wurde, das, wie die festeren Gesteine des Tschatir-Dagh und Uju-Dagh, zu tüchtigeren und dauerhafteren Gebäuden dienen konnte als der leicht zerbröckelnde Muschelkalk und der haltlose Thon der Steppen, auf deren schlüpfriger Oberfläche alle, festen Fuß suchende Cultur ausglitschte.

Die Krim ist ein kleines gebirgiges Viereck, eine von Wasser umflossene rautenförmige Insel, jede Seite von 25 Meilen Länge. Mit der nördlichen Spitze keilt sich diese Insel durch die Landenge von Perekop in das Steppenplateau hinein und verschmilzt hier mit dessen unwirthlichen Gebieten. Mit dem südlichen Zipfel taucht sie tief in die Wellen des Pontus hinab und schiebt diese Spitze, welche sich der Halbinsel von Sinope gegenüber legt, und fast die Mitte der Breite und Länge genau einhaltend wie das Züngelchen in der Wagschale, den Pontus in zwei fast gleiche Hälften theilend, dominirend vor. Mit dem östlichen Arme und Zipfel ragt sie, das Asow'sche Meer abschließend und mit der ihr entgegentretenden Halbinsel Taman oder Tmu-Tarakan das Thor der Mäotis bildend, zu den kaukasischen Landen hinüber. In dieser geographischen Situation und Gestaltung des Ländchens sind alle seine politischen und historischen Beziehungen gegeben. Das Steppenthor von Perekop, durch welches von jeher die neuen Steppenbevölkerungen in die Krim einzogen, — die Pforte des taurischen Bosphorus, von wo aus Herrschaft über die Mäotis und den Kaukasus zu allen Zeiten geübt wurde, — die vorderste Spitze von Cherson (Sewastopol), in der sich wie in einem Knoten alle Bewegungen des Pontus Euxinus verknüpften, — sind die Hauptpunkte der Krim. Der westliche Zipfel des Rhombus, die Halbinsel von Tjepatoria, ragte von jeher öde und bedeutungslos in die Wellen des Odeffa'schen Meerbusens hinein.

Innerhalb der Gränzen der Krim schloß sich das alte Reich der kymmerischen Könige, des Thoas und seiner ungenannten Nachfolger, ab. Ihnen in allen Beziehungen — in ihren Verhältnissen zur Steppe, in ihren Einflüssen, die sie auf die wilden Völker des ungasstlichen Kaukasus übten, in ihrer Herrschaft über den Pontus — folgten die bosporanischen Könige, die Erben des Mithridates. Die Herzöge von Gothien im Mittelalter, die Statthalter des Reiches der goldenen Pforte hatten dieselben Richtungen und Beziehungen, und als diese sich bei'm Zerfall des Mongolenreiches unabhängig machten, traten in allen Stücken die tatarischen Chane der Krim, die Thoas der Neuzeit, die Kindesfinder Dschingis-Chan's, in ihre Fußstapfen, zügelten und bewährigten von ihrer Residenz am Fuße der taurischen Gebirge aus die

Nomaden der Steppe, waren bei den Abchafen und Tscherkessen, bei denen sie wie die bosporanischen Könige ihre Söhne in die Schule schickten, und weit in den Kaukasus hinein, dessen Sympathie für die Krim noch in diesem Augenblicke lebendig ist, angesehen und geachtet.

An den Küsten der Krim gründeten in Vertrag und Freundschaft mit den Beherrschern des Landes die griechischen Milesier ihre blühenden Handelskolonien, Theodosia, Cherson, Pantikapäon u. s. w., und übten einen so entscheidenden Einfluß auf Handel, Verkehr, Politik und alle Angelegenheiten des Pontus und der Steppen, wie nach ihnen im Mittelalter nur noch die italienischen Genuesen ihn übten, die ganz und gar die Rolle der Milesier übernahmen und auf ähnliche Weise, wie diese von Konstantinopel aus den Römern, später von Stambul aus den Türken unterlagen. Auch noch in diesem Augenblicke sind die Griechen und Genuesen, wie wir bei Odessa zeigten, die Haupthandelsleute dieser Häfen, obgleich ihnen ihr politischer Einfluß völlig genommen, und Alles, was sie in dieser Beziehung thaten und gründeten, vom Saturnus wieder verschlungen worden ist.

Alle Cultur, welche die Milesier und dann die Genueser hier pflanzten, wurde später von den barbarischen großen Reichen, denen die kleine Krim mit Allem, was an ihr hing, zu Zeiten trotz ihres angeborenen Strebens zu selbstständiger Unabhängigkeit anheimfiel, von dem großen Gothenreiche Hermannarich's, von dem weiten Reiche der Chazaren, von dem Riesenstaate der Mongolen und Tataren wieder vernichtet, und zum letzten Male litt hier Bildung und Cultur Schiffbruch durch die Türken, die mit einer Flotte von 400 Segeln den letzten mächtigen Koloniestaat der Genueser an der taurischen Küste ausrotteten.

Dauerndes Heil und vollkommene Genesung von dem Steppensiechthume konnte diesen Ländern nur aus dem Innern kommen, aus dem Herzen der gewaltigen nach Norden vorliegenden Ländermasse selbst. Erst nachdem die moskowitzischen Kerngebiete den Samen des Christenthums von jenseits des schwarzen Meeres her aus der chersonitischen Wiege, in welcher er niedergelegt worden war \*), empfangen hatten, und noch mehr, nachdem von der anderen Meeresseite, von der Ostsee her Civilisation, festes Gesetz und Staatsorganisation durch den Hercules Osteuropas dauernd und unveränderlich in den großen Steppengebieten Rußlands begründet worden war, erst nachdem das civilisirte Rußland, nach Lust schöpfend, bis an die Gestade des Pontus vorgedrungen war,

\*) Der russische Großfürst Bladimir empfing, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit fanden, das Christenthum in der taurischen Stadt Cherson.

konnten diese Landschaften dahin gelangen, ihre Stellung in dem Kranze der europäischen Länder, die ihnen die Natur angewiesen zu haben scheint, so sicher und fest einzunehmen, daß eine abermalige Umwälzung nun fast unmöglich scheint.

Rußland nahm die ganze Erbschaft der Chazaren und der Petschenegen, der Skythen und Kimmerier für sich. Das ganze Besizthum der Herzöge von Gothien und der mit ihnen so lange Jahrhunderte um einige Quadratwerste Landes in den taurischen Bergthälern habenden Republik von Cherson, die Städte und Gebiete der stolzen und wunderlich benannten bosporanischen Könige, die unzähligen kleinen Kosacken=Staaten und Hetmanschaften in den Mündungsgebieten des Dniestr, Dniepr, der Donau, des Don und der Wolga fielen mit in die ganze große sich ballende Masse, und die Tausende von Quadratmeilen, über welche der stolze Chan der goldenen Horde schaltete, gingen in der russischen Rechnung drauf. Was die Könige von Dacien in den Steppen besaßen, was die polnische Schlächta ihr Eigenthum nannte, was die Kosscheweise der türkischen Paschas beschatteten, mit sammt den Weideplätzen der Nogaisen, Alles, was man in den Ebenen tscherkessisch nannte, mit sammt dem Fürstenthume Tmutarakan und anderweitigen Herrschaften fiel, als den Russen vom Schicksale zugewiesene Loose, in den gewaltigen Topf des großen Kaiserreichs.

Rußland nahm hier seit einem Jahrhunderte regelmäßig fast alle 20 Jahre eine Partie Länder zu sich. Vor 100 Jahren ergriff es das Sandjak Asow mit den Gebieten, welche dem Don anliegen, — vor etwa 80 Jahren wurde Neurußland russisch organisirt und Vieles, was zum Dnieprgebiete gehört, — vor 60 Jahren die Krim und die nogaische Steppe. Das Stück zwischen Bug und Dniestr oder Jedigei vor 49 Jahren, — das Stück zwischen Dniestr und Pruth, Budjak und Befarabien vor 28 Jahren.

Rußland brachte die bisher seit dem Beginne der Geschichte so verrufenen Steppen binnen 60 Jahren zu Ehren und gründete da, wo sonst nur Verbannte trauerten, viele heimische Wohnplätze für fröhlichen Gewinn erntende Menschen.

Rußland verließ diesen, so lange die Welt stand, von kriegerischem Rosseshufe zertretenen Ländern bei seinem merkwürdigen Aufgange im achtzehnten Jahrhundert endlich dauernden Land= und Reichsfrieden und beschwichtigte dieß tumultuarisch=chaotische Treiben eines ewig raubenden und plündernden Krieges.

Nur der wilden Göttin der Jagd waren in dem alten Taurien Tempel

gebaut. Die Ceres hatte hier keine Mysterien, und der besänftigende Bacchus war in diesem alten Skythenlande auf seinem Zuge durch die Welt sehr unfreundlich aufgenommen worden. Rußland erst setzte diese freundlichen Götter hier in ihre Rechte ein. Was Ovid von der Steppe singt:

„Tu neque messorum corpora nuda vides,  
„Nec tibi pampineas autumnus porrigit uvas,“

blieb im ganzen Alterthume, während des vollen langen Mittelalters und auch während der drei Jahrhunderte der Neuzeit eine vollgültige Wahrheit. Erst seit dem Ende des achtzehnten Säculums hat Rußland den Ovidischen Klagen ihre Geltung genommen. Es schwingt jetzt mancher Schnitter in den Steppen, und „Donskoi“ und „Krimskoi“ (sc. vino), don'scher Champagner und krim'scher Weißwein werden in der ganzen Steppe getrunken und sind in kurzer Zeit schon jetzt nicht mehr zu verachtende Nebenbuhler des Renskoi (Rheinweins) und des ächten „Schampanskoi“ geworden.

Die nomadisirenden Horden sind nun ganz aus diesen Gegenden vertrieben, mit einziger Ausnahme der völlig unbedeutenden Ueberreste der Zigeuner, deren zähes Nomadenthum selbst in den civilisirtesten Ländern Europas nicht bewältigt werden konnte, und dann allerdings auch mit Ausnahme der nomadischen Elemente, die dem Wesen aller Geschäfte der Steppen, selbst des Ackerbaus, beigemischt sind, und auf die wir schon oben häufig hinzudeuten Gelegenheit nahmen. Die Türken sind hier bis auf die letzte Spur vertilgt. Sie gingen gar nicht in die Bevölkerung des Landes über, lagen vielmehr blos, die Steppen überwachend, in den Festungen an den Flüssen und Küsten. Die wilden nogaischen Tataren sind bis auf geringe Reste in der nogaischen Steppe und in der Krim, in welcher letzteren sie allerdings noch die an Zahl hauptsächlichsten Bewohner ausmachen, ebenfalls verschwunden. Theils wurden sie in den Kriegen mit Rußland aufgerieben, theils gingen sie bei dem mit Rußlands Herrschaft beginnenden Civilisationsgeschäfte verloren, wanderten zu ihren weiter östlich nomadisirenden Brüdern nach Kleinasien u. s. w. aus. Die Reste dieser einst so gefürchteten Nomaden wurden am asow'schen Meere zu fleißigen Ackerleuten, in der Krim zu einem liebenswürdigen Gartenbau, Wein- und Obstzucht betreibenden Völkchen umgebildet. Kleincrussen, Kosacken, Deutsche, Juden, Bulgaren und eine Menge nicht nomadisirender Völker überschwemmten das Land. Man spannte vor den Pflug, was man dazu zwingen konnte, sogar die Juden und Zigeuner \*). Die Armenier wurden mit ihrem Seidenwurme

\*) Es giebt mehre Ackerbau treibende Judenkolonien in den Steppen. Auch mit den Zigeunern versuchte man es. Doch ist mir kein Beispiel bekannt geworden,

herbeigerufen, die Deutschen mit ihrem Weberschiffchen und ihrem Grabscheite, Italiener und Franzosen zum Weinstock, und mit ihrer Hülfe ward die ganze Physiognomie des Landes verwandelt. Die Krim wurde der Obstgarten für Petersburg, die Thäler und Gehänge des Tschatir-Dagh der Weingarten für Moskau und das Paradies für die Naturgenuß und Villegiatura suchenden Großen des Reichs, die nogaische und utschäkower Wüstenei die Kornkammer für Italien und England. Eine Reihe von Städten: Kremenschug, Zekatherinoslaw, Bachmut, Kischeneu, Cherson, Nikolajew, Taganrog, Odeffa, Sewastopol, Simpheropol, Kertsch, Rostow u. s. w. wuchsen empor aus dem struppigen Grase der Steppen zu 20,000 bis 60,000 Einwohnern. Nur wenige darunter waren bloß neue Sproßlinge, auf alte Stämme gepropft, wie Bachmut, Kischeneu, Akerman, Kremenschug, — oder fertige Stecklinge und Reiser, nur auf einen anderen Boden verpflanzt, wie Nachitschewan, Neu-Tscherkask, — die meisten und wichtigsten entschieden Pflanzen, aus dem Samen erzogen, von Grund aus, vom ersten Anfange und Steine aus nagelneu erbaut, wie Odeffa, Nikolajew, Cherson, Sewastopol u. s. w., und dabei entwickelten sie sich in freier Natur mit einer Energie, wie sie sonst nur die Kunst in den Treibhäusern zu gewähren vermag. Mit Recht nannte man daher auch dieses der russischen Macht und der europäisch-russischen Cultur so rasch eröffnete Land Neurußland. Es ist der zweite gewaltige Flügel, der dem russischen Centralreiche anwuchs, und mit dem es eben so weit über den Pontus und nach dem griechischen Meere hinübergreift, wie mit seinem ersten Flügel im Norden in die baltischen und deutschen Gewässer.

Das Werk der Civilisirung, der Sieg über die nomadische Wildheit, der hier im Norden des Pontus den Russen bereits gelungen ist und täglich mehr und vollständiger gelingt, wird noch in diesem Augenblicke im Norden des Kaukasus, des kaspischen und aralischen Sees, in den Nachbarsteppen der Kalmücken und Kirgisen fortgesetzt. Auch in den pontischen Steppen selbst, wo das Werk beinahe vollendet ist, giebt es doch noch immer so viel nachzuhelfen und nachzupoliren, daß es daher hier gewiß der rechte Ort sein möchte, auf das Verfahren bei dieser Arbeit, die Rußland in den Steppen

---

daß mit ihnen eine feste Ansiedelung gelungen wäre. Man baute den Zigeunern hier und da ganze Dörfer, schenkte einem Jeden ein Haus und Land dabei, fand aber gewöhnlich einige Zeit nach der Installirung der Beschenkten Alles wieder leer und die das Gefängniß fester Wohnungen scheuenden Einwohner entflohen, und wo sie aus Furcht geblieben waren, da fand man sie meistens nicht in den neuen schönen Häusern, sondern in elenden Zelten haufen, die sie sich nach alter, gewohnter Weise in den ihnen angewiesenen Gehöften gebaut hatten. Kein Palaß wird so geliebt wie die elenden Zelte der Nomaden.

übernommen hat, einen Blick zu werfen, und so viel, als uns aus russischen Gesetzbüchern und aus eigener Anschauung darüber klar geworden und über die Principien, von welchen Rußland bei der Bekehrung und Civilisirung der Nomaden sich leiten läßt, zu unserer Kunde gelangt ist, zusammenzustellen.

Die russischen Fürsten hatten lange genug den Pantoffel des Groß-Chans der goldenen Horde zu Sarai an der Ahtuba geküßt und seine unheilvolle Peitsche schmerzhaft empfunden, um endlich zu erkennen, daß sie dieser Barbaren nur Herr werden könnten, wenn sie sich mit der ganzen Macht der Civilisation ihnen entgegenwürfen. Lange genug hatte Moskau vor den Tataren, die es ein um das andere Jahrgehend ein Mal in Flammen aufgehen ließen, gezittert, um endlich zu sehen, daß man hier nur Ruhe stiften könne, wenn man den Zustand dieser Nomaden von Grund aus veränderte, und während Rußland daher in den deutschen Provinzen, in Finnland, Liefland u. s. w., seine neuen Unterthanen im Respecte vor höherer Cultur bei ihrer alten Weise beließ, strebte es auf alle Weise, die flüchtigen, wandelbaren Volkselemente, die ihm in dem Süden seines Reiches zufielen, an den Boden zu fesseln, diese Ströme und Wildbäche der Nomaden in den Canälen und Teichen der Cultur zu sammeln und so der Stagnirenden Herr zu werden. Die russischen Gesetzbücher sind daher natürlich voll von Ukasen, Reglements und Vorschriften, wie man in Krieg und Frieden bei der Civilisirung, Bekehrung und Ansiedelung der „Katschujuschtschije \*) Narodi“ (der nomadisirenden Völker) zu verfahren habe.

Da diese Nomaden alle mit Rußland in sehr verschiedener Beziehung stehen und selbst auch sehr verschiedene Cultur- und Religionszustände in sich entwickelt haben, so schreiben die russischen Codices natürlich ein verschiedenes Verfahren vor. Bei einigen wird Gewalt, bei anderen Ueberredung angewandt, — bei einigen wird die Bekehrung zum Christenthume zur Pflicht gemacht, bei anderen nicht, und die russischen Codices unterscheiden in dieser Hinsicht vor allen Dingen zwischen „Inorodsi“ und „Potdanni“, Nomaden, zwischen Mohamedanern und „Idolopoklonniki“ (Göddienern). Jedes den Russen vorkommende Volk wird dann in die eine oder andere Kategorie gestellt und nach gewissen Principien behandelt. Einige sind bereits, in die Gränzen des Landes gezogen, dem Reiche völlig unterthan und leisten dieselben Pflichten und Abgaben wie jeder russische Unterthan (potdannije), — einige sind der russischen Oberherrlichkeit nur halb und halb unterworfen, ohne doch

\*) Von „kotschewatj“, umherziehen, nomadisiren.

zu der allgemeinen Bevölkerung des Reichs gerechnet zu werden, Kolonisten, die eine eigene gesonderte Commune bilden mit besonderen Statuten. Dieß sind die „Inorodsi“. Zu ihnen gehören z. B. die Kirgisen, ein Theil der Turfomanen, Dsungaren u. A.

Viele der Nomaden des südlichen Rußlands sind entschiedene Mohamedaner, so z. B. die kasan'schen, astrachan'schen, taurischen und nogaischen Tataren. Viele sind entschiedene Christen, wie z. B. die Grusnier, Imerethier und Armenier. Andere sind eifrige Anhänger von Moses, wie die Karaiten. Den Glauben dieser Leute achtet natürlich die russische Regierung, welche drei Religionen, den Islam, das Judenthum und das Christenthum, und zwar in allen ihren Secten anerkennt und unangetastet läßt.

Viele jener Völker sind entschiedene Götzendiener, so die Kalmücken, Baschkiren u. s. w. Gegen diese gestattet, empfiehlt und befördert die russische Regierung natürlich Bekehrung, und zwar ausschließlich nur zu der rechtgläubigen griechisch-russischen Kirche, jedoch ohne Anwendung von Zwang. Endlich giebt es viele Völker in diesen Gegenden, von denen sich kaum unterscheiden läßt, ob sie Christen, Mohamedaner oder Heiden sind. Einige, wie z. B. die Kirgisen, haben von den Mohamedanern manche Glaubenssätze und manche religiösen Sitten und Gewohnheiten angenommen. Andere nehmen vor christlichen Kirchen den Hut ab, opfern zugleich dabei aber auch den Berg- und Waldgeistern und haben keine Spur von Priesterstand bei sich entwickelt. Wieder andere waren abwechselnd Heiden, Mohamedaner und Christen, und es entstand daraus unter ihnen bei eigentlich völlig heidnischer Basis und Gesinnung ein solches Gemisch christlich-mohamedanisch-heidnischer Gebräuche, daß sich keine entschiedene Färbung mehr erkennen läßt, und daß die russische Regierung daher bei allen solchen Völkern, indem sie sie ebenfalls in die Klasse der „Idolopoklonniki“ setzt, Bekehrung anordnet. Es werden zu diesem Zweck allen obrigkeitlichen, in die Steppe gesandten Personen und Missionen Priester beigeordnet, die instruiert werden, die Heiden durch Ueberredung zu bekehren. Bei jedem Sitze irgend einer Behörde wird vor allen Dingen so gleich eine Kirche gebaut. Wo sich irgendwo in einem Bezirke eine gewisse Anzahl (gewöhnlich müssen es tausend sein) Neubekyrter zu einer Gemeinde vereinigen will, da können sie von dem Gouvernement eine Summe Geldes zum Bau einer Kirche verlangen. Mitunter werden auch Kleider, Geld und andere Belohnungen ausgedoten für Solche, welche freiwillig kommen, sich taufen zu lassen. Die Priester an allen diesen Kirchen sollen Schulen errichten, in die jedes Kind eines Kirgisen, Kalmücken, oder welches Volk es nun eben ist, unentgeltlich aufgenommen und im Lesen, Schreiben, Rechnen

und dann auch im russischen Catechismus unterrichtet wird. Viele Bewohner der Steppe sucht man zu überreden, ihre Kinder in's Innere des Reichs in die Schulen zu schicken, wo sie belehrt und gebildet werden, um dann nachher zu ihren Aeltern als gute Griechen-Russen zurückzukehren.

In der Religion gestattet die russische Regierung, wie gesagt, sowohl bei den Potdannije als bei den Inorodsi-Nomaden billiger Weise blos Ueberredung und gewährt Belohnung. Bei der Bekehrung zum Ackerbau aber ist es anders. Hier wird bei den Potdannije Zwang angewendet, während bei den Inorodsi natürlich nur Belohnung und Ueberredung gestattet werden kann. So wurden die taurischen und nogaischen Tataren, die gleich von Anfang ihrer Unterwerfung an als eigentliche innere Unterthanen betrachtet wurden, mit Gewalt zum Stillstehen gebracht. Es wurden ihnen Dörfer erbaut, Aecker abgetheilt und die Leute zum Ackern angewiesen. Es war hauptsächlich der letzte ausgezeichnete Kanzler Rußlands, der Fürst Kotschubey, der diese folgenreiche Maßregel in's Werk setzte und die völlige Ansiedelung der Tataren vollendete. Auch die deutschen Kolonisten halfen viel dabei, indem sie Tataren als Knechte in Dienst nahmen und sie bei'm Ackerbau verwendeten. In dem Reglement für die Kirgisen dagegen heißt es, man solle ihnen nur auf alle Weise das Vortheilhafte des Ackerbaues zeigen und diejenigen, die sich überreden lassen, bevorzugen und ihnen gewisse Vorthelle gewähren, von denen wir gleich unten sprechen werden.

Rußland ringt jetzt seit drei Jahrhunderten siegreich mit den Nomaden, und zwar kann man die Bedeutsamkeit seiner Erfolge datiren von den ersten Bündnissen der Saaren mit den Kosacken, namentlich von der Eroberung Sibiriens durch den Kosacken Jermak und von der Uebertragung dieses Landes an das russische Saarenthum, mehr aber noch von der Unterwerfung der Ukraine und Kleinrußlands unter den russischen Scepter (vor 200 Jahren) und noch mehr endlich von der völligen Incorporirung aller Kosackenstämme mit dem russischen Reichskörper. So lange die Kosacken noch einer gewissen Unabhängigkeit genossen oder gar, wie es oft geschah, mit den schlimmsten Feinden Rußlands, mit den Polen und Tataren, vereinigt waren, waren die Fortschritte Rußlands in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Rußland dieser in den Steppen-Vorländern lebenden Leute, dieser Mittelmenschen zwischen Nomaden und Ackerbauern, dieser Ackerbauer mit nomadischen Sitten, die eine eben so leichte und flüchtige Cavalerie aufzustellen vermögen wie die Tataren, dieser bewundernswürdigen Menschen, die eben so gewandt reiten, als sie schlau und klug Handel treiben, als treuergebener Diener sich versichert hatte, konnte es so weit in die Steppe vorschreiten. Der Kosack ist abgehärtet wie sein Pferd und macht mit diesem so weite Ritze wie die Kirgisen. Wo-

hin er kommt, und wo er als Gränzwächter aufgestellt wird, da macht er eine kleine Ansiedelung, kragt den Boden auf, säet Korn und sammelt Vieh und zahmes Geflügel um sich her. Handelslustig ist er eben so sehr als beute- lustig, und es ist ihm bis auf seine Waffen, die man ihm zu verkaufen verboten hat, Alles feil. Man hat sich darüber gestritten, woher diese Rußland jetzt einverleibte, bewaffnete, ackerbauende Kaufmanns=Soldateska ursprünglich stamme. Einige haben sie für Ueberbleibsel tatarischer Horden gehalten, die nachher russificirt worden seien. Andere haben sie für aus dem Inneren Rußlands an den Gränzen des Reichs zusammengelaufenes kriegerisches Gesindel, gleichsam den an die Gränzen hinausgestoßenen Abschäum und Auswurf der Nation, der dann später sich einigend eine eigene Masse formirt hätte, ausgegeben. Wahrscheinlich ist es, daß sie eine uralte, in Sprache, Sitten und Wesen eigenthümliche Volkspaltung der slavisch-russischen Nation darstellen, die aber freilich dann nachher durch Incorporirung von Tataren, Polen und vielen anderen Völkern, die sie in ihre Elemente aufnahmen, noch eigenthümlicher sich ausbildete. Gewiß aber ist es, daß sie in ihrem Wesen, wie es uns jetzt ausgebildet und fertig vor Augen liegt, eben so wie die von ihnen bewohnten Länder, eine Uebergangsstufe des inneren Moskowiens zu den südlichen Steppenlanden bilden und daher als Bindungsmittel zwischen beiden von unschätzbarem Werthe sind.

Die Hauptentwicklung der Kosacken als der vornehmsten leichten Truppengattung Rußlands datirt aus dem Befreiungskampfe, den Rußland mit den Tataren führte und der bald ein Eroberungskrieg wurde. Gleich von Anfang herein umzäunte Rußland das Gewächs seiner jungen Freiheit mit solchen Kosackentlinien, wie es deren noch jetzt gegen die an noch unerobernten Völker Asiens anordnet. Diese Linien gingen anfangs von der Wolga zum Don und vom Don zum Dniepr in dem damaligen russischen Gränzlande der Ukraine. Es wurden hier Dämme aufgeworfen, an verschiedenen Puncten derselben Holz= und Erdfestungen errichtet, Kosacken=Volks hier und da stationirt und angesiedelt, mit denen von diesen Linien aus ein beständiger Vertheidigungs= und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten ward. Nachdem allmählig Kasan und Astrachan gefallen waren, und Rußland überall gegen die Steppen erstarkte und weiter in sie hinausdrang, wurden diese alten Kosackentlinien verlassen und zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich vorge-schoben. Die Lager oder Festungen der kosackischen Hetmans und Regimenter, in welche dem schützenden Krieger friedliche Bürger nachgefolgt waren, verwandelten sich in Städte \*). Noch jetzt sieht man hier und da in der Ukraine

\*) Es sind die Städte Charkoff, Pultawa, Zsum, Bachmut, Saratow u. s. w.

und den längst beruhigten Steppen des Pontus Rudera dieser alten Kosacken-Gränzwälle. In diesem Augenblicke sind der Kaukasus und die Kirgisensteppes mit eben solchen Linien, mit solchen Gränzwällen der Civilisation, solchen Wachtposten der europäischen Cultur umgarnt. Am Kuban und Terek, dann am Ural und weiterhin im Quellengebiete des Tobol und Ischim ziehen sich solche Linien hin, ähnlich der großen chinesischen Mauer, mit der die barbarische Steppe am entgegengesetzten Extreme von dem östlichen Culturreiche, dem Reiche der Mitte, das eine so merkwürdige Parallele mit Rußland bildet, eingezäunt ist und mit welcher die Cultur sich gegen sie abgeschlossen hat.

Ein Gemälde des merkwürdigen Treibens und Lebens an diesen langen Gränzwällen, wo die Kosacken beständig wachsam auf- und abjagen im Dienste der europäischen Bildung, wo sie mit unzähligen wilden Stämmen beständig ringen und streiten, zugleich aber auch streitend mit ihnen sich verbrüdern, indem sie denselben Leuten, um sie zu unterjochen, heute eine blutige Schlacht liefern, denen sie morgen, um sie wieder auf andere Weise für sich zu gewinnen, ein splendides Festin geben, wo die tscherkessischen Schönen von den Kosacken geraubt werden, wo weiterhin die Khirwinzen und Kirgisens ihrerseits die russischen Weiber und Männer rauben, wo noch weiter nach Osten die Abgeordneten des himmlischen Reichs mit denen des Zaaren zusammenkommen und sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden ihrer tausend Meilen entfernt thronenden Kaiser erkundigen \*), würde, wenn uns dieß Alles hier nicht zu weit führte, ein nicht uninteressanter Beitrag zur Charakteristik des Lebens in den Steppen sein.

Diese „Lineiski Kasaki“, so nennen die Russen sie oder auch blos „Lineiski“ (Linientruppen), lernen in beständigem bald friedlichem, bald kriegerischem Verkehre mit den Völkern, denen sie gegenübergestellt sind, diesen Vieles ab und nehmen sogar viele Elemente von den Völkern, die sie bekämpfen sollen, unter sich auf, — am Kuban und Terek sind sie halbe Tscherkessen und kleiden sich auch Tscherkessisch, — am Ural sind sie halbe Kirgisens, — und so bieten sie sich denn, da sie ihren treuen gehorsamen Sinn gegen den Zaar bewahren, als das beste Mittel, diese Völker in Zaum zu halten, dar. Das Räthsel des Zusammenhaltens so ungeheurer Wüsteneien, wie sie in dem russischen Reiche vereinigt sind, und der ganzen Bewegung einer so gigantischen, dem Drucke eines einzigen Willens gehorchenden Maschine, wie es der russische Staat ist, findet seine Auflösung hauptsächlich in dem Charakter der Kosacken, der in dieser Hinsicht noch lange nicht genug studirt ist. Nur

\*) Diese Zusammenkünfte und Besprechungen chinesischer und russischer Gränz-Commissare finden jährlich an mehren Puncten statt.

solche flüchtige Truppen, die eben so rasch von Gebirge zu Gebirge, von Strom zu Strom eilen, wie unsere Soldaten von Bach zu Bach, von Stadt zu Stadt, konnten jene Länder erobern, und nur sie können sie in Zaum halten. Nur mit solchen berittenen und bewaffneten Kaufleuten, die mit ihren Pelz- und Tuchwaaren, an die Pferde gebunden, als leidenschaftliche Promuschlenniki \*) von einem Volke zum anderen jagen, konnten commercielle Verbindungen mit den Jakuten, den Tschuktischen und anderen unter Eis, Tundrenmoos oder Steppengras vergrabenen Nationen angeknüpft werden. Nur solche rauhe, abgehärtete Diener der Cultur, die eben so willig zum Pfluge greifen, als sie, ihn verlassend, wieder die Pike nehmen, konnten als Diener des Mercur, der Minerva und des Mars zu gleicher Zeit hier der Civilisation, dem Verkehre und dem Kriege nützlich werden. Nur durch sie konnte es Rußland gelingen, die Nogaika Attila's und Dschingis-Chans, unter deren Schlägen Europa so lange erseufzte, zu wenden und sie gegen Asien selber zurückzudirigiren.

Das Erste, was die Russen bei einem neu sich darbietenden Nomadenvolke thaten und noch thun, ist, daß sie ihm gewisse Gränzen stecken, innerhalb deren es allein nomadisiren soll, und die es nicht überschreiten darf. Es werden ihnen zuweilen gewisse Weideplätze für den Sommer, andere für den Winter angewiesen, und auf diese Weise wird dann die wilde nomadische Bewegung einigermaßen geregelt und in bestimmte Kanäle geleitet, was dann der erste Schritt zu ihrer Sessirung ist.

Alsdann werden die inneren Zwistigkeiten, die unter den Nomaden zu Zeiten ausbrechen, benutzt, um einzelne Partien ganz in's Innere des Reichs zu führen. Man bietet der schwächeren Partei russischen Schutz an. Die Uebergegangenen werden dann als Potdannije betrachtet, und man weist ihnen irgendwo feste Wohnsitze an. So haben wir denn auf diese Weise eine „innere Kirgisenhorde“ und eben so eine Abtheilung von Kalmücken, die in Dörfern an der Wolga wohnen. Weiterhin sucht man einzelne Mitglieder der zu civilisirenden Nation ganz in das Innere des Reichs zu führen, um sie entweder gewissermaßen als Geißeln zurückzuhalten, oder ihnen dort Zucht und Ordnung zu lehren und sie dann geschult und civilisirt zu ihren Steppenbrüdern zurückzuschicken. So haben wir, wie es in Wien eine ungarische und eine italienische adelige Hofgarde giebt, auch in Petersburg eine Garde-Abtheilung der Tataren, eine andere der Tscherkessen u. s. w. Eben so sucht Rußland den Steppenvölkern Geschmack für unser europäisches Titelwesen einzulößen und

\*) So nennt man in Rußland die auf Handels- und Kriegsexpeditionen in Sibirien ausgehenden Kosacken.

ihr Auge mit den blauen, grünen und rothen Bändern der Orden zu bethören. Sultane der Kirgisen oder Tataren, die sich durch Treue und Eifer auszeichneten, bekommen Rang und Ordenskreuze, und so sieht man denn oft ganz sonderbare Hof- oder Staatsrätthe, wie man sie bei uns nie erblickt, mit brauner Tataren-Physiognomie und fein geschlitzten Mongolen-Augen und Ordenssterne, die bei uns nur in prächtigen Salons leuchten, brilliren hier zuweilen in zottigen Nomaden-Zelten.

Die russisch-kosackischen Behörden, welche in die Steppen der Nomadenstämme, die sich mit Rußland befreundeten, gesandt werden, ziehen natürlich nicht mit den Hirten nomadisch umher, sondern wählen sich feste Plätze, an denen sie sich mit ordentlichen Häusern anbauen, mit einem Behördenhause, einer Kirche, einer Kaserne für die Kosacken, einem Hospitale, einer Schule u. s. w. Mit solchen kleinen festen Ansiedelungen ist auch schon die Kirgisensteppes vielfach durchspickt. An sie knüpfen sich allmählig die vielen sichtbaren und unsichtbaren Fäden des Netzes, mit dem das Ganze überzogen und zu Festigkeit gebracht wird, und aus jenen Colonie-Embryonen formiren sich allmählig die neuen Städte des Landes.

Diesen Niederlassungen der Steppenbehörden werden große Ländereien zur Bebauung angewiesen, indem ihnen dieser Ertrag der Ländereien dabei überlassen wird. Die Regierung mißt hier nach einem nicht wenig großartigen Maßstabe zu. So bekommt jedes ordentliche Mitglied eines „Okrušnoi prikas“ (Kreisbehörde) eine Quadratverste zugewiesen. Der Präsident erhält das Doppelte. Jedem Nomaden, der Ackerbau treiben oder sonst irgend ein bleibendes Etablissement, es sei, welcher Art es wolle, eine Mühle, Fabrik, Garten, Wald, Schmiede u. s. w., begründen will, erhält dazu 15 Desjatinen Landes, und erst, wenn er nach 5 Jahren nichts dergleichen begründete, wird ihm das Land wieder entzogen. Doppelte und dreifache Portionen erhalten die Sultane und Vornehmen des Volks. Die Kosacken sind überall angewiesen, in Bienenzucht, Garten-, Acker- und Weinbau u. s. w. den Nomaden mit einem guten Beispiele voranzugehen. Sie sollen ihnen mit Rath und That beistehen und insbesondere ihnen auch das Umzäunen der Felder und Acker lehren. Die Säume und Befriedigungen mehren sich daher auch zusehends in den Steppen, und wenn nur erst Alles eingefriedet ist, so wird bald Ruhe und Frieden hier herrschen. Jeder Nomade, der irgend ein Etablissement, das sich besonders auszeichnet, z. B. einen nicht unbedeutenden Wald, eine große Bienenzucht, eine thätige Fabrik u. s. w., begründet hat, soll auch noch außerdem auf besondere Belohnung und Auszeichnung Anspruch machen können. Jedem in die Steppe abgeordneten Trupp soll eine Schmiede beige-

geben werden, um die Bearbeitung des Eisens, die zum Werke der Cultur unentbehrlich ist, so viel als möglich zu verbreiten.

Dieselben liberalen und großmüthigen Grundsätze, die Rußland, um die noch flüssigen und wandelnden Steppenvölker zu denomadisiren, in den Ländern der Kirgisen, Kalmücken u. s. w. befolgt, läßt es auch in denjenigen Steppen walten, die bereits denomadisirt wurden, doch aber noch so viele unbebaute Flächen darbieten, daß ein eifrigerer und ausgebreiteterer Anbau höchst wünschenswerth ist, wie z. B. namentlich in unseren pontischen Steppenländereien. Die russische Regierung bringt hier, das Salz- und Branntwein-Monopol ausgenommen, keine Regalien, deren sie sich überhaupt wenigere zugesprochen hat als unsere Kronen, in Anwendung. Was Jemand auf, in, unter oder über seinem Grund und Boden findet, das gehört unbestritten ihm, dem Eigenthümer. Die Steinkohlen, das Gold, Silber, die Edelsteine, die er etwa finden sollte \*), kann er ganz und gar zu seinem Nutzen ausbeuten. Hat er dergleichen Dinge gefunden, und besitzt er nicht Capital genug zur Betreibung der nöthigen Bergwerke u. s. w., so macht ihm das Gouvernement einen Vorschuß, oder kauft ihm auch wohl das Ganze nach vorläufiger Taxation ab. Zuweilen werden große Ländereien, mehre Quadratverste, ja ganze Quadratmeilen, an Männer, die als industriös empfohlen wurden, verliehen, mit der Verheißung der Zusprechung des Eigenthums, wenn man binnen 10 oder 15 Jahren sie urbar gemacht, oder so und so viele Bäume, eine gewisse Anzahl von Merinoschafen oder Bienenkörben oder Weinreben oder sonst dergleichen darauf erzielt habe. Auch Denen, welche schon Land besizen, werden Belohnungen zugesprochen, wenn sie auf ihrem eigenen Grund und Boden eine gewisse Portion von Waldung oder eine feine Merinoherde u. s. w. stifteten, oder so und so viel Weinreben pflanzten, so und so viel Pfund Seide spannen. Wenn sich Jemand, wie es zuweilen geschieht, bei der Bebauung und Bepflanzung eines Stückes Land ruinirte, so springt ihm die Regierung hülfreich mit einem Vorschusse zur Seite, oder kauft ihm auch wohl das Ganze ab.

Solche nichts weniger als engherzige Principien der Regierung könnten nun sehr wohlthätig auf Cultivirung der Steppen einwirken, und zum Theil thun sie es allerdings auch. Der volle Effect jenes Systems wird aber dadurch bedeutend geschwächt und gehindert, daß sich in Folge dessen eine unglückselige Speculationswuth der Steppenmenschen bemächtigt hat. Alles will nun Land besizen und durch dessen Bebauung sich die Prämien und die Gunst der Re-

\*) In den dem Ural anliegenden Flächen sind bekanntlich viel dergleichen Schätze aufgestapelt.

gierung erwerben. Sie bauen nun nicht um der Cultur und des Fortschritts willen, sondern der Regierung und der zu hoffenden Belohnung wegen. Wer etwas Geld in Händen hat, der kauft sich dafür ein kleines Steppenherzogthum zu billigen Preisen, fängt an, dasselbe zu bebauen, lockt von allen Seiten Arbeiter und Volk heran, deutsche Kolonisten, Gärtner, Tataren, Russen, Bulgaren, Moldauer u. s. w., pflanzt Bäume, erzielt Schafe, treibt Seiden-, Bienen- und Pferdezuucht, begründet Wein- und Obstbau. Vor allen Dingen aber sucht er, wenn es irgend möglich ist, einige nomadisirende Tataren oder Kalmücken zu überreden, auf seinem Gute Posto zu fassen. Hat er das so ein paar Jahre getrieben, so bläst er dann in die Trompete und macht der Regierung eine Unterlegung: „Mit Aufopferung meines ganzen Vermögens und aller meiner Kräfte brachte ich im Namen des Fortschritts und der europäischen Civilisation so und so viele Nomaden zum Festsetzen, so und so viele Bäume zum Stehen, so viele feinvollige Schafe zum Blöcken, so viele Morgen Land zum Brodtragen“. Es wird eine Commission niedergesetzt, die sich auf das Gut begiebt, um die Wahrheit dieser Angaben zu prüfen. Bei diesen Prüfungen fallen zuweilen die drolligsten Täuschungen vor. Man kauft Bäume oder Weinstöcke auf und pflanzt sie blos für den Tag des Examens zwischen den wirklich grünenden. Man leihet von den Nachbarn Bienenstöcke zusammen und läßt sie als die eigenen die Revue passiren. Die Schafe, welche vor den Augen der Commission vorn zum Stalle hinausgelassen werden, spazieren hinten wieder hinein, um noch ein Mal mitgezählt zu werden, und auf diese Weise bringt man alsdann ungeheuere zahlreiche Herden zu Stande. Die Commission, die man mit dem luxuriösesten Tractamente hoch aufnahm, findet Alles vortrefflich, erhebt ein Wundergeschrei über das Außerordentliche, was der verdienstvolle Mann in so kurzer Zeit leistete, und die Regierung kauft je nach Umständen dem Entrepreneur das Ganze zu einem guten Preise, der oft das Vier-, Fünf-, Sechsfache des Ankaufspreises beträgt, ab, oder schenkt ihm neues Land dazu, oder macht ihm eine Belohnung in Gelde, theilt Aemter, Verdienstordenskreuze aus u. s. w.

Trotz dieser allerdings häufigen und unvermeidlichen Mißbräuche kann man die Thätigkeit, die Erfolge und Fortschritte der russischen Regierung in den Steppen nicht genugsam bewundern \*). Sie leistete hier in kurzer Zeit Aehnliches, wie die preussische Regierung in der Sandwüste von Brandenburg, und mehr als Hannover in der Lüneburger Heide und den Mooren des Herzogthums Bremen.

\*) Insofern bei Dem, was wir aus egoistischen Gründen thun, von Bewunderung die Rede sein kann.

Vor 140 Jahren hatte das schwarze Meer außer den Boten der Kosacken noch kein russisches Kriegssegel gesehen. Die ersten russischen Kriegsschiffe ließ Peter der Große von Woronesch aus den Don hinabschiffen. Jetzt dagegen beherrscht eine imposante russische Flotte mit siegreicher Flagge den ganzen Pontus, und der russische Pavillon ist der allein respectirte in diesen Gewässern. Vor 70 Jahren besaßen die Russen noch keinen einzigen Punct an der Küste des Pontus. Jetzt haben sie hier — das asow'sche Meer nicht einmal eingerechnet — 250 Meilen Küste gewonnen. Zieht man von den Mündungen der Donau bis zu denen des Phasis eine gerade Linie, so theilt diese Linie den Pontus gerade in zwei Hälften. Die eine Hälfte ist jetzt ganz russisch, die andere gehorcht noch kaum den türkischen Paschas. Freilich besitzt Rußland einstweilen nur noch die rauhesten Provinzen des Pontus. Doch macht es schon jetzt mit diesen minder werthvollen mehr als die Türken mit ihren herrlichen Ländern. Jene trefflichsten Anlande des Pontus bleiben den Russen noch zu nehmen und werden für sie eine leichtere Beute sein als Taurien und Kaukasus. Die Russen werden ihren Periplus um das Eirund des schwarzen Meeres vollenden und Das, was sie schon halb das Ihre nennen, ganz ergreifen.

In den Steppen gährt, treibt und gestaltet es sich still, aber gewaltig. Die Seidenwürmer spinnen, die Bäume erheben ihr Haupt, das Getreide wächst und greift um sich. Alles drängt und ringt nach Luft und Licht. Das einzige Fenster, wodurch diesen Gegenden Beides zufällt, ist der Bosporus von Konstantinopel. Die Steppen können es nicht wünschen, daß ein Anderer, wenn es ihm einfällt, ihnen dieses Fenster verschliese. Sie müssen darnach streben, selber den Schlüssel zu dieser Thür, durch welche ihnen ihr Reichthum, ihre Lebensluft, alle ihre Nahrung zuströmt, in die Tasche zu bekommen. Von jeher waren diese Gegenden dem Bosporus in politischer Beziehung eng verbunden und ihm entweder unterthan oder gaben ihm die Herrscher, und dieß wird so lange so bleiben, als die geographischen Gestaltungen der Länder und Meere dieselben bleiben. Gegen diese still, aber unüberstehlich wirkenden geographischen Verhältnisse, gegen diesen Naturdrang der Bevölkerung ist die friedliche Politik der russischen Kaiser für nichts zu rechnen. Selbst die unumschränktesten Autokraten werden auf dem Ströme der Ereignisse mit fortgerissen, und ihr Wille hält nur schwachen Stand gegen die Bestimmung des Schicksals.

Odessa, Taganrog, Kertsch und Ismail bestehen nur erst seit wenigen Jahrzehenden, und schon scheint ganz Europa theils auf angenehme, theils auf schmerzliche Weise ihr Dasein zu spüren. Tausend starke Fäden haben

sich schon von den Dniepr-, Donau- und Don-Mündungen aus nach Griechenland, das seine Früchte und Weine nach Rußland sendet, — nach Italien, zu dessen Mühlen und Backöfen die Weizenkörner der Steppen rollen, — nach England, das Talg und Häute der Pontica tellus erhält, — durch den Bosphorus, das mittelländische und atlantische Meer hingespinnen. Griechenland, Sardinien, Neapel, Oesterreich, England und die Türkei schlossen Handelsverträge mit Rußland in Bezug auf die Steppenhäfen. Die ganzen Handelsverhältnisse Ungarns, Galiziens und der Bukowina haben sich mit Eröffnung der Donau- und Dniepr-Mündungen und mit dem, wie ein plötzliches Phänomen auftauchenden Dnessa und der Ausbildung seines Handelsgebietes umgestaltet, und Königsberg, Danzig und Riga klagen bereits über die Steppenkaufleute, daß sie ihnen den Markt verderben.

Und doch ist das Werk hier nur erst begonnen. Es wird nur durch den Besitz desjenigen Punctes, in dem alle Beziehungen der Steppen sich concentriren, durch den Besitz Konstantinopels gekrönt werden. Ein Kriegszug nach Konstantinopel ist wohl ohne Zweifel der populärste in ganz Rußland. Die Dnessa'schen Kaufleute wünschen ihn, weil dann das ewige Plänkeln und Kreuzen der englischen und französischen Flotten vor dem Bosphorus aufhören würde, sie mit der Abschneidung ihrer Reichthumsquellen zu bedrohen. Die Armee sehnt sich schon lange nach Konstantinopel und würde sich wohlgefallen an den zauberischen Ufern des Bosphorus. Die Kosacken waren von jeher gewohnt, zu Zeiten Raubzüge nach Stambul zu machen, und schon vor der mongolischen Zeit erschienen russische Flotten und russische Zaaren vor der Stadt. Die Priesterschaft und das ihnen anhängende Volk, das beständig von den alten vielgepriesenen Mutterkirchen, den „Wselenskije Saborui“, Zaregrads, Nikomediens und Nicäas träumt, würde einem Einrücken in Konstantinopel nur applaudiren.

Die Station der russisch-tschornomorskischen Flotte in Sewastopol ist vortrefflich. Wäre aber Konstantinopel gewonnen, so hätte sie dann hier eine eben so einzige Station gewonnen, wie die baltische, wenn sie Das gewonnen haben wird, wonach sie ringt, nach einer Stellung am Sund. Das östliche Mittelmeer würde dann so von Rußland bewacht und beherrscht werden können, wie England das westliche von Gibraltar aus überwacht. Die Steppen würden dann ihren Culminationspunct von Macht und Blüthe erlangen. Dann erst würde der Kaukasus völlig von aller Hoffnung und aller Hülfe, die ihm von England kommen könnte, abgeschnitten sein. Vielleicht liegt es im Rathe des Schicksals beschlossen, daß die Steppen noch einst unter russischen Flügeln durch diesen Zenith gehen, bevor sie alsdann

im nie rastenden Strome der Ereignisse zu anderen Umgestaltungen und Combinationen fortgeführt werden.

Einstweilen liegt noch ein Schleier über dieser nächsten Zukunft der Steppe. Doch scheint es gerade jetzt, wo so gewaltige Truppenmassen des Reichs sich dem Süden zudrängen, als seien alle Schauspieler bereits geschmückt, gekleidet und gerüstet. Des ganzen europäischen Publicums Augen sind nach den südlichen Steppen Rußlands gerichtet. Welche Scene werden wir erblicken, wenn hier endlich der Vorhang, an dem man schon vielfach lüftete, aufgezo- gen wird?

## Nachträgliches über die Karaiten.

---

Das semitische Wort „kara“ bedeutet so viel als „in der Schrift lesen.“ Davon ist das Wort „karai“ (Karait), so viel als „schriftgetreu,“ gebildet, von welchem Singular wiederum der Plural „karaim“ (Karaiten) lautet \*). Und so nennen sich die Juden, welche die im Talmud enthaltenen Zusätze zu den kanonischen Büchern und Schriften der mosaïschen Religion verwerfen und alle ihre religiösen und moralischen Lehrsätze und Vorschriften allein und ausschließlich aus dem Gesetze Moses schöpfen.

„Wir sind,“ sagte mir der gelehrte Rabbi Uffuff in der Synagoge von Dschuffut-Kalé, wo er mir und einigen anderen Reisenden die Aeußerlichkeiten ihres Gottesdienstes zeigte, „wir sind Dasselbe, was die Protestanten, die auch den Coder des kanonischen römischen Rechts nicht anerkennen, in der Christenheit, Dasselbe, was die Schiiten, die gegen die Sunna protestiren, unter den Mohamedanern, und unsere Geschichte bietet dieselbe Erscheinung, die sich am Ende in der Geschichte jeder Religion offenbart. Die ersten schönen und reinen Lehren des Religionsstifters umgeben und verderben Eigennuz, Herrschsucht und Deutelei mit einer Menge von Auslegungen und Zusätzen. Die Meisten folgen dem weiterschreitenden und revolutionirenden Ströme der Zeit. Nur wenige Feste, Treue und Redliche wagen es, im Namen des Religionsstifters das Banner zu erheben und gegen die Aenderung zu protestiren. Beide Parteien, die Protestirenden und die Kanonischen, gerathen mit einander in Kampf, und die gemeiniglich schwächere Partei der Ersteren hat dabei viele Verfolgungen von der anderen zu dulden, auf deren Seite sich in der Regel die Mächtigen und Gewalthaber befinden. — So einfach und natürlich unsere Geschichte auf diese Weise im Ganzen ist, so dunkel und unbestimmt ist sie doch in Bezug auf die einzelnen Daten und Jahreszahlen unserer Trennung und eigenthümlischen Entwicklung.“

---

\*) Die heilige Schrift der Mohamedaner, der „Koran,“ hat von derselben semitischen Wurzel ihren Namen.

In Europa ist Weniges und nichts Vollständiges über die Geschichte der Karäiten zur Publicität gekommen, und auch bei ihnen selber existirt noch keine Geschichte der Secte. Die Quellen, aus denen man eine solche schöpfen könnte, sind, wie ihre Väter einst selber, im Oriente zerstreut. Viele interessante alte Bücher befinden sich bei den karäitischen Familien in Odeffa, in der Krim und in Konstantinopel. Die Hauptsammlung aber ist in Jerusalem, wo in den Händen der dortigen Karäiten 17 große und kostbare Folianten historischer Schriften und Urkunden in arabischer Sprache vorhanden sind.

Manche setzen den Beginn der Lossagung der Karäiten von den übrigen Juden in das erste Jahrhundert vor Christi Geburt, wo auch schon die talmudischen Auslegungen und Schriften beginnen \*). Doch ist dabei wohl auf keinen Fall an den Beginn einer Ausbildung ihres jetzigen Zustandes und Namens zu denken, so wahrscheinlich und natürlich es auch übrigens ist, daß alsbald mit dem Auftreten talmudischer Zusätze sich auch Widersprüche und Protestationen geltend machten. Die Geschichte ihrer jetzigen Sitten und ihrer heutigen Verhältnisse beginnt ohne Zweifel erst mit Mohamed. An Mohamed schlossen sich die jüdischen Protestanten sogleich entschieden an, und dieser Anschluß, so wie das nachfolgende beständige Zusammenhalten der Karäiten mit den Mohamedanern, welches sich überall verfolgen läßt, drückte ihnen ihr ganzes jetziges Gepräge auf und gab ihnen nicht nur ihre Sprache, Gesichts- und Geistesbildung, sondern auch ihre Kleidung, Speise und Lebensweise.

Die älteste Schrift, welche die Karäiten besitzen, ist ein Privilegium, welches ihnen Mohamed selbst für die freie Ausübung ihres Glaubens verliehen haben soll. Wenn man alsdann die Jahreszahlen und die Druck- oder Schreiborte der späteren karäitischen Bücher verfolgt, so geht daraus deutlich hervor, daß die Verbreitung der Karäiten immer mit der der mohamedanischen Völker gleichen Schritt hielt. Mit diesen kamen sie nach Afrika und Kleinasien; sie begleiteten sie bis nach Spanien, waren mit ihnen zu Antiochia, Odeffa und Nicäa, setzten mit ihnen nach Europa über und hatten anfangs ihre Hauptkolonien in Adrianopel und dann in Konstantinopel, verzweigten sich aber auch unter türkischer Hoheit in mehren anderen Städten von Europa.

Eben so kamen nun auch die Karäiten mit der turko-tatarischen Herrschaft unter Batü-Chan nach der Krim. Das Auffallendste bei dieser Verbreitungsgeschichte der Karäiten ist, daß alle diese Kolonien in Asien und Afrika, die doch den Daten zufolge, nach denen man auf ihren Zustand

---

\*) Schon in der Mischnah, dem Grundtexte des Talmud, findet sich der Name „Karaïm“ als Bezeichnung einer streng an der Schrift haltenden Partei.

schließen kann, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte recht blühend gewesen sein müssen, in den meisten Städten dieser Erdtheile mit der Zeit wieder fast spurlos verschwunden sind. In den kleinasiatischen und syrischen Städten giebt es fast gar keine Karäiten mehr, eben so wenig in den Städten der afrikanischen Nordküste, mit Ausnahme Rahiras und der südlichen Provinzen Marokkos, in welchen letzteren besonders viele karäitische Gemeinden vorhanden sein müssen, da fast alle, selbst spätere krim'sche Manuscripte auf sie als auf einen Hauptsitz der Karäiten hinweisen. Dieses Verschwinden der karäitischen Kolonien aus so vielen asiatischen und afrikanischen Städten erklärt man sich auf folgende Weise. Die Mohamedaner brachten eine Partie ihrer fleißigen und ehrlichen karäitischen Freunde mit und siedelten sie in den von ihnen eroberten Städten an. In diesen fand sich nun aber gewöhnlich schon eine sehr starke Kolonie talmudischer Juden seit alten Zeiten ansässig vor, die sich nun in ihrer Existenz durch neu ankommende, abtrünnige und ihnen verhasste Brüder bedroht sahen und daher sogleich mit diesen einen Intriguen- und gelegentlich auch wohl einen Waffenkampf auf Leben und Tod begannen. In diesem Kampfe siegten nun fast überall die schlauen, gelehrten und unermüdblichen Talmudisten über die einfacheren und, als mit den Türken verschwistert, minder gewandten Karäiten, die mit der Zeit fast überall weichen mußten und deren Kolonien daher durchweg verkümmerten, ja meistens völlig verschwanden \*).

Nur im südlichen Theile des europäischen Rußlands erging es ihnen besser, und sie erhielten sich hier, vermuthlich weil keine Talmudisten am Hofe des Chans sie bekämpften. Batu-Chan soll nur vierzig karäitische Familien mitgebracht und hier auf einem Felsen in der Nähe des Standlagers (der Residenz) seines krim'schen Statthalters angesiedelt haben. Die Niederlassung, welche sie daselbst gründeten, nannten sie daher auch „Kürkiwli,“ d. h. „die vierzig Wirthschaften,“ welcher Name sich aber späterhin verlor, indem die Ansiedelung sich vergrößerte und zu einem Städtchen anwuchs, besonders als sich in jenem tatarischen Gouverneurs-Standlager die Hauptstadt eines eigenen unabhängigen Chans entwickelte. Die Tataren nannten diese Stadt „Dschuffut-Kalé,“ d. h. „Judenstadt,“ und dieser Name ist auch zu den Russen und in unsere geographischen Bücher übergegangen, wogegen die Karäiten, die nur die Talmudisten Dschuffut nennen, statt dessen blos

\*) Mehrere Schriften, die sich in den Händen des gelehrten Dr. St..., Directors der jüdischen Schule in Odessa, befinden, lassen keine andere Deutung zu, so z. B. ein Buch, auf dessen Titel zu lesen ist: „Geschrieben im Jahre der „Erschaffung der Welt so und so, in der armen, von den Talmudisten gedruckten „Gemeinde der Karäiten zu Warna.“

„Kale“ (Stadt) sagen. Von diesem Dschuffut-Kale aus, welches sie als ihre Metropole verehren, haben sich nun die Karäiten in allerneuester Zeit unter dem duldsamen Schutze des russischen Scepters wiederum auf eine höchst merkwürdige Weise fröhlich über viele südrussische Städte verbreitet.

Die jetzigen numerischen Verhältnisse ihrer Kolonien sind folgende: Die ganze Stärke des Völkchens mag sich etwa auf 4000 Seelen belaufen, von denen sich in der obengenannten in neuerer Zeit durch Auswanderung etwas geschwächten Metropole wohl kaum noch 1500 befinden. Nach Dschuffut-Kale hat Eupatoria oder Kosloff in der Krim die größte Kolonie, — über 800 Seelen, unter denen zugleich die wohlhabendsten Männer des Stammes sich befinden, namentlich der jetzige Kröfus der Karäiten, „Schima Bobowitsch,“ dessen Name weit und breit unter ihnen verehrt ist und der daher fast als das Haupt und der patriarchalische Vertreter des Stammes angesehen wird. Schima Bobowitsch ließ die türkischen Pferde aufkaufen, auf denen der Kaiser Nikolaus bei seinem letzten Besuche die Krim'schen Gebirge bereiste, auch ließ er für ihn kostbare Teppiche und Pferdegeschirre aus Konstantinopel und Smyrna kommen. Nach Eupatoria hat Ddessa die stärkste karaitische Kolonie mit 31 Familien und nahe an 200 Seelen. Zehn Familien wohnen in Theodosia, 25 Köpfe in Schitomir. Auch in Wilna und an anderen Orten Lithauens sollen einige sein, so wie ebenfalls in Nikolajew, Taganrog und Cherson. Außer Rußland befinden sich im südlichen Galizien zwei kleine Gemeinden, die sich des Schutzes der österreichischen Regierung erfreuen, in Konstantinopel 30 Familien, in Kahira über 200 Köpfe, in Jerusalem nur 4 Familien, in der Stadt Hit in Syrien aber wiederum 250 Seelen. Im Jahre 1837 waren zwei Karäiten nach London und zwei nach Petersburg gereist.

So viel von der Geschichte und Statistik dieses kleinen Völkchens, dessen Charakter und Sitten doch so eigenthümlich und ehrenwerth sind, daß die Karäiten überall, wo sie erscheinen, sich eines Namens erfreuen, dessen Ruf mit ihrer geringen Anzahl in gar keinem Verhältnisse steht. Ihr ganzes Aeußere sowohl als auch ihr ganzes Sein und Wesen ist eine Mischung aus Tatarischem und Jüdischem, und es ist aus dieser Mischung gegen die gewöhnliche Regel etwas ganz Angenehmes und Erfreuliches hervorgegangen. Mit türkischer Ruhe und Gesegtheit, die ihren Brüdern, den Talmudisten, mehr als irgend einem Volke abgeht, verbinden sie den jüdischen Handelsgeist, und während sie daher durchweg nur Kaufleute sind und sich überall in die Welt hinauswagen, versteigen sie sich doch mit ihren Plänen nie in schwindelnde Höhen, und es fehlt ihnen völlig jene maßlose Speculationswuth eines großen Theiles der talmudischen Juden. Vielmehr drückt sich in dem ganzen

Benehmen und Verhalten der Karäiten ein sittiges Mafshalten aus, das ihre Rede- und Handlungsweise immer in den Schranken des Anstandes erhält. Sie treiben ihren kleinen Handel mit orientalischen Manufactur-Waaren, Spezereien und Tabak ohne Geräusch, wie vor Alters ihre Väter. Sowohl auf der einen Seite der Schacher- und Trödel-, als auf der anderen der große Wechsel-, Papiergeld- und Edelstein-Handel der Talmudisten ist den Karäiten unbekannt. Sie gelangen daher, still ihr Krämergeschäft treibend, auf der einen Seite nicht zu der Stufe von Reichthum, Einfluß und Gelehrsamkeit, den hier und da Jene erreichen, auf der anderen Seite aber sind sie auch weit davon entfernt, zu solcher Armuth und solchem Elend herabzusinken, wie wir dieß namentlich bei den talmudischen Juden in Polen wahrnehmen. Wegen ihrer geringen äußeren Bedeutsamkeit werden sie meistens auch von den mit ihnen zusammenlebenden Talmudisten verachtet, von denen selbst der Unbedeutendste ihnen Mangel an Genialität und Geistesstärke vorwirft, indem er dabei auf die gelehrten Gesesausleger und die scharfsinnigen Philosophen seines Stammes hinweist. Dagegen antworten aber die Altgläubigen wieder: „Es fehlt uns gar nicht an sinnigem Verstande, und „in allen unseren kleinen Kolonien findet Ihr nicht einen einzigen Bettler „und nicht eine schmutzige Seele.“ Hierzu trägt allerdings auch der gegenseitige Credit bei, den bereitwillig ein Karäit dem anderen gewährt. Es betrachten sich die Karäiten als eine Familie, wo Einer immer unbedingt dem Anderen hilft. „In den ungeheueren Extremen, die sich in der talmudischen „Gemeinde offenbaren, von Steinreich und Bettelarm, von Kraßunwissend und „Uebergelehret,“ sagte mir ein Karäit, „zeigt sich die Unmäßigkeit und Leidenschaftlichkeit ihres Geistes, wogegen darin, daß wir Alle unser anständiges „Auskommen haben, Alle lesen und schreiben können, sich nur die Harmonie „und Mäßigkeit — die Talmudisten sagen Mittelmäßigkeit — unseres „Geistes zu offenbaren scheint.“

Die Deutschen und Russen in Ddessa nennen auch die Karäiten, indem sie dem hebräischen Pluralis noch ihre eigene Plural-Endigung anhängen, „Karäimen.“ Bei den Ungebildeten ist dann dieses Lippen — m sogar in das Lippen — b übergegangen, und es unterhielt mich daher einmal eine lange Zeit ein dortiger Bürger von den Karäiben Ddessa's, von denen er mir allerlei Wunderdinge erzählte. Als ich ihn fragte, ob sie auch Menschenfleisch äßen, lachte er mich darüber eben so herzlich aus, wie ich ihn über seine Karäiben.

Was die Kleidung der Karäiten anlangt, so ist sie fast völlig tatarisch, in Ddessa wie in der Krim. Nur die tatarische Mütze, den Kalpak, haben in Ddessa wenigstens viele Männer mit einer europäischen Mütze vertauscht,

wie man denn überhaupt bemerken kann, daß immer alle Revolutionen in der Kleidung zunächst mit einer Veränderung der Hauptbedeckung beginnen \*).

„Seht! seht! das ist der kleine Mangub,“ sagte mir der Thürwächter der karäitischen Synagoge in Odessa, mit dem ich im Gärtchen derselben stand, die Aus- und Eingehenden zu betrachten, indem er dabei auf einen wunderhübschen Knaben hinwies, der aus der Synagoge mit vielen anderen hervortrat, „sein Vater ist der reichste von uns Odessa'schen Karäiten, bei dem könnt Ihr Euch die Kleidung, um die Ihr mich fragt, recht genau betrachten; denn er hat sie nach dem besten Schnitt.“ — Die Knaben hatten ihre Pantoffeln vor der Thüre der Synagoge gelassen und amüsierten sich damit, zum Intermezzo während des Gottesdienstes in bloßen Füßen unter den Bäumen umherzulaufen. Diese karäitischen Knaben sehen übrigens alle so elegant goldig und seidig wie eine Schaar junger Prinzen aus. Ich mischte mich unter sie und sagte dem kleinen Mangub, daß ich seine Kleider so hübsch fände, er möchte sie mir doch ein Mal zeigen und nennen. „Iswojtje, pa Turetzki?“ „Auf Türkisch?“ fragte er mich, „recht gern!“ — Die Karäiten sprechen nämlich unter sich tatarisch und nennen das, wie die Tataren selber, türkisch, die Odessa'schen verstehen übrigens auch alle Russisch. Die karäitischen Kleider, wie der kleine Mangub sie mir angab, waren nun folgende: Das seidene Gewand, welches unser Hemd repräsentirt, heißt „Külmek,“ — die Pantalons, meistens ebenfalls von Seide, werden „Kontschak“ oder „Schalwar“ (Schariwari) genannt. Ueber Schalwar und Külmek hängt in weitem Faltenwurf, nur oben auf der Brust eng anschließend und mit einer Menge kleiner silberner Haken zugehäkelt, der „Lon“ herab, welchen in der Mitte des Leibes der „Kuschak“ (Gürtel) zusammenhält. Ueber dieses lange Unterkleid ziehen sie alsdann noch ein kurzes, meistens mit Pelz verbrämtes Oberkleid, oder eine Oberweste, „Dschübae“ genannt. „Seht, und obenauf setze ich dann noch mein rothblaues Fes,“ sagte der kleine Mangub, „empfehle mich Euch zu Gnaden und springe fix und fertig mit oder ohne Babuschen (Pantoffeln) davon.“ Und damit hüpfen alle die kleinen Prinzen wieder in die Synagoge, um sich zu ihren Vätern auf die Teppiche zu legen und eine Zeit lang dem Gottesdienste zu lauschen.

Von dem Barte der Karäiten läßt sich besonders bemerken, daß Alle ihn auf der Lippe stehen lassen, übrigens ihn aber wegrasiren bis auf einen ganz merkwürdigen, äußerst schmalen, langen Backenbarts-Streifen, der unten vom Kinn über die Kinntladen hinweg und bei'm Ohre vorbei so weit hinauf

\*) In Wien haben auch die spanisch-türkischen Juden ihre übrige Kleidung fast noch völlig unverändert beibehalten, während sie schon ein Mützchen nach österr. reichlichem Schnitte tragen.

geht, als nur Haare wachsen. Auf dieser äußerst dünnen Linie dürfen aber auch die Haare nicht wachsen, wie sie wollen, sondern werden gleich einer Gartenhecke so stark unter der Schere gehalten, daß sie nur einem gemalten Streifen gleichen. Diese streifige, über die Haut hinirrende Bartschattirung findet sich auf der Wange aller Karaiten ganz auf dieselbe Weise und vollkommen in derselben Richtung. Nicht so bei den Tataren. Wahrscheinlich ließe sich von dem Ursprunge dieses sonderbaren, die Karaiten von den Tataren unterscheidenden Bartstreifens irgend ein Geschichtchen erzählen, das mir aber nirgends bekannt wurde.

Nichts gleicht der prunkenden Pracht, mit welcher die karaitischen Weiber auftreten, doch tragen sie dieselbe in den Straßen von Odeffa nicht so häufig zur Schau, wie die Frauen ihrer talmudischen Glaubensgenossen. Die karaitischen Weiber sieht man vielmehr nur in ihrer Synagoge oder im Inneren ihrer Häuser im vollen Staate, und so lange sie am Sabbath über die Straße gehen, halten sie sich immer in ein großes europäisches Umschlagetuch gehüllt. Entweder fühlen sie, daß ihre orientalische Pracht zu sehr gegen alles übrige, sie umgebende Europäische absticht, oder es ist noch eine alte furchtsame Gewohnheit, die ihnen von den Tatarenzeiten her anklebt. Genug, erst, wenn der Thürwächter sie in's Innere des stets verschlossenen Tempelhofes eingelassen hat, lassen sie die Hülle fallen und daraus neben einem Paar schöner Augen alle die Strahlen ihres Goldes und ihrer Perlen hervorblicken. Sie tragen alle, wie auch die tatarischen Weiber und die tatarischen Zigeunerinnen, das rothe Fes mit blauem Seidenbüschel auf dem Haupte. Sie erhalten dadurch etwas Männliches, und hübsche Karaiten- und Tataren-Mädchen kamen mir immer des Fes wegen wie junge Amazonen vor. Während aber das Fes überall, wo es getragen wird, bei den Männern einfach ist, ist es bei den karaitischen Frauen dagegen mit Gold brodirt, und außerdem sind rund herum hebräische Buchstaben mit Perlen gestickt, von denen sie mir sagten, daß es Sprüche aus der Bibel seien. Bei den Verheiratheten windet sich das rabenschwarze Haar in einer dicken Flechte um den unteren Rand des Fes herum. Bei den Unverheiratheten aber fällt das Haar in einer Anzahl dünner höchst zierlicher sämmtlich gleich langer Flechten herab, die wie Franzen rund um den Kopf hängen, was denn freilich mehr sonderbar als hübsch aussieht. Ich zählte gewöhnlich, so viel mir die Flüchtigkeit der Mädchen zu zählen gestattete, 40 bis 50 Flechten. Man begreift nicht, woher die karaitischen Mütter und Geschwister die Muße und Geschicklichkeit nehmen, ihren Töchtern und Schwestern so viele mühsame Zöpfchen, in deren Enden noch gewöhnlich hübsche Bändchen eingeflochten werden, anzudreheln. Denn nehmen wir auch im Durchschnitt den Zopf nur zu einer Elle Länge an und geben wir einer

Mutter auch nur vier Töchter, was doch nichts so Seltenes ist, so hat eine solche arme Frau nicht weniger als 200 Ellen Zöpfe zu flechten, was denn bei der untadeligen Glätte und Kunst, mit der die karäitischen Mädchenzöpfe geflochten werden, allein schon ein ganzes Tagewerk sein muß. Vielleicht erspart ihnen aber eben die Festigkeit jener zierlichen Zöpfe neue Arbeit, und die Haare werden wohl immer nur an Festtagen neu geflochten, indem sie während der Woche aushalten. Die Tracht der jungen Mädchen ähnelt der oben beschriebenen der Knaben. Die Matronen aber sind alle in den prunkendsten Sammet gekleidet. Das Unterkleid, das etwas kurz ist, besteht aus mit Gold gesticktem, purpurrothem Sammet, worüber ein weites, langes und auf dem Boden schleifendes Oberkleid von demselben Stoffe und bei allen von violetter Farbe getragen wird. Dieß Oberkleid ist vorn von oben bis unten offen und läßt unter schön dunkelnder violetter Bedeckung den Schimmer und das Feuer des Unterkleides und des Busenschmuckes sehen. Was den letzteren betrifft, so wird hier am meisten der Reichtum und der Glanz der schönen Karäitinnen entfaltet. Sie haben große Kränze und Gewinde von Goldstücken um den Hals geschlungen, die auf die Brust herabhängen. Ein paar Schnüre mit ganz kleinen türkischen Goldmünzen, ein paar mit holländischen Ducaten und zuletzt noch einige mit großen spanischen Dublonen oder türkischen Doppelzechinen, befinden sich reihenweise über einander. Ihre Brust ist bis tief herab so stark mit solchen aufgereihten Goldstücken bedeckt, daß sie einen förmlichen Panzer bilden. Dicht um den Hals zieht sich noch ein Collier von Perlen, von dem ein Perlenes über jenen Ducatenpanzer herabfällt und seinen Glanz noch vermehrt.

Auch selbst auf die Religion der Karäiten scheint der Mohamedanismus der Tataren von nicht geringem Einflusse gewesen zu sein, höchst wahrscheinlich auch auf die Art und Weise, über Religion zu denken, augenscheinlich aber auf das Aeußerliche ihres Gottesdienstes. Ihre Synagogen gleichen in ihrer schmuck- und geräthlosen Einfachheit vollkommen den Moscheen, wenigstens entschieden in der Hauptabtheilung. Nur ein kleiner Theil ist vorn gleich bei der Thür davon abge sondert und mit Bänken versehen, wie man es in den Moscheen nicht findet, und über dieser Abtheilung befindet sich die Gallerie, in welcher hinter einem Gitter die geschmückten Frauen prangen, und eine solche Frauengalerie fehlt denn in den Moscheen allerdings auch. Der übrige größere Raum aber bietet ganz den Anblick einer Moschee, er ist frei und der Boden mit Teppichen belegt, welche die Karäiten eben so wie die Mohamedaner nur mit bloßen Füßen betreten und auf denen sie bei'm Gottesdienste knien, sitzen oder liegen. Es befindet sich in diesem ganzen Raume sonst weiter nichts als der Schrein, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden, und zu dem einige Stufen hinaufführen.

Ich wohnte hier am 20. September, an welchem Tage sie ihr großes Buß- und Sühnfest feierten, ihrem Gottesdienste bei. Sie begehen dieß Fest eben so wie die talmudischen Juden, mit denen sie sonst viele Feste nicht gemeinschaftlich haben, nämlich die, welche Moses nicht unmittelbar selber eingeführt hat, ganz so, wie die Protestanten die Feste auch nicht mit den Katholiken feiern, welche nicht unmittelbar aus der Bibel ihre Veranlassung nehmen. Sie hatten ihre Pantoffeln, Schuhe und Stiefeln vor der Thür abgelegt und auf den Brettern eines Schrankes aufgehäuft, der wie ein reich assortirter Schuhmacherladen ausah. Die Synagoge war sehr gefüllt, und es war Gelegenheit genug gegeben, das tatarische Gepräge der karaitischen Gesichtsbildung vielfach bestätigt zu finden und überall die Grundzüge dieses Gepräges wieder zu bemerken.

Die Meisten hatten Kalpaks von den feinstgekräuselten krim'schen Fellen zur Kopfbedeckung. Keiner Wange fehlte jener oben bezeichnete Bartstreifen, und Alle lasen eifrig in der Bibel, Einer jedoch nur laut, während die Andern still folgten, bald Dieser, bald Der, bald ein Alter mit zitternder Stimme, bald ein ganz Knabenjunges Blut mit mädchenhaften Tönen, bald ein armer kranker Blinder, der den Text auswendig wußte, dann Einer mit einem tiefen durchdringenden Bass, dann wieder ein ganz Bescheidener, Schüchternere aus entlegenem Winkel kaum hörbar. Dann und wann repetirte und sang der wie ein Beduine von oben bis unten in weißes Gewand gehüllte Priester, der sich während des ganzen Gottesdienstes nur von hinten zeigte und sein Gesicht knieend, stehend oder niedergeworfen, stumm oder singend dem heiligen Gesetzeschrein zugewendet hielt. Der Gottesdienst sollte an diesem so heiligen Tage den ganzen Tag dauern, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und gefastet hatten Alle schon seit dem letzten Sonnenuntergange. Da die Synagoge für die kleine Gemeinde geräumig genug war, so hatten sich auf den Teppichen Gruppen gebildet, in denen sich das Gleiche zusammenpaarte. In dem einen Viertel lag ein Duzend junger schwarzäugiger Burschen zusammen, in dem anderen hatten sich mehr die Alten und Wohlhabenden hingekauert. Am gefälligsten waren die Gruppen, welche einige Väter mit ihren seidenstoffigen Söhnchen bildeten. Wie die Türken und Tataren, lieben auch die Karäiten ihre Söhne unendlich; sie kosen und scherzen beständig mit ihnen, auch sogar in der Synagoge. Die kleinen hübschen Jungen schienen sich auf den bunten Teppichen recht wohl zu gefallen, legten die Köpfe auf den Schooß ihrer Väter und schmeichelten ihnen. Der Vater, zu Zeiten sein Buch bei Seite legend, lächelte ihnen zu, verwies sie sanft zur Ruhe, wenn sie es zu arg machten, und küßte sie häufig. Manche dieser Kleinen, die auch schon geduldig seit achtzehn Stunden gefastet hatten,

waren ihren Vätern vor Müdigkeit im Schooße eingeschlafen, und diese fuhren fort, Gottes Wort über dem Haupte ihrer schlummernden Kinder zu lesen. Als die Sonne sank, drängten sich Alle noch eifrig zum Fenster, und die Hintermänner hielten ihre Bücher über den Köpfen der Vorderen hinweg, um noch die letzten Strahlen des scheidenden Gestirns auf ihren Schriftzügen aufzufangen und sie in den letzten Schlußgesängen des Tages wieder von sich zu strömen. Erst als aller Lichtstoff aus den Räumen geschwunden, hielten sie dafür, dem Gesetze genug gethan zu haben, und begaben sich, ihre Kinder an der Hand — aber Keiner seine Frau am Arme — nach Hause.

Man sagte mir, daß die Karaiten sich beim Gebete nach der Seite wenden, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher die Juden sich kehren. Das würde denn eine ziemlich starke Abneigung gegen ihre ehemaligen Brüder an den Tag legen. „Auf den Messias hofft Ihr doch aber auch“, fragte ich einen Karaiten, der mir in Odeffa vor seiner mit persischen und türkischen Seidenwaaren gefüllten Bude eine Lehrstunde über seine Secte gab. — „Ach, ja wohl, wir erwarten ihn immerfort, Tag und Nacht. Er kann in wenigen Tagen kommen, vielleicht morgen schon, oder gar heute. Ja, es kann sein, daß er schon da ist, und wir wissen es nur nicht.“ — „Morgen ist Schabbes“, sagte, sich einmischend, eine alte runzelige Talmudistenfrau, die neben der Thür des Karaiten ihr Tischchen mit einer kleinen Nadel-, Zwirn- und Bandniederlage hatte, „morgen ist Schabbes, und wenn der Messias morgen käme, juchhe! so würde ich ihm all' mein Essen geben.“ — „Nun, Alte“, bemerkte ich, „der wird Dein Essen wohl nicht nöthig haben.“ — „Ne, der hat nichts nöthig“, sagte der Karait, „er wird uns ja Alles geben müssen, was wir bedürfen.“ — „Ach, großer Gott, da wird er mir viel geben müssen!“ seufzte die arme alte Frau. — „Wird er Euch denn aber auch Frieden geben und Freundschaft unter Euch Oschuffut und Karaiten stiften?“ — Auf diese meine Frage antworteten sie mir Beide nichts, die Unversöhnlichen!

## **Zu den Titelblättern.**

Die kleinen Darstellungen, die wir auf den Titelblättern unserer Reisebeschreibung voranschickten, werden freilich wohl dem Leser durch das Werk selbst größtentheils verständlich sein. Zu seiner Bequemlichkeit aber, und um einiges im Buche etwa nicht Berührte näher zu erklären, schließen wir noch folgende kurze Andeutungen an:

### **1) Zum Titelblatte des ersten Theiles.**

Das Bild stellt einen Theil der ebenen, wüsten Steppe dar, deren Horizont sich in unabsehbliche Ferne verliert.

Der Werste lange Schweif einer besarabischen Karavane bewegt sich zum Vordergrunde heran. Die Wagen sind plumpe Holzgerüste, die vordersten mit hohen Aufsätzen von Flechtwerk, die mit Kohlen gefüllt sind, die hinteren mit anderen Waaren bepackt. — Jeder Wagen wird von vier weißen oder silbergrauen Ochsen gezogen, die in ein oft sehr hübsch geschnitztes, immer sehr zweckmäßig gestaltetes Joch, übrigens aber ohne weitere Zugleinen eingespannt sind. An den Hörnern ist ihnen der Naleatsch (der Leitstrick) befestigt, an welchem die Fuhrleute sie zuweilen links oder rechts auf die Seite reifen. Die Fuhrleute sind Besarabier, Männer von stämmigem Körperbau, mit verbranntem und bestaubtem Angesicht und ganz so gekleidet wie die Statuen, welche die Römer vor zweitausend Jahren von den alten Daciern meistelten.

In der Ferne sieht man eine zweite Karavane sich in anderer Richtung bewegen.

Zur Rechten und Linken nisten Schwäne und Pelikane in den Schilfbüscheln, mit denen die feuchten Stellen, die Seen und Flußthäler der Steppen erfüllt sind.

Sonst ist Alles wüste und öde in der Steppe, und die menschlichen Behausungen, die etwa hier oder da gegründet sind, verstecken sich in tief eingeschnittenen Thälern, oder sind als Erdhöhlen unter dem Rasen verborgen und werden bei einem Ueberblicke des Ganzen nicht bemerkt.

Aus den Dorngebüscheln der Steppen schneiden sich die Kosacken Stäbe und Schäfte. Von Weinreben, wie sie in einigen Steppenthälern wild und an der krim'schen Küste von Menschen gepflegt vorkommen, umrankt, rahmen solche Stäbe noch andere kleine Bilder ein:

einen Schafhirten in malorossianischer Kleidung, mit einem Irlik (Schäferstabe) in der Hand, seinen kampflustigen Dtscharki (Schäferhund) zur Seite und ein fettschweifiges walachisches Schaf zu den Füßen, zwei russische Priester, deren Gottesdienst und Kirchen sich jetzt überall in den Steppen verbreiten und mehren,

einen tatarischen Murza (Edelmann), dem ein kleiner Knabe eine Schale mit Scherbet präsentiert, und

eine Zigeunerin mit ihrem Gemahl, walachische Musiker und Reisende in der Krim auf den kleinen unermüdlichen Gebirgspferden des Landes.

Ueber den Kosackensäbeln, welche schützend wie ein Dach das Ganze bedecken, thut man einen Blick in die Vergangenheit des Landes, in die Kämpfe der Kosacken mit den barbarischen Nomaden der Steppe, die sich fliehend mehr und mehr vor jenen siegreichen Dienern der Saaren zurückzogen.

In Folge dieser Siege sind jetzt nun Bogen und Pfeile, Trommel, Schwert und das Scepter der Kosackenhetmans, so wie das der tatarischen Chane in die Rüstkammer gelegt. Es sind seitdem Geräthschaften in der Steppe gezimmert worden, wie sie hier früher nie existirten: Grabscheit, Rechen, Weinfäß und Pflug, — und auf dem Halbmonde, der sonst die Steppe allwaltend beleuchtete, ist nun das griechisch-russische Kreuz gepflanzt, zu dessen hochthronendem Sitze jetzt Alles hier verehrend aufblickt.

## 2) Zum Titelblatte des zweiten Theiles.

Die Anordnung und Einfassung auf dem zweiten Bilde ist dieselbe wie auf dem ersten. Das Epheu, welches die Stäbe umrankt, ist in den krim'schen Bergen sehr häufig. Die Stämme dieser Pflanze werden dort oft sehr groß und überziehen zuweilen ganze nicht unbedeutende Felsen.

Unten zur Rechten und Linken thun verschiedene Arten von Likwi (Kürbissen) das Ihrige, um das Bild wohlgefällig einzurahmen.

Die Equipage im Vordergrund stellt eine russische Troika (Dreigespann) dar. Der Wagen, auf dem die Passagiere auf Strohbindeln und Kissen sich einen hohen Sitz arrangiren, ist eine Telege. Es ist dies die gewöhnliche Extrapost, deren sich in Rußland alle Reisenden bedienen, die nicht mit eigener Equipage fahren. Die stets bewegliche und schreiende Glocke unter dem Chamut (Bügel) darf dabei nie fehlen. Der Kutscher hat ein Duzend Bügel in der Hand, und so weit er auch mit der Peitsche ausgreift, so schlägt er doch die Pferde nicht, sondern droht ihnen nur. In den Steppen fährt man so gewöhnlich mit der Schnelligkeit, die Bürger's Lied andeutet:

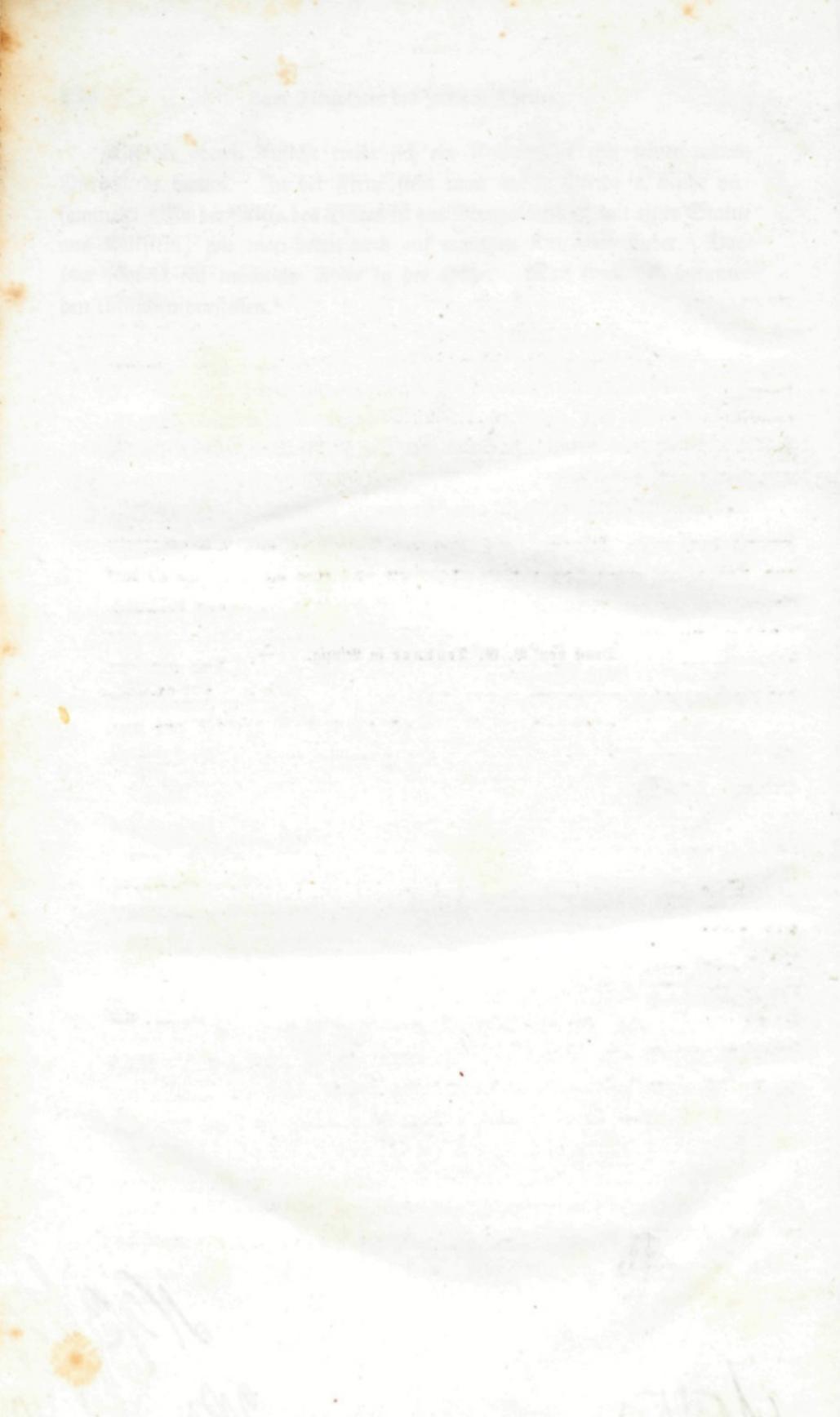
„Daß Stein und Funken stoben.“

Die kleinen Bilder zu den Seiten stellen Folgendes dar:

zwei tatarische Postillone, die sich ihren Pillaw kochen,  
 zwei gemeine tatarische Frauen, vom Kopf bis zum Fuß verhummt, nur vor den Augen mit einem schmalen Schlitze,  
 weiterhin zur Linken unverhüllte tatarische Frauen,  
 gegenüber zur Rechten einen schmiedenden Zigeuner vor seinem Zelte, von seinem braunen Söhnchen unterstützt,  
 dann einen kleinrussischen Dudelsackpfeifer,  
 und endlich einen tatarischen Kirchhof mit den in Stein gemeißelten Sarkophagen und Turbanen, zwischen denen ein trauerndes Weib umherwandelt.

Auf der oberen Ansicht treibt sich ein Tabuntschik mit seiner wilden Pferdeherde herum. In der Ferne sieht man andere Pferde in Ruhe versammeln. In der Mitte des Bildes ist ein Mongolenhügel mit einer Statue aus Kalkstein, wie man deren noch auf manchen Kurganen findet. Darüber schwebt ein mächtiger Adler in der Höhe. Man kann sich darunter den russischen vorstellen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



**Arnoldischen Buchhandlung**

in Dresden und Leipzig

sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ansichten der westlichen Schweiz. Mit flüchtigen Reisebemerkungen über den Oberrhein, von G. L. W. 8. 1808. 21 Gr.

**v. Ehrenstein, F. W.**, Freddolinen. Erinnerungen an Süd-Deutschland und Oberitalien. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813; aus den bewährtesten Quellen gezogen und dargestellt von einem Stabsoffizier des K. S. Generalstabes. Mit 4 Karten und Planen. gr. 8. 1821. broch. 4 Thlr. 12 Gr.

**Göde, Ch. A. G.**, England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise in den Jahren 1802 und 1803. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 4 Thle. 8. 1837. 5 Thlr.

**Heusinger, Dr. S. G.**, die allgemeine Geschichte. Ein Lehrbuch für Jeden, welcher diese Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit und in ihren Haupttheilen kennen lernen will, vorzüglich aber für das Bedürfnis der Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet. Erste Abtheilung: Geschichte der Menschheit. Nebst einer Zeittafel. Zweite Abtheil.: Geschichte der Völker. Dritte Abtheil.: Geschichte einzelner Begebenheiten. Vierte Abtheil.: Geschichte einzelner Personen. 8. 1835. broch. 2 Thlr.

**Klemm, Dr. G.**, Italice. Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommenen Reise nach Italien. gr. 8. 1839. broch. 2 Thlr. 18 Gr.

**Kohl, J. G.**, Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Theile. Mit einem Grundriß von Petersburg. gr. 8. 1841. broch. 4 Thlr.

**Münnich, K. S. W.**, Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höheren Stände, vermehrt u. verbessert durch eine tabellarische Uebersicht der ganzen Erdbeschreibung. Deutsch und französisch. Mit einem Atlas von 12 neu gezeichneten Karten, nach den fortschreitenden Kenntnissen geordnet. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr. Ohne Atlas 8 Gr.

Leben und Sitte in Persien. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1828. Velinpapier 2 Thlr. 4 Gr.

**v. Odeleben, O. Freih.**, Napoleon's Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. Eine treue Skizze dieses Krieges, des französischen Kaisers und seiner Umgebungen, entworfen von einem Augenzeugen in Napoleon's Hauptquartiere. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage, nebst einem Plane von Dresden mit den Feldbefestigungen vom 26. und 27. Aug. 1813. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

119363

2 Br. 1. 40

(15.25)

Reisebilder aus der Levante. Aus dem Englischen von N. Lindau, mit einer Vorrede von W. A. Lindau. 8. 1828. Velinp. 1 Thlr. 8 Gr.

**Nichter, E. F. M.**, Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—1817. Für die reisere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 10 Bände. 8. 1822—1829. Ladenpreis 10 Thlr. 8 Gr. Herabgesetzter Preis 7 Thlr. 12 Gr.

— — dieselben. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. 10 Bändchen. 16. 1831. broch. Prän.-Preis 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

**Inhalt:** Erstes Bändchen. Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg. Zweites Bändchen. Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York nach Kopenhagen. Drittes Bändchen. Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de France. Viertes Bändchen. Reise von Nantes nach den Antillen und dann nach Schottland, England und der Insel Walcheren. Fünftes Bändchen. Reise von London nach China und Rückkehr nach England. Sechstes Bändchen. Bemerkungen über England und Reise nach Sicilien. Siebentes Bändchen. Beschreibung der Stadt Messina und Schilderung ihrer Einwohner. Achtes Bändchen. Bemerkungen über Sicilien, Reise von Messina nach Aegypten und Rückkehr nach jener Stadt. Neuntes Bändchen. Reise von Messina nach Alicante, Joiza, Bona, Tarragona, Malta und Odeffa, und Rückkehr nach Sicilien. Zehntes Bändchen. Reise von Messina nach Livorno, Genua, Savona, Catania, Neapel, Palermo und den ionischen Inseln, und über Malta und Triest nach Sachsen; nebst Erklärung der in dieser Reisebeschreibung vorkommenden nautischen Kunstausdrücke.

**Nichter, E. F. M.**, Die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange, zur Belehrung der reiferen Jugend und zur Unterhaltung für Jedermann, auch zum Gebrauche für Seereisende und angehende Seeleute. Mit Seekarten und Abbildungen. Erster Band. Das Meer nach seinen physischen Eigenschaften, seiner Eintheilung und seinen Erzeugnissen, nebst einleitenden Bemerkungen über das Wasser im Allgemeinen. Mit einer Seekarte und 6 Tafeln Abbildungen. 8. 1835. geb. Prän.-Preis 2 Thlr.

— — deren zweiter Band: Der Schiffbau und die Einrichtung der Schiffe, nebst geschichtlichen Bemerkungen. Mit einem Atlas von 12 Tafeln. 8. 1832. 1 Thlr. 18 Gr.

**v. Schubert, Dr. G. S.**, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Vierte größtentheils umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1840. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die Urwelt und die Fixsterne. Zweite zum Theil umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1839. broch. 1 Thlr. 16 Gr.

**Vienneux, A.**, Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Theile. 8. 1826. Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.

**Walsh, N.**, Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkengebirge, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Mit einem Plane der Gegend von Konstantinopel. 8. 1828. 2 Thlr. 9 Gr.







